Aus den Tiroler Bergen.



Lustige
und
leidige
Geschichten
von
Reimmichl.

(= Sebastian Rieger Cooperator in Gries

1899

Brixen.
Verlag der Buchhandlung des
Kath.=polit. Preßvereins.

Seinem väterlichen Freunde,

dem hochwürdigen

Herrn Pfarrer Johann Treyer

in Verehrung gewidmet

vom Verfasser.

Der Fahnlbua.

I. Capitel.

Es will Abend werden.

Der Frühling war ins Land gezogen. An einem hellen Sonnentage, anfangs Mai, zeigte er sich in seiner vollen Pracht. Gestern hatte der Regen den ganzen Tag aus den Wolken herniedergeströmt; heute in der Früh lag das Thal noch voll dichtem Nebel. Die Sonne mit ihren warmen Strahlen zertheilte ihn bald, und wie große Wollflocken rollte er sich immer lichter und glänzender an den Berghängen empor. Droben aber griff ein frischer Wind in die Nebelmassen, verwebte und zerzauste sie um die Bergspitzen, bis sie in tausend lustigen Spielen und Bildern ins reinste Blau zerflossen.

Herunten im Thale war das Frühlingsleben schon erwacht. Die munteren Vögel in ihrem weißen und blauen, grünen und gelben Federkleide hüpften auf den Bäumen von Zweig zu Zweig und sangen so laut und hell ihr Frühlingslied, dass ihnen die Kröpflein darob fast zersprangen. — Die jungen Blumen waren auch aufgestanden,

die Frauenäuglein, die Engelsblümchen, die Tanzerlen, und wie sie alle heißen. Sie hatten die Kelche geöffnet und schauten mit ihren hellen Kinderaugen recht neugierig in die sonnige Welt hinaus.

Auch in alle Tiroler Herzen war ein sonnenwarmer Frühling eingezogen, denn es war der Frühling des Jahres 1809. Erst vor ein paar Wochen hatten die Schützen den Feind über die Landesgrenzen hinausgeknallt, das Blau-weiß war dem Weiß-roth gewichen, der bairische Löwe war in den Boden gesunken, der Tiroler Adler wieder aufgestiegen; allgemeiner Jubel herrschte im Lande. Nicht am geringsten war die Siegesfreude im Dorfe, wo unsere Erzählung spielt, wir wollen das Dorf St. Jörgen nennen, obwohl es eigentlich nicht so heißt. — Die St. Jörgener hatten an der Befreiung des Landes rühmlichst mitgethan; ihre Schützenfahne mit dem Herz Jesu-Bilde war klein zerschossen aus dem Kampfe zurückgekommen, ein Zeichen, dass die St. Jörgener Schützen irgendwo gestanden, wo es nicht Blumenblätter, sondern heiße Bohnen geregnet hatte. — Darum begegnen wir lauter heiteren Gesichtern; aus den Häusern und von den Wiesen her schallt fröhliches Plaudern und Lachen. Nur in einem Hause, zuäußerst im Dorfe, scheint die allgemeine Freude keine Einkehr genommen zu haben. Während sonst überall Thür und Fenster geöffnet sind, um die frische Luft und die Sonne einzulassen, ist dort alles verschlossen; die Fenster sind so dicht verhängt, dass sich auch nicht der feinste Sonnenstrahl hineinzustehlen vermag. — Wir wollen nicht gleich ins Haus ein-

treten, sondern uns vorerst um den Eigenthümer desselben etwas bekümmern.

Das Haus gehört dem Glocken-Sepp. Der Glocken-Sepp war Thurmwart an der Pfarrkirche zu St. Jörgen, d. h. er mußte an Sonn- und Festtagen und bei jeder feierlichen Gelegenheit das Glockengeläute besorgen. Die Glocken waren ihm ans Herz gewachsen, und er fühlte sich nirgends wohler als droben im Kirchthurme, wenn alle Glocken feierlich zusammenklangen; — daher hatte er auch seinen Namen.

So schön läuten wie der Sepp und der „terische (schwerhörige) Wastl“ konnte aber auch niemand in der Gemeinde. Ihr ganzes Gemüth, Freud und Leid, waren sie imstande, den Glocken mitzutheilen. Wie traurig stöhnten die Glocken beim Schiedungsläuten, wie feierlich und ernst klangen sie beim Tagläuten an hohen Festtagen in der Früh, wie jubelten sie in der heiligen Nacht oder zur Auferstehung! Niemand vermochte zu begreifen, wie das Ding zugehe. „Ja, Freundlen,“ pflegte der Sepp zu sagen, „wißt's, das Ding liegt darin, wie man die Glocken anschlagen läßt!“

Der Sepp war auch Fähnrich bei der Schützencompagnie, und wenn möglich, wäre ihm die Schützenfahne noch lieber gewesen als seine Glocken. — Nebenbei trug der Sepp ein kerntirolisches Herz im Leibe, voll Liebe zu Kaiser und Vaterland. — Die Baiern mochte er schon gar nicht, und zwar aus drei Gründen: Erstens, weil sie dem falschen Napoleon geholfen und das Tirolerlandl geraubt haben, zweitens, weil sie die schönen Festtage abbringen wollten, und drittens, ganz

besonders, weil sie dem Glockenläuten so feind waren. Freudig hatte dem Sepp das Herz gepocht, als die Laufzettel im Monat April durchs Land flogen, als die Signalfeuer von den Bergen erglänzten und die rothen Fähnlein überall aufstiegen, als es endlich hieß: „Es ist Zeit!" Einer der ersten war er mit der Herz Jesu-Fahne auf dem Kirchplatz gestanden, mit einem hellen Jauchzer hatte er jeden herannahenden Schützen empfangen.

Im Sturm gieng es hinaus nach „Sprugg"; hell knallten die Stutzen, und die bairischen Blauröcke fielen wie Karten aus den Reihen. — Doch den Sepp ereilte auch das Unglück. Er fühlte plötzlich ein heißes Brennen im Unterleibe, er wankte und stürzte mit der Fahne zu Boden. Eine Kugel war ihm ganz nahe am Leibe in den Oberschenkel gedrungen. — Die St. Jörgener hatten ihn nachhause getragen; jetzt lag er schon drei Wochen schwer verwundet darnieder.

Wenn wir nun in das Haus eintreten, so sehen wir in der dunklen Stube ein Bett, und ganz tief drinnen liegt der Sepp; sein Gesicht ist eingefallen, seine Wangen scheinen so unheimlich roth, die Nasenflügel schlagen heftig auf und nieder, der Schweiß steht ihm auf der Stirn, sein Blick ist starr auf ein Muttergottesbild geheftet, das gegenüber an der Wand hängt. Neben ihm sitzt kummerbleich sein Eheweib, die treue Nanne, und betet ganz leise den Rosenkranz.

Lange war der Kranke schon still dagelegen, jetzt plötzlich wandte er sich an sein Weib.

„Du, Nanne, ich weiß was!"

„Was denn, Sepp?"

„Ich will dir's sagen, aber nicht weinen darfst!"

„Ist's denn so traurig?"

„Traurig eigentlich gar nicht! . . . Weißt du, heute Nacht werd' ich fortgehen."

„Du kannst ja nicht fort, Sepp; wohin willst denn gehen?"

„In den Himmel!"

„Sepp, red' nicht so! Du bist heut' ja besser; der Pfarrer hat auch gesagt, der Puls gehe nicht mehr so schnell!"

„Nanne, ich kenn's, mit mir ist's gar; . . . ich merk's schon selber, der Brand hat sich zur Wunde geschlagen, er kriecht immer weiter herauf; wenn er zum Herzen kommt, dann ist's fertig."

Einige Augenblicke war es still in der Stube, die Nanne schluchzte ganz leise in die Schürze.

Der Sepp begann wieder: „Musst nicht weinen, Nanne! Schau', für mich ist das Sterben ein Glück; ich sterbe für den guten Kaiser Franzl, für unser liebes Tirolerlandl und für den heiligen Glauben. . . . Schau', die heiligen Martyrer haben auch für unsern Herrn ihr Blut und Leben hingegeben. Nanne, meinst nicht, dass ich im Himmel droben zu den Martyrern komme? . . . Und die Herz Jesu-Fahne hab' ich getragen; unser Herr wird seinem Fahnlbua doch ein schönes Platzl bestellen."

„O, gewiss, Sepp, gewiss!" schluchzte das Weib. „Du bist auch früher alleweil ein guter Christ gewesen, und wie schön hast du geläutet, unserem lieben Herrn zur Ehr' und den Leuten zur Freude!"

Der Kranke schwieg längere Zeit; er schien in tiefes Nachdenken versunken; endlich begann er von neuem: „Nanne, komm' näher zu mir, ich muss noch etwas mit dir reden, ich bin zu schwach, laut zu sprechen . . . Schau', Nanne, mit unserem lieben Gott bin ich fertig, ich habe schon längst abgerechnet, der Herr Pfarrer hat mir geholfen — es ist nicht gar eine lange Rechnung gewesen. — Ich hab' jetzt wieder nachgedenkt, aber ich sehe, dass alles stimmt. — Jetzt muss ich dir etwas sagen. Fürs erste bedanke ich mich recht schön für alle Liebe und Treue, die du mir während der sechzehn Jahre, die wir beisammen waren, erwiesen hast. Wir haben nicht lange beisammen sein können, aber wir kommen wieder zusammen; ich werd' dir im Himmel ein recht schönes Platzl ausbitten, gerade neben mir!" Die Nanne schluchzte laut, der Sepp sprach weiter: „Nanne, thu' nicht weinen und pass recht auf, ich kann nicht mehr lang sprechen. Meine erste Bitte auf dem Sterbebette ist, thu' mir die Kinder recht gut auferziehen. Der Peterle will studieren, wie er alleweil sagt. In Gottes Namen, wenn es nicht bloß Flausen sind, lass ihn einmal probieren. Droben beim Sanderbauern liegen dreihundert Gulden; die gehören euch mitsammen. Wenn der Peterle wirklich in die Stude kommt, thust du sie abtreiben. Schrift habe ich keine, aber der Sanderbauer weiß darum, und das ist genug . . . Das Gütl gehört jetzt einmal dir, später bekommt's wohl ehe der Hans. Mein Kugelstutzen und das Pulverhorn gehört dem Hans; er ist schon ein guter Schütz und wird

noch ein besserer werden. Weil ich schon solange Fähnrich bei den Schützen gewesen bin, so wär's mir halt recht, wenn die Fahne in unserer Familie bleiben könnte. Jetzt ist der Hans noch zu grün, aber später soll er die Fahne erhalten; ich hab' ja auch das Herz Jesu-Bild daraufsticken lassen im Jahre 97. Sage dem Hauptmann, dem Stueler, diesen meinen Wunsch. Droben im grünen Kastl sind ein paar Silberthaler. Dafür läßt du mir einige Messen lesen, auch steckst du ein paar Kerzen auf im Maria Trost-Kirchlein. — Schuldig bin ich nichts; abmühen und plagen müßt ihr euch doch, wenn ihr leben wollt; ohne Schinden und Plagen geht's einmal nicht auf dieser Welt. ... Wenn ich anfange zu sterben — ich werd' dir's schon sagen, wenn's dazu kommt — dann gibst mir die geweihte Kerze in die Hand; der Hans soll mir die Hand halten, dass ich die Kerze nicht auslasse, du thust mir vorbeten! Den Pfarrer brauchst nicht mehr zu plagen, er hat ehedem soviel Arbeit, und ich bin mit dem Herrgott schon fertig ... Wenn ich fort bin, werden euch die Nachbarn schon helfen. Aufbahren thut ihr mich dort mitten in der Stube unter dem Kreuze; die Muttergottestafel könnt ihr über meinem Kopfe aufhängen. Den Rosenkranz gebt ihr mir in die Hand, den will ich mitnehmen — er ist von meinem Vater; und anlegen thut ihr mir das Schützengewand! ... So, jetzt weißt du alles, und ich sage dir nochmals für alles „Vergelt's Gott"! — Deinen Vater und die Mutter werde ich schon recht grüßen im Himmel droben. .. Und richtig, dem „terischen Wastl" schenkst

den großen Spielhahnschweif und sage ihm, er soll mir dafür die große Glocke recht schön läuten beim Begräbnis, aber nicht traurig, sondern lustig, just so wie in der heiligen Nacht!"

Die Nanne weinte laut.

„Sepp," schluchzte sie, „wenn es schon nicht anders sein kann, so thu' für mich im Himmel recht beten, dass ich bald nachkomm', und hab' mir nichts für ungut!"

„Dazu hab' ich keinen Grund, Nanne," bemerkte der Sepp, „aber geh' und hol' mir die Buben, ich muss sie noch segnen."

Bald kam das Weib mit den beiden Knaben. Der ältere, der Hans, war ein schlanker Bursche mit kirschrothen Wangen und schwarzen Augen, aus denen schon ein eigenthümliches Feuer leuchtete. Er war hochgewachsen, man hätte ihn älter als vierzehn Jahre sein lassen. Der jüngere war mehr blond, und man merkte ihm seine stille, sanfte Gemüthsart im Aeußern an.

„Buben, kommt her ganz nahe," sprach der Sepp, „ich muss mit euch was reden! — Seht, mit mir geht's zu Ende, in ein paar Tagen lieg' ich nicht mehr da in der Stube." Die Knaben fiengen an zu weinen, besonders der Peterle.

„Lasst das Flennen," fuhr der Sepp weiter, „und passt recht auf, was ich sage! Thut mir der Mutter folgen und macht ihr keinen Verdruss. Ich hab' mir's sauer werden lassen, euch zu braven Leuten heranzuziehen. Wenn ihr ausarten würdet, müsste ich mich im Grab umkehren ... Du, Peterle, wenn du willst ein Geistlicher werden, so ist's mir recht ... Soviel wirst schon haben,

dass du kannst anfangen zu studieren, später verdienst dir selbst etwas, wenn du brav bist. Aber lern' mir schön Messe singen, und bei deiner ersten heiligen Messe, wenn du es soweit bringst, vergiss deinen Vater nicht! . . . Und jetzt, Hans, komm' du her! Noch näher! . . . Hans, bleib' brav und werd' ein rechter Tiroler! Meine Büchse hab' ich dir vermacht, damit du zu den Schützen gehen kannst, wenn du einmal älter bist; und Fahnlbua wirst auch einmal werden, aber noch bist zu jung."

„Vater, ich bin schon groß und stark!" bemerkte der Hans dazwischen.

„Sei ruhig und lass mich ausreden, ich bin zu schwach, mit dir zu wörteln! . . . Ich sehe voraus, unser Tirolerlandl wird noch schlimme Zeiten haben, noch recht viel Blut wird fließen in Tirol . . . aber bairisch bleiben wir nicht . . . der Kaiser Franzl kommt wieder ins Land, ich weiß es gewiss! . . . Und wenn er kommt, Hans, dann gehst hin und thust mir den Franzl schön grüßen und sagst, der Glockensepp sei gern für ihn gestorben . . . Wenn er dir etwas geben will, dann nimmst nichts an! Sag' grad', das sei in Tirol nicht Brauch. — Hilf der Mutter recht hausen, das Gütl bekommst ehe später, es ist nit so schlecht . . . So, jetzt kniet nieder, ich will euch segnen!"

Weinend knieten der Hans und der Peterle an dem Bette des Vaters, und zitternd bezeichnete dieser die beiden mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes; was er leise dazumurmelte, konnte man nicht verstehen.

Wie der Sepp vorausgesagt, so sollte es eintreffen. Gegen Abend hin trat das Fieber heftiger auf als je. In seinen Fieberphantasien war der Kranke stets in der Schlacht. Immer wieder rief er: „Hoch an, Feuer! . . . Schützen, Sturm! . . . Nur frisch darauf los! . . . Der Kaiser Franzl soll leben!“ u. s. w. Gegen elf Uhr wurde er ruhig. Plötzlich schlug er die Augen weit auf und sagte: „Nanne, jetzt ist's Zeit!“ Hastig riss diese die Kerze an sich und zündete dieselbe an dem Oellämpchen an; dann warf sie sich mit einem lauten Schrei über das Bett. Gleich hatte sie sich wieder gefasst, und mit einer Festigkeit, über die man sich hätte wundern müssen, betete sie dem Sterbenden vor: „O Jesus, dir lebe ich, o Jesus, dir sterbe ich, o Jesus, dein bin ich, todt und lebendig! . . . O süßester Jesus! o gütigster Jesus! o liebreichster Jesus! Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist! Jesus, Maria und Josef. steht mir bei!“ Auf einmal erhellte sich das Gesicht des Sterbenden.

„Der Seppl und das Nannele kommen! O wie schön, schaut, schaut!“ rief er.

Der Seppl und das Nannele waren unschuldige Kinder der Glocknersleute, die schon in der Wiege gestorben.

Noch einmal rief er: „Jetzt sind sie da! Schaut, schaut! . . . Jetzt wird's finster!“

Die Nanne betete noch inständiger: „Jesus, sei mir gnädig! Jesus, sei mir barmherzig! Jesus, verzeih' mir meine Sünden!“

„Jesus, Maria, steht mir bei in meiner Todesstunde!“ Noch ein paar harte Züge, und

der Sepp hatte ausgelitten, der Fähnrich war eingerückt zum großen Heerlager in die Ewigkeit. Laut weinend betete die Nanne mit beiden Knaben: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe!“

II. Capitel.

Tirol ist lei oans.

Die Glocken in St. Jörgen hatten dem Sepp ein trauliches Grablied gesungen. Der Sepp lag noch keine Woche unter der Erde, da tauchten schon wieder unheimliche Gerüchte auf.

Der Kaiser Franzl, hieß es, hat eine große Schlacht verloren; Oesterreich geht unter; die Baiern und Franzosen sind wieder ins Unterinnthal eingerückt.

Der Steiger-Brosl, ein Nagelkrämer, war über die Berge hergekommen: „Heilige Jungfrau!“ sagte er, „ich hab' sie schon gesehen. Das sind die leibhaftigen Antichristen. Mit keinem Mensch haben sie ein Erbarmen. Nicht einmal die alten Leut' und die unschuldigen Kinder, die armen Hascherlen, sind sicher. Ich hab's selbst gesehen, und das Blut ist mir vor Schrecken stehen geblieben. Die Leute werden hingemacht wie das Vieh: zerschossen, gespießt, geschunden und gebraten. — Bei Kitzbühel haben sie einer alten Frau die Zunge aus dem Munde gerissen, weil sie die Baiern Schinderknechte geheißen, und einem Fuhrmann, der sich wehrte, haben sie die Hände mit einem langen Nagel auf den Kopf genagelt.“

„Und die Kirchen haben sie geschändet,“ bemerkte der Viehhändler Klaus, „unsern lieben Herrgott aus dem Tabernakel herausgerissen; in Maria-Kreuz haben sie unserer lieben Frau auf die Brust geschossen wie auf eine Scheibe — und denkt euch — das rothwarme Blut ist aus der Wunde herausgeronnen.“

Diese Gerüchte liefen mit Windeseile durch das Dorf. Ueberall Furcht und Entsetzen. Zur Nachtzeit war der Himmel gegen Norden blutroth gefärbt, glühende Rauchsäulen stiegen hinter den Bergen empor, ein Zeichen, dass die Gerüchte leider Gott nicht der Wahrheit entbehrten.

„Es wird jüngster Tag,“ meinte der Tischler Veit, „der Napoleon ist der Antichrist! — Schaut nur, das Muttergottesbild draußen im Trostkirchl hat am Auffahrtstage so bitter geweint, und nicht etwa Wasser ist's gewesen, beileibe, die hellrothen Blutstropfen! Die Bet-Moidl hat's gesehen.“

„Der Todten-Valtl droben in der Klause, der Hellseher, thut nichts als weinen und beten. Er darf nicht sagen — was er sieht — der Pfarrer hat's streng verboten — aber gutes Zeichen ist das kein's!“ so wusste der Fuchs-Martl zu erzählen.

„Und draußen in St. Peter,“ ergänzte der Kern-Wastl, „wo die Landstürmer vom April begraben liegen, da haben die todten Schützen die knochigen Hände aus dem Grab herausgereckt, und erst wie der Dechant so lange gebetet und gesegnet hat, haben sie sie wieder hineingezogen.“

„Hat's niemand gehört, wie heute Nacht das Zügenglöckl mehrmals angeschlagen hat?“

Da waren gleich eine ganze Menge, die es wollten gehört haben.

„Und die Klage thut schon mehrere Nächte so jämmerlich; gestern hat sie beim Leichenstein hinausgewinselt."

Immer mehr solcher Gerüchte tauchten auf. Das Volk wurde immer unruhiger.

Der Stueler hatte auf den Pfingstmontag die Schützen einberufen; auf dem Anger hinter dem Wirtshaus war Musterung.

„Mander!" sagte er, „wie man hört, sollen die Feinde bereits in Sprugg sein; passt auf, es geht wieder los! Der Anderle, der Sandwirt, ist mit den Pfeirern schon auf; die Laufzettel können alleweil kommen. Wer mitgeh'n will, mag sich richten!"

Ein paar helle Jauchzer stiegen in die Luft.

„Sollen nur kommen, die Rothhosen und Boarfocken, alle mögen sie kommen; wir werden ihnen schon zeigen, wo unser Herrgott im Tiroler-landl ein Loch offen lassen hat."

„Möcht' grad' den Bonabartl einmal an-schauen; patsch hätt' er eine Kugel, dass er die Gigl aufrecket!"

Kam der Glocken-Hansl dahergelaufen.

„Stueler, i bitt' gar schön, lasst mich auch mit!" flehte er.

„Wir brauchen Männer," sagte dieser etwas barsch, „nicht junge Buben!"

„Ei woll! Ich bin groß und stark, und vor einem Franzos fürcht' ich mich nit. Ich hab' vorig's Jahr mit einem Geier gerauft in der Hochalpe droben, und gewonnen hab' ich's."

„Das geht nicht, du bist zu klein.“

„Ist nichts dabei; werden mich die Franzosen auch nicht treffen, wenn die Scheibe klein ist. Den Stutzen vom Vater gib ich her, dann ist einer mehr zum Schießen; aber gelt, Stueler, die Fahne tragen darf ich?“

Der Stueler wollte nicht nachgeben. Den Schützen gefiel aber der muntere Knabe, alle nahmen Partei für den Hans.

„In Gottes Namen, wenn ihr alle mühselig seid,“ bemerkte der Stueler endlich, „so mag ich nichts dagegen haben; aber deine Mutter muss einverstanden sein, Bub! Sonst jag' ich dich heim!“

Ein heller Jauchzer, und der Hans war schon fort. Zuerst gieng's hinauf in die Kirche und dann hinunter ins Glockenhäusl. Die Mutter saß in der Stube und blätterte in P. Cochems „Leiden Christi“.

Mit dem Rufe: „Mutter, heut' hätt' ich eine große Bitt', aber Nein sagen darfst nicht!“ stürzte der Hans zur Thür herein.

„Hans, was ist denn los? Wenn's nichts Unrecht's ist, kannst's ja sagen.“

„Etwas Unrechtes? Das wohl gewiss nicht! Etwas ganz Rechtes ist's; aber sagst du auch gewiss Ja?“

„Hans, du weißt, ich bin dir immer eine gute Mutter gewesen. Jetzt sei gescheit und sag', was ist los?“

„Mutter, darf ich mit den Schützen gehen, die Fahne tragen?“

„Aber, Hans, sei nicht närrisch! Weißt du nicht, was der Vater auf dem Sterbebett gesagt hat? Du bist noch viel zu jung!“

„Alle sagen sie gleich! Schau', Mutter, der David ist auch klein und jung gewesen, und doch hat er's über den Goliath gewonnen."

„Hans, ich will nicht mit dir streiten; aber ich hab' gar nichts mitzureden. Die Schützen werden sich schämen, mit dir auszurücken. Frag' nur einmal den Stueler."

„Ist alles schon richtig, Mutter! Die Schützen mögen mich gern, und der Stueler hat nur gemeint, die Mutter müsst' einverstanden sein."

Die Nanne wurde blutroth und dann wieder kreideweiß, ein paar dicke Thränen rollten durch ihre Wimpern.

„Hans, warum willst du denn fortgehen?" sagte sie, „ist's dir nicht gut genug da bei mir? . . . Denk', der Krieg ist kein Spass, da geht's auf Leben und Tod. Fürchtest du dich nicht vor dem Sterben?"

„O beileibe... ich hab' schon droben in der Kirche gebetet, dass ich ja gern sterben will, wenn wir nicht verspielen und das Landl nicht unter die gottlosen Baiern kommt."

„Hans, sterben willst du und mir ein solches Kreuz machen?" schrie die Nanne auf.

„Geh', Mutter, thu' nicht weinen," besänftigte das Büebele, „ich will dir was sagen: Du weißt selber, heuer am Auffahrtstage ist's recht traurig gewesen. Die ganze Gemeinde hat geweint, wie so viel Manderleut', alles Schützen, beichten 'gangen sind, und wie der Herr Pfarrer so hübsch gepredigt hat. — „Alle müssen zusammenhelfen," hat er gesagt, „das Vaterland und den heiligen Glauben zu retten. Es wird bald los-

gehen, aber das Herz Jesu wird wieder helfen, und wer im Kriege fällt, hat das Verdienst wie ein Martyrer" . . . Ich bin schon stark, und den Kaiser Franzl und das Tirolerlandl hab' ich auch gern. Sterben, ein Martyrer werden, den Gedanken bring' ich nicht mehr aus dem Kopfe. Ich mein', der Vater im Himmel droben hat längst schon Ja geschüttelt, und du thust auch nicht Nein sagen, gelt, Mutter!"

Die Nanne weinte laut.

„Weißt du auch, was der Todten-Valtl gesagt hat?" begann sie wieder, „dass bei der neuen Fahne drei ihr Leben lassen müssen, du bist der dritte! Der Valtl sieht in die andere Welt. ... Der Vater ist fort, und mir ist so Zeitlang um ihn, keine Stunde vergiss ich darauf; der Peterle will in die Stude, du gehst auch fort und kommst nicht mehr — Hans, da wird's mir zu kalt auf der Welt, ich mein', ich geh' auch bald und leg' mich nieder draußen im Friedhof, gerade neben dem Vater." Nun weinte der Hans mit der Mutter

„Schau'! sagte er, „gewiss ist's noch lange nicht, dass ich nicht mehr komme Vielleicht bin ich schnell wieder da, und wir sind kaiserlich und bleiben alleweil beinander! . . . Wenn ich sterben muss, ist nicht viel dahinter. Du hast uns ja selber oft gesagt: Der Himmel hat Aeuglen! Ich weiß schon, diese Aeuglen sind die Sterne droben in der Nacht. Schau', wenn du oft einmal eins recht glunzen und funkeln siehst, denk' dir nur, da schaut der Vater oder der Hans herunter,

die haben's recht gut, die thun mich grüßen und für mich beten, dass ich bald nachkomm'."

Weinend stand die Mutter auf und gieng hinüber zum Weihbrunnkrügl neben der Thür.

„In Gottes Namen, wenn es sein muss!" sagte sie. Mit zitternder Hand besprengte sie den Knaben. „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!"

Nun galt es, den jungen Fähnrich auszurüsten.

„Mutter, was muss ich für ein Gewand anlegen?" fragte der Hans.

„Das beste natürlich," antwortete diese; „du bist Herz Jesu-Fähnrich, musst ein bisl festtäglich beisammen sein!"

Sie brachte ein weißes Hemd — auf dem Kragen war der Namen Jesu eingestickt — eine kurze, lederne Hose, einen grauen Rock mit grünen Aufschlägen, ein rothes, geblümtes Halstuch.

„Solltest eigentlich ein schwarzes Tüchl anlegen, weil du noch klagen musst um den Vater," meinte sie, „aber als Schützenfähnrich passt das nicht." Um den Hut wand sie ein seidenes Band; darauf steckte sie einen Gemsbart, eine weiße Feder und einen Strauß von künstlichen Blumen; dabei drückte und zwinkerte sie mit den Augen, und die hellen Thränen fielen nieder auf die Kleider.

„So, Hans," sagte sie, „jetzt sind wir fertig. Der Buschen ist von deinem Vater, den hat er als Hochzeiter im Knopfloch getragen; das Band

ist von meinem Kranze. — In den Schnerfsack werd' ich dir Speck hineinthun und die Würst', die wir noch haben; wirst's gut brauchen können. — Da herein steck' ich dir das Geldbeutelchen, sind einige Silbergroschen drinnen, die hab' ich mit den Hühnern verdient; wirst auch recht froh darum sein — und vergiss nur den heiligen Schutzengel und unsere liebe Frau nicht!" Schnell eilte sie aus der Stube.

Beim Abendrosenkranz kamen der Nanne immer die Worte in den Mund: „Herr, gib ihm die ewige Ruh'!"

Finster war die Nacht heraufgezogen. Der Feuerschein gegen Mitternacht leuchtete heute noch unheimlicher. In St. Jörgen waren die letzten Lichter ausgelöscht. Da wurde es in der Dorfstraße lebendig. Eine eigenthümliche Musik ließ sich hören, eine Schwegel und zwei Geigen. Es klang keck und übermüthig lustig, dann wieder weich und schmelzend, bis ins tiefste Herz hinein, zuletzt traurig wie ein Sterbesang. — Jetzt begannen drei Stimmen zu singen:

Das Eichhorn auf'n Zaun
Hat an Schwaf, an krumpen,
Der Boarsack thuat nix,
Als wie ummerlumpen!

I bin überoll g'wesen,
Als im Boarnlond nie,
Hon alle Leut' g'söch'n
Als den Leut'fresser nie. — —

Nun wieder:

Und a Büchsl zum Schieß'n
Und a Hundl zum Kol'n,

I lass mir den Kaiser
Aufs Büch'l aufimol'n.

Wie die Lerchen, so frisch und rein, schmetterten sie den Jodler heraus, ein heller Jauchzer darauf; die Instrumente machten einen grellen Schrei, und jetzt klang es leise, weich und traurig:

Tirol ist lei oan's,
Ist a Landl, a kloan's,
Ist a schian's, ist a fein's,
Und das Landl ist mein's.

Die Sunne ist unter,
Sie geht nimmer auf;
Tirol, das ist g'storb'n,
Es steht nimmer auf. — —

Hiez mach'n mir a Grabl,
Recht tief muess es sein;
Do grob'n mir mitnanda
's Tirolerlandl ein!

Aufs Grob kimbt a Kreuzl,
A schwarzes, und woaßt:
Aufs Kreuz kimmt a Sprüchl,
Und 's Versl, das hoaßt:

Die Treu ist vastorb'n.
Mei Kaiser, leb' wohl!
Und thue nit vergöss'n
Dei Landl Tirol! — —

Tirol ist lei oan's,
Ist a Landl, a kloan's,
Ist a schian's, ist a fein's,
Und das Landl ist mein's!

Die Sänger waren fort. Die Geigen sangen immer trüber und leiser; ein Windstoß trieb noch laut den Reim vor sich her:

Tirol ist lei oan's,
A Landl, a kloan's!

In den Häusern blieb es ruhig, aber in den Herzen kochte und blutete es.

Die Frühglocke läutete den „Engel des Herrn", da wirbelte die Sturmtrommel durch das Dorf herunter, der Ruf erschallte: „Es ist Zeit!" Wer die nächtlichen Musikanten gewesen, wusste niemand zu sagen, aber die Laufzettel vom Sandwirt waren da. Die Schützen rückten hinauf in die Kirche zur Segenmesse, es waren viel mehr als gestern. Die Lichter auf dem Altare flackerten unruhig, „und das ist kein gutes Zeichen", meinte der Schmied-Flor, „aber die Glocken läuten so lustig wie am Ostersonntag"! Nur der Glocken-Nanne kam es vor wie Grabgeläute. Der Pfarrer hatte die Schützen gesegnet. Nun standen sie draußen im Friedhof; munter flatterten die weißen Federn auf den Hüten, und lustig wehte die Herz Jesu-Fahne über ihren Häuptern.

„Fahne in die Mitte, rechts um, marsch!" commandierte der Hauptmann. Der Schwegler blies ein; unter Jauchzen gieng es das Dorf hinab.

Mancher Schütze löste sich bei den einzelnen Häusern noch aus den Reihen, um gleich wieder dahin zurückzukehren. Vom Angerbauer die Thresl wartete auf ihren Bräutigam, den Spinger-Hansl. Schnell trat er an sie heran.

„Thresl," sagte er, „das Ringl, das ich dir geschenkt hab', thust jetzt vom Finger, es

schickt sich nit! Hochzeit machen wir, wenn wir kaiserlich sind; für jetzt heißt meine Braut „Tirol“! Und geh' hinauf ins Trostkirchl beten, dass uns die Muttergottes hilft.“

„Ins Trostkirchl will ich schon gehen,“ meinte die Thresl, „aber das Ringl bring' ich nicht mehr herunter, es ist angewachsen; bleut's nur tüchtig die Baiern und komm' wieder gesund, dann kann's Ringl wohl d'rauf bleiben!“

Der Holderbauer ergriff noch einmal sein Söhnlein, das bausbackige Jörgele, hob es zu sich empor, gab ihm einen lauten Schmatz und sagte: „Himmelmamme, beten!“

Die alte Staudenbäurin hielt ihren Sepp bei der Hand und wollte ihn gar nicht auslassen: „Gelt, kommen thust wohl wieder, Sepp!“ sagte sie in einemfort.

Die Glocken-Nanne stand auch vor dem Hause. „Hans,“ rief sie, „bald hätt' ich's vergessen: Leg' dir das Pfennigl um, es ist vom Mirakelpater in Brixen geweiht; mach' deiner Fahne keine Schand'! . . . Da hast noch einen Weihbrunn! Und jetzt b'hüet' Gott!“ — —

Die Schützen waren vorüber; die Nanne hatte ihre Thränen zurückgehalten, aber jetzt brachen sie mit aller Gewalt hervor, ein Tropfen schlug den anderen. Als sie ihre Augen erhob, schwenkte die Fahne um den Hügel.

III. Capitel.

Mein Vater hat's gesagt.

Die St. Jörgener Schützen kamen bereits etwas zu spät. Der Sandwirt Hofer war mit seinen Pseirern, mit den Etschthalern und Vintschgauern schon über den Brenner gerückt; überall hatten sich die Schützen ihm angeschlossen. Am 25. Mai war es am Berg Isel bereits heiß zugegangen. Mehreremale wurden die Baiern von den Tirolern den Berg Isel hinunter in die Ebene getrieben. Hunderte von todten und verwundeten Feinden bedeckten das Schlachtfeld; die Tiroler hatten fast keine Verluste. Aber von ihren gedeckten Stellungen in die Ebene hinunter konnten sich die Bauern nicht wagen, da ihre Zahl viel zu gering, und da es nebenbei an Kanonen und Reiterei fehlte. So zogen sich beide Parteien wieder in die alten Stellungen zurück: die Baiern nach Innsbruck, Hofer nach Matrei.

Von da erließ der Sandwirt in die verschiedensten Gegenden seine Aufgebote.

So schrieb er an Straub nach Hall: „Bester Herr Straub! Seien Sie von der Güte und thun Sie sich mit dem Herrn „Spöck“ (Speckbacher) beim Judenstein verständigen, er weiß alles.“ Nach Oberinnthal gieng das Aufgebot: „Liebe Brüder Oberinnthaler! Kommt's uns zuhilfe, den allgemeinen Feind zu verjagen. Wenn ös aber g'scheiter sein wöllt's als die göttliche Fürsichtigkeit, werd'n mir's auch ohne enk dermachen.“

Von allen Seiten kamen neue Schützentruppen heran und wurden mit hellen Jauchzern empfangen. „Ju ju che che che!“ klang das Echo von den Bergwänden. Die Fahnen wurden zum Kusse aneinander geschlagen, und die Schützen präsentierten vor dem Obercommandanten.

Auch die St. Jörgener waren nun eingerückt, und ihr junger Fähnrich hatte beim Sandwirt Gnade gefunden.

Die Anführer berietheu sich, wann man den Feind wieder angreifen solle.

Da kam ein Trupp Schützen die Gasse herauf; in ihrer Mitte hatten sie zwei junge Stubaier, welche beim ersten Angriffe verloren gegangen.

„Grüß' di Gott, Hans!“ schrie der Stiegler-Lois, „und der Hias auch da! Hab' schon gemeint, es seien euch bairische Bleibohnen beim Magen geblieben.“

„Sell nit,“ sagte der Hias, „aber gut gangen ist's nit; zu weit voraus gerannt sind wir, und auf einmal sind wir mitten drinn' gewesen unter den Blaufräcken; sie haben uns abgefangen. — Ein solch bairischer Schneiderbue hat uns schon den Galgenstrick unter die Nase gehalten; aber der Herr General muss eine wichtige Post haben; als Briefboten hat er uns hergeschickt zum Anderle. Da ist der Brief, und als Botenlohn möcht'n wir den Anderle recht bitten, dass er nit grantig ist.“

Der Sandwirt öffnete den Brief. Während er las, runzelte sich die Stirn, seine Augen begannen Blitze zu schießen.

„Da ist der Wisch!“ sagte er ungeduldig zum Pater Haspinger, „der kennt uns Tiroler schlecht!“

„Aha,“ meinte der Pater, „dem steigen schon die Grausbirnen auf; da nennt er uns die „sonst so biederen Tiroler“; das soll wohl der Speck sein für die Mäuse! — Heimgehen sollen wir und die Waffen ablegen — weit gefehlt, Mandl! Wir wollen uns die Baiern etwas anschauen, die im Unterinnthal wie die Türken gehaust haben. — Einen vortheilhaften Frieden sollen wir schließen — das wär' eine schöne Falle, aber so dumm sind wir nicht!“

„Morgen wird vorgerückt!“ sagte der Sandwirt entschlossen.

„Was gibst ihm für eine Antwort, Anderle?“ fragte der Pater.

„Die Antwort geben wir morgen alle mitsammen draußen bei Innsbruck.“

„Ah, sell wär' ungebildet, ein Briefl schreiben musst ihm schon doch!“

Hofer setzte sich und schrieb:

„Den Frieden schließen wir, wenn der letzte Baier über Kopfstoan hinaus ist.

Andere Hofer, Obercommandant.“

Als Briefträger wurde der junge St. Jörgener Fähnrich, der Glocken-Hans, bestimmt. Dieser nahm freudig den Auftrag an, weil es ihm wohl that, dass der Sandwirt ihm soviel Vertrauen schenkte. —

Andreas Hofer ließ alle Schützenführer zu sich kommen, dann entblößte er sein Haupt,

faltete die Hände, blickte wie verklärt zum Himmel und rief mit lauter, weithin klingender Stimme: „Heiligstes Herz Jesu, dir weihe ich neuerdings unser bedrängtes Tirol, die Männer von Tirol und mich; ach, Herr, erbarme dich unser! Wir geloben den Bund mit dir zu halten und für weltewige Zeiten dir treu zu bleiben! — Männer von Tirol, nicht wahr, das geloben wir?“

„Wir geloben es!“ klang es fest und kräftig durch die Reihen. „Wir geloben es!“ so schallte es hinaus über die Straßen und Felder. Die Schützenfahnen senkten sich rauschend vor dem göttlichen Kriegsherrn, die Hände erhoben sich feierlich zum Schwur.

* *
*

Der Glocken-Hans war draußen beim General. Auf den Wiltauer Feldern war das ganze bairische Militär aufgestellt; die einzelnen Compagnien marschierten hin und her und machten allerlei Wendungen, dazwischen wirbelten die Trommeln und schmetterten die Trompeten. Dort beim steinernen Kreuzl hielt der General, um ihn herum ein Kreis von Officieren mit goldenen Krägen und hohen, schmalen Hüten, den sogenannten „Wolkenkliebern“. Der Hans war mitten unter ihnen und drehte seinen Hut zwischen den Fingern. Den Brief vom Sandwirt hatte er dem General übergeben. Dieser erbrach ihn, machte einen Blick hinein, warf ihn zu Boden und trat mit den Füßen darauf. Dann rannte er wüthend hin und her und schimpfte über die

verstockten Bauerntölpel. — Dem Hans schoss das Blut in die Wangen.

„Mit Verlab, mein lieber Herr General, oder wie man Euch heißen soll,“ sprach er, „so hat der Anderle, der Sandwirt, nit gethan, wie er Euren Brief bekommen hat.“

„Was meint der Gelbschnabel?“ schrie der General

„O, ich mein' nur, wenn der Herr so närrisch hin- und herläuft, könnt' ihm leicht die Prax (der Säbel) zwischen die Füß' kommen, dass er gar noch zu Boden fällt.“

Der General schien den Hans nicht recht verstanden zu haben.

Jetzt stellte er sich gerade vor den Knaben hin, und mit zorniger Stimme donnerte er denselben an: „Jetzt pass auf, du frecher Schlingel! — Und dass du mir genau alle meine Fragen beantwortest; wenn du lügst, sollst du meine Reitpeitsche fühlen!“

„Mein lieber Herr, der Anderle, der Hofer, hat gesagt, die Unterhändler dürfe der Feind nicht einmal anrühren, das sei ein Recht, das in der ganzen Welt gehalten werde. Aber freilich, ihr Baiern kennt gar kein Recht, ihr würdet's euch nit schämen, mich zu schlagen. — Fragt's nur einmal! Wenn Ihr was Rechtes fragt, werd' ich die Antwort nit schuldig bleiben; und das könnt's Euch merken: Lügen thun wir Tiroler nit, das ist nit unser Brauch, und fürchten thun wir uns auch nit, und von einer Peitsche erst recht nit!“

„Wo steht der Sandwirt mit seinen Bauern?“

„Seht's, da fragt's schon ganz was Unrechtes; das darf ich nit sagen!“

„Ich muss es wissen!“

„Wenn Ihr's schon wissen müsst: auf seinen Füßen steht er oder noch genauer: in seiner Hos'n!“

Der General bebte vor Zorn; unwillkürlich griff er nach seinem Säbel, ließ aber gleich wieder die Hand sinken.

„Frecher Bub,“ donnerte er, „gleich antworte, oder ich lasse dich erschießen!“

„Das könnt's mich schon lassen, dann stirb ich fürs Vaterland!“

„Fürchtest du dich nicht vor dem Sterben?“ nahm ein älterer Officier das Wort.

„O beileibe; unser Krieg ist ein heiliger Krieg; wenn ich sterbe, komm' ich in den Himmel!“

„Wer hat dir das gesagt?“

„Mein Vater hat's gesagt.“

„Wo ist dein Vater?“

„Im Himmel.“

„Woher weißt du das?“

„Er ist fürs Vaterland gefallen heuer nach Ostern; vor drei Wochen haben sie ihn begraben ... er hat viel leiden müssen!“

„Ist dir nicht leid um den Vater?“

„O sell wohl, sell, recht der Weil lang ist mir.“

„Schau', da seid ihr Tiroler nur selbst schuld an all dem Leid.“

„Sell ist nit wahr. Wir haben euch Baiern nichts gethan; ihr habt uns die Häuser

angezündet, unsere Geistlichen verjagt, unsern lieb'n Herrn habt ihr in der Kirche so schrecklich verunehrt und Unsere Liebe Frau auch; wie das Vieh habt ihr uns behandelt . . . Sollen wir uns nit wehren?"

Der Officier schwieg. Dafür aber fuhr der General wieder auf:

Ja, der Hofer hat die Schuld und die anderen versteckten Rädelsführer; ich habe dem Lande Frieden, Ordnung und Wohlstand bringen wollen, nun jedoch soll es anders kommen!"

„Herr General, mit Verlab, wenn ich's sag': Ihr kommt mir g'rad' vor wie der König Herodes; der hat auch all's Schöne verheißen; anbeten hat er's wollen, das Jesukind; wenn er's aber kriegt hätt', hätt' er's umbracht.

Wenn wir uns nit wehren, und wenn Ihr's Land Tirol einmal habt, da könnt Ihr leicht ein tiefes Grab machen, wo die Tiroler hinein müssen. Ordnung und Frieden wär' dann freilich im Land.

Habt Ihr etwa in Schwaz drunten auch den Leuten Glück und Frieden bringen wollen?"

Der General schnaubte vor Wuth. Da begann der alte Officier wieder:

„Aber wenn ihr euch wehrt, es nützt nichts. Der Kaiser Napoleon hat viel Militär und viele Bundesgenossen — lange kann dem niemand widerstehen."

„Oha, mein lieber Herr, wir haben schon auch einen, der uns hilft."

„Wer ist denn der?"

„Unser lieber Herr. Wir haben mit dem Herzen Jesu einen Bund geschlossen, und unser Herr, mein' ich, ist's dem Napoleon auch noch!"

„Wer hat dir denn das gesagt?"

Mein Vater hat's gesagt: ... wir haben eine Fahne mit dem Herz Jesu-Bild, mein Vater hat sie früher getragen, und jetzt trag' ich sie; das Herz Jesu verläßt die Tiroler nicht!

„Dein Vater ist gefallen; vielleicht trifft dich auch bald eine Kugel, schad' wär's um das junge Blut."

„O gar nit schad'; wo einer das Blut fürs Vaterland vergießt, hat mein Vater gesagt, da wächst ein Rosenstock, und aus den Röslein schlüpfen Engel heraus, schneeweiße; die tragen den Schütz in den Himmel hinauf."

„Aber hast du keine Mutter zuhaus? Die wird klagen und jammern um dein junges Leben."

„Klagen und jammern thut sie nicht; ein bisl weinen wird sie wohl; aber dann denkt sie wieder, der Hans ist gestorben für Gott und für den Kaiser Franzl, und im Himmel droben ist er auch ..., und dann kommt sie bald nach."

„Du bist ein herzhafter Bub; aber für den Krieg bist du noch zu jung ... Wenn du willst, nimm ich dich zu mir; ich hab' keine Kinder; ich lass dich in München studieren, kannst ein Herr werden, und gut sollst du es haben."

„O ich dank' recht schön, lieber Herr ... Ihr seid freundlich, ganz anders als der Glatzkopfete

dort mit dem einspannigen Augengucker. Nach Baiern gehen kann ich nit. Ich thät' mir die Augen ausrehr'n vor Heimweh ums Tirolerlandl . . . Und wenn ich ein Herr werden thät', wär's am End' mit dem Himmel aus. Ich thät' mich auch schämen droben; zu meinem Vater könnt' ich nimmer hinzugehen und zu keinem Tiroler. Ein jeder thät' mir sagen: ‚Du hast's Tirolerlandl verkauft und den Kaiser Franzl!'"

Der Officier wischte sich eine Thräne aus dem Auge. Dann sprach er einige leise Worte mit dem General. Dieser blickte finster. Endlich sagte er mürrisch zum Hans: „Kannst gehen!"

Der Hans grüßte noch einmal zum alten Officier und gieng davon. — Da formte das Militär ein großes Quarré, die türkische Musik spielte ein. Den Hans juckte es in allen Gliedern, aber trotzig warf er seine Lippen auf; so sehr es ihn gewundert hätte, er schaute nicht zur Seite; verwundert blickten die Officiere dem jungen Tiroler nach.

Der Hans schritt durch den Waldweg. Da stand gleich neben dem Wege ein Marterle; darauf war geschrieben:

„Hier ist am 15. Juli 1801 die ehrsame Jungfrau Anna Priller unter einem Heuwagen verunglückt. — Sie trug auf ihrem Haupte den Brautkranz, er wurde ihr zum Grabkranz! — Wanderer, bet' ein Vaterunser und Ave Maria!" — Oben auf dem Bilde war die Waldgegend aufgemalt, auf dem Wege der

Heuwagen und unter den Rädern eine Frauensperson, draußen auf der Wiese eine kniende Jungfrau, einen Kranz auf dem Haupte und ein schwarzes Kreuz in der Hand. Ueber dem Bilde stand: „Heute roth, morgen todt!"

Der Hans betete im Weitergehen das Vaterunser, aber das „Heute roth, morgen todt" wollte nicht mehr aus dem Kopfe. Wie eine Ahnung befiel es ihn. Nicht traurig, sondern festlich gestimmt machte ihn der Gedanke.

IV. Capitel.

Himmelmutter, sollst a bisl obaschaug'n!

„Du, Thresl, thut der Vater die schönweißen Kugeln alle verschieß'n?" fragte der Anger-Loisl, ein etwa fünfjähriges, patschiges Büblein, seine Schwester, die Thresl.

„Sell weiß i nit," sagte letztere, „aber thu' nur fleißig beten droben bei der Himmelmutter, dass den Vater keine Kugel trifft. Wenn er heimkommt, thut er dir schon neue gießen, dass du kegeln und spielen kannst."

„Sell thu' i nit; i thu' mir die Kugeln aufheb'n, und wenn ich einmal groß bin, geh' ich auch Franzosen derschieß'n."

Die Thresl blickte heute gar traurig zu Boden. Sie war mit ihren beiden jüngeren Geschwistern, dem Loisl und dem Mariannele, auf dem Wege zum Maria Trost-Kirchl. Das Ringlein vom Spinger-Hans steckte richtig noch an ihrem Finger, aber so oft sie darauf blickte,

stahl sich eine Thräne aus dem Auge. — Ein schreckhaftes Bild stand immer vor ihren Augen, sie konnte dasselbe unmöglich aus dem Kopfe bringen. — Gestern beim Nachtrosenkranze war sie am Fenster gekniet und plötzlich mit einem lauten Schrei auf den Boden heruntergefallen.

„Ums Himmelswillen, was hast denn, Threse?“ hatte die Mutter gefragt.

„Schaut, schaut! Da draußen beim Zirmbaum kniet der Spinger-Hans! . . . Sein Gesicht ist voll Blut . . . mir ist eine kalte Hand übers Gesicht gefahren!“ keuchte die Arme.

„Das bildest dir ein, närrisches Mensch!“ versicherte die Mutter.

„Es ist ja finster draußen wie in einem Sack,“ meinte die Großdirn, „Augengläser magst aufsetzen und siehst nicht einmal den Kirchthurm.“

Die Thresl ließ sich aber das Ding nicht ausreden, und darum gieng sie heute mit ihren kleinen Geschwistern hinauf ins Trostkirchl, den Vater und den Bräutigam der Himmelskönigin zu empfehlen.

„Wie müssen wir denn zur Himmelmutter sagen?“ begann jetzt wieder das Mariannele und schaute mit seinen wasserhellen Aeuglein recht treuherzig zur Schwester empor.

„O sagt nur, sie soll auf uns herunterschauen und mit ihrem Schutzmantel die Franzosenkugeln auffahen, dass sie den Vater und die anderen Schützen nicht treffen“, bemerkte die Thresl.

„Sell thut sie wohl,“ meinte der Loisl, „i gib dem Jesukind dafür mein Ringl, das mir

der Pater geschenkt hat; — du, Thresl, könnt'st ihm 's deinige auch geben, ist sov'l ein schön's, roth's Sternl drinnen, das thät' 's Kindl halt freuen!"

„I werd's ihm freilich halt geben müssen", weinte leise das Mädchen.

„Warum thust denn rehr'n? Gibst's sov'l ungern her? — Mein' Hönigwecken, schau', den trag' i ihm morgen her, wenn's ihn nur will."

„Das Jesukind thut nicht essen."

„Ah nit?" versetzte traurig der Knabe. —

Sie waren in die Capelle hinaufgekommen. Droben beteten sie laut einen Rosenkranz und dann noch einen; ihre Augen waren fortwährend auf das liebliche Marienbild gerichtet. Da stieß der Knabe die Thresl.

„Du, Thresl," sagte er, „thu' mi hinaufheben, dass i dem Jesuskind die Füßlen bussen kann; . . . der Himmelmutter muss i auch was sagen."

Das Mädchen hob den Knaben in die Höhe, der Loisl aber schlang seine Arme um das Bild.

„Himmelmutter, sollst a bisl obaschaugn," betete er, „und mit deinem Mantel die Kugeln auffahen, dass sie 'n Vater nit treffen!" — „Schau', Thresl," rief er plötzlich, „wie die Himmelmutter die Augen rührt, und wie's Jesuskindl lacht! . . . Schau', schau', jetzt brauchst nimmer zu rehr'n!"

Das Mädchen aber weinte noch heftiger und wollte gar nicht vom Trostkirchl weichen, so ungeduldig die Kleinen auch wurden.

Kamen auch andere Leute herauf in die Capelle: die Glocken-Nanne und der Peterle, die alte Cenze, vom Stiegen-Wirt die Kinder u. a. m. Wohl alle hatten dieselbe Bitte wie die drei Geschwister: „Himmelmutter, sollst a bisl obaschaug'n!"

Wieder gieng die Thür auf, und herein trat im vollen Schweiße ein einarmiges, altes Männlein.

„Ah, das Tuxer-Jörgele! Wo kommst denn her?" fragte leise die Glocken-Nanne.

„Ueber die Berge her komm' ich", entgegnete das Jörgele laut. „Weil ich mit meinem linken Arme nichts machen kann und nicht mithelfen kann, das Vaterland zu befreien, so geh' ich halt kirchfahrten fürs Land Tirol. Bin wieder auf dem Wege nach Trens; — die Steine an meinem Rosenkranz sind halt meine Bleikugeln; die treffen auch recht gut, ja recht gut treffen sie, könnt' mir's glauben!

„Aber, Leutlen, thut's nur beten, recht beten! Habt's allen Grund dazu. Ich mein', draußen hinter „Sprugg" gibt's heut' ein böses Wetter. — Droben auf dem Donnerstein sieht man weit ins Thal hinaus. Hinter „Sprugg", da steigt ein dicker Rauch in die Höhe; ich weiß nit, brennt die Stadt, oder ist's alles Pulverdampf. — Geht nur hinauf und horcht einmal, wie's pumpert und rumpelt über die Berge her; und drinnen in der Höllenklamm, da rodelt's und rauscht's vom Widerhall. — Das sind die Kanonen und die großen Schießeisen. Man hört's ganz deutlich, weil der außere

Wind geht. — Mir ist ganz unheimlich worden droben auf dem Berge, wenn ich mir denkt hab', bei jedem Schlag gehen Menschen zugrunde und müssen hinüber vor Gottes Richterstuhl. Und so gach! — Es ist schrecklich, so gach zu sterben! — Alleweil hab' ich gebetet: „Herr, gib ihnen eine glückselige Sterbstund'!“ und dann wieder: „Herr, gib ihnen die ewige Ruh'!“ — Ja, betet's nur recht fleißig für eure Leut', ich glaub', sie sind auch draußen; betet's um ein glückseliges Stündl!“

So sprach das Jörgele. Ein starrer Schrecken hatte alle ergriffen, und lautes Weinen füllte die Capelle. Die heißesten Gebete stiegen auf zur Mutter aller Armen. Die Anger-Thresl schluchzte ganz laut. Das Bild von gestern trat mit aller Schreckhaftigkeit wieder vor ihre Seele. Es war ihr ganz gewiss, dass ein Unglück geschehen. Sie betete ganz still im Herzen:

„O Maria, lass' dich söchen,
Wann ihr Auge st.het still!
O Maria, lass' dich hören,
Wann ihr' Zung' nit reden will!
Wann ihr Puls thut nimmer gehen,
Streck' aus, Maria, deine Hand!
Wann sie vor dem Richtstuhl stehen,
Führ' sie ins himmlische Vaterland!“

* *
*

Was das Tuxer-Jörgele im Trostkirchl erzählte, hatte seine Richtigkeit. Um die Stadt Innsbruck draußen und besonders am Berg Isel gieng es heiß zu. Es war die zweite große

Schlacht der Tiroler gegen die Baiern und Franzosen.

Die St. Jörgener Schützen standen auf dem rechten Flügel in einem Wäldchen und pfefferten frisch in die Feinde hinein, welche dicht gedrängt den Berg herauf kamen.

„Du, Hans, siehst den Goldkrageten da drüben auf dem weißen Gaul? Putz' ihn herunter! Mein Stutzen derg'langt'n nit", sagte der Loden-Jos zum Spinger-Hans.

„Ah! dem wollen wir 's Bergkraxeln austreib'n!" entgegnete dieser; piff, knallte der Stutzen; der Goldkragen warf seine beiden Arme in die Luft und sank vom Pferde.

„Saggera . . .!" schrie der Eller-Toni, ich hab' schon so einen Käfer!"

„Musst nit fluchen," sagte der Hauptmann, „sonst fluchst uns den Segen weg . . . bist getroffen?"

„Ah beileibe! Hat keinen Wert; ein bisl in den Arm hineingangen ist's. — Hat auch einen Nutzen: bin das Aderlassen gewöhnt und brauch' jetzt den Bader nicht mehr", erwiderte der Toni. Dabei schnitt er sich ein Stück aus dem Futter seines Rockes und verband sich den Arm.

Dem Steiger-Valt riss es den Hut vom Kopfe, „Oha, Mandl!" schrie er, „ums Kennen zu hoch! Aber ich will dir zeigen, was 's heißt, a Federl herunternehmen!" Und lustig pfiff seine Kugel zwischen den Bäumen hinaus.

Der alte Finken-Veit, ein bekannter Wildjäger, lehnte seinen Stutzen an einen Baum und stopfte sein hölzernes Pfeifchen.

„Wenn 's Pfeifl nit brennt," meinte er, „will die Büchs auch nit recht singen... sind sov'l zusammengewöhnt, d i e z w e i: 's Pfeifl und die Büchs. 's Pfeifl ist heut' nie ausgekühlt und die Büchs auch nit... Hab' schon dreißig Kugeln hinausgeblasen, und keine ist umsonst verreist . . . So, jetzt kann's wieder losgehen!"

Da that's einen Krach, das Pfeifchen war verschwunden und hatte zwei Zähne mit sich genommen.

„Kreuz...!" fluchte der alte Wildjäger, und das Blut quoll ihm beim Munde heraus, „wenn ich den Kerl hätt', ich wollt' ihn bei den Ohren nehmen! — Um 's Pfeifl ist's schade, ums Pfeifl. Die zwei Beißer — bin ich froh, dass sie fort sind; haben mir Verdruss und Qual genug gemacht schon zwei Jahre."

Piff, paff, knallte es weiter, und die Baiern kugelten wie „Krippelemandlen" den Berg hinunter. — Doch immer massenhafter, ganz bürstendick kamen die Feinde heran. Da sauste eine Kanonenkugel durch die Baumzweige — ein furchtbarer Knall — und der Spinger-Hans lag schrecklich zugerichtet am Boden.

„Jesus, Maria und Josef!" schrie der Glocken-Hans und warf sich auf den leblosen Körper.

Eine furchtbare Wuth bemächtigte sich der Schützen. „Herz Jesu, hilf!" schrie der Hauptmann, und dann ertönte das Commando: „Vorwärts, Sturm!" Mit umgekehrtem Stutzen trieben sie die Feinde den Berg hinunter.

Da kam ein fliegender Bote: „Der Berg Isel in Gefahr!“ schrie er, „die St. Jörgener sollen hier bis zum Aeußersten aushalten, die Jaufener schnell auf den Berg Isel!“ und fort war er. — Die Jaufener hatten keine Sturmfahne. Auf ihre Bitte überließen die St. Jörgener ihnen die ihrige. Fähnrich blieb der Glocken-Hans.

Am Berg Isel gab es ein heißes Ringen, oft standen sich Mann an Mann gegenüber. Die Kugeln sangen durch die Luft, und die Gewehrkolben krachten auf die Köpfe der Streiter nieder. Schon hatte es den Anschein, als sollten die Tiroler von der Uebermacht des Feindes erdrückt werden. Da ertönte plötzlich von der Seite her das laute Feldgeschrei: „Das Herz Jesu und die heilige Jungfrau!“ Wie der Sturmwind fuhren die Jaufener dem Feinde in die Flanken. Die Herz Jesu-Fahne flatterte über ihren Häuptern. Oft war sie in Pulverdampf ganz eingehüllt, oft schien sie zu sinken, aber gleich flog sie wieder lustig in die Höhe. Ins dichteste Kampfgewühl hinein trug sie der junge Fähnrich, und die Feinde wichen, wie von einer übernatürlichen Macht getrieben, zurück.

Die Tiroler ließen sich von der Hitze des Kampfes allzusehr fortreißen und folgten dem Feinde in die Ebene hinunter. Der Berg Isel war von Schützen fast entblößt. Nur die Jaufener mit der Herz Jesu-Fahne hielten den Posten besetzt. —

Da wälzten sich wieder dichte Heeresmassen den Berg herauf. „Entweder siegen oder sterben!“

schrie der Hauptmann der Jaufener. Zugleich nahm er die Herz Jesu-Fahne und stieß dieselbe mit dem Schaft in die Erde, dass sie von selbst aufrecht stand. Der Glocken-Hans hatte den Stutzen und Kugelbeutel eines todten Schützen an sich gerissen und sich am Fuße der Fahne aufgestellt. Die Jaufener wollten das heilige Feldzeichen vertheidigen bis auf den letzten Mann. — So ließ das kleine Häuflein den Feind in nächste Nähe herankommen.

„Ergeben! ergeben!“ riefen die Feinde. Eine kräftige Gewehrsalve war die Antwort. Beinahe keine Kugel war umsonst verschossen. Wuthentbrannt stürmten die Feinde vorwärts. Die Uebermacht war allzu groß, bald war der kleine Schützentrupp umzingelt. Nun fiel kein Schuss mehr: man kämpfte mit dem Gewehrkolben, mit dem Messer und der Faust. Es bildete sich ein Knäuel von Kämpfern, von Verwundeten und Leichen. Ein Schütze nach dem andern stürzte todt über die Leichen seiner Brüder. In der Mitte aber flatterte noch immer die Herz Jesu-Fahne. Zur Seite stand noch der junge Fähnrich und vertheidigte sein Kleinod mit einer Kraft, die man dem Jungen nicht zugetraut hätte. Wer von seinem Gewehrkolben getroffen wurde, vergaß für immer das Aufstehen. — Jetzt sank auch e r neben der Fahne zu Boden, im nächsten Augenblick aber stand er wieder aufrecht und umkrallte die Fahnenstange. Da fuhr ihm ein Bajonnet in den Rücken, er fiel nach vorne und riss die Fahne mit sich zu Boden. Die Feinde zogen und rissen an der Fahne, aber der Knabe war wie angewachsen an dieselbe, sie schleiften ihn mit der Fahne am Boden herum.

— Plötzlich ein furchtbares Knallen und Pfeifen und darauf ein Brüllen von vielen hundert Stimmen. Die Passeirer waren da, an ihrer Spitze der Sandwirt selbst; im Rücken kamen schon die Stubaier. Wieder sausten die Gewehrkolben und blitzten die Messer — nur kurze Zeit — die Baiern eilten in wilder Flucht der Ebene zu. Der Berg Isel gehörte den Tirolern.

Der junge Herz Jesu-Fähnrich lag neben der Fahne am Boden; seine Fingernägel waren ganz blutig, er hatte sie ins Holz der Fahnstange eingekrallt, und mit den Zähnen hielt er noch das Tuch fest. Der Sandwirt machte die Fahne los und pflanzte sie wieder an der Spitze des Berges auf. — Die Baiern flohen auf allen Seiten, und als um 4 Uhr nachmittags endlich die Oberinnthaler auf den Höhen von Zirl erschienen, war die Schlacht für die Tiroler entschieden. Der Obercommandant sank vor der Herz Jesu-Fahne in die Knie und verrichtete ein inniges Dankgebet.

V. Capitel.

Unser' Herrn Tag.

Am 1. Juni des Jahres 1809 war „unser' Herrn Tag", das Fest des heiligen Frohnleichnams. Nie hat Tirol das Fest herrlicher begangen als in diesem Jahre. Siegesjubel klang durch das ganze Land.

An zwanzig Schützencompagnien waren am Vorabende gerade von der Schlacht her in

St. Jörgen eingerückt; sie wollten „unser' Herrn Tag" in St. Jörgen feiern. —

Kaum hatte die Nacht ihren dunklen Schleier über die Berge gezogen, da begann das ganze Thal zu flammen und zu leuchten. An den Bergen hinauf bis an die höchsten Spitzen erglühten die Freudenfeuer. Jeder Strauch und jeder Baum, jede Kuppe und jeder Hügel schien zu brennen. Der mächtige Donnerstein und die Kernspitze erschienen am Rande mit einem Flammenstreifen eingefaſst, ihre Form zeichnete sich in Feuer. Die Fenster an den Häusern erglühten im hellen Lichtschimmer; auf dem Windbühel und in der Frohnleite funkelten lichte Namen: „Kaiser Franzl" und „Andreas Hofer". Auf dem Thalgrunde flimmerte und flirrte es von tausend und abertausend Lichtern und Flämmchen. — Das war ein Tanzen und Drehen, ein Aufleuchten und Niedertauchen, ein Wiegen und Wogen, als ob das Firmament heruntergefallen, und als ob tausend Engel sich der Sterne bemächtigt und mit ihnen getanzt und gespielt hätten.

Hinter der Kirche stand ein Lärchenwäldchen. Aus diesem Wäldchen stiegen plötzlich rothe, blaue und grüne Feuerkugeln in die Höhe. — Aller Blicke wandten sich dorthin. Da ertönte jene eigenthümliche Musik — zwei Geigen und eine Schwegel. Das klang heute so toll und übermüthig wie der lustigste Hochzeitsreigen. Die Stimmen sangen wieder:

Tirol ist lei oan's,
Ist a Landl, a kloan's,

Ist a schian's, ist a fein's,
Und dös Landl ist mein's. —

Tirol ist lei oan's,
Und onders ist koan's,
So treu und so schian;
G'heart in Kaiser in Wian. —

Tirol ist lei oan's,
Ist a Landl, a kloan's,
Hat unsern lieb'n Hearn
Und in Kaiser so gearn.

Alles horchte, viele rannten hinüber ins Wäldchen, die Sänger zu schauen. — Die waren jedoch spurlos verschwunden; die Feuerkugeln stiegen weiter droben im Walde empor, und der Wind trug ganz leise den Reim herunter:

Tirol ist lei oan's,
Ist a Landl, a kloan's . . .

Wie Kobolde strichen die unbekannten Sänger durch Berg und Wald — hier und dort stiegen ihre buntglühenden Kugeln in die Luft — niemand konnte sie finden und sehen, und doch klangen ihre Stimmen so deutlich, fast geisterhaft hernieder in die Tiefe. . . . Das Singen und Klingen, das Jauchzen und Jubeln dauerte bis tief in die Nacht hinein — die letzten Feuer erloschen erst beim Morgengrauen.

Um 4 Uhr früh weckten Glockenklang und Pöllerknall die Leute zum Feste und zu neuer Freude.

In St. Jörgen wurde die Festfreude noch erhöht durch die glückliche Wiederkehr der Väter und Brüder.

Beim Spinger-Bauer war es freilich anders. — In der Stube auf dem großen Tisch lag der Schützenrock, der Hut mit der weißen Feder und der Stutzen vom Hans. — Die greulich verstümmelte Leiche hatte man in Patsch begraben.

Der Bauer stand kerzenbleich am Tische, keine Thräne löste sich aus dem Auge; nur bisweilen gieng ein Zittern durch seinen ganzen Körper. Die Mutter schluchzte laut in ihre Schürze, die Kinder wimmerten und weinten ganz herzzerbrechend. Am Ofen saß das 90jährige Großmütterchen. Sie ließ die Steine ihres Rosenkranzes in einemfort durch die Finger gleiten, währenddem ihr Mund leise murmelte. Ihr Gesicht schien zu lachen, über ihre Wangen jedoch liefen die hellen Zähren.

Während die Spinger-Leute trauerten und weinten, erdröhnten die Pöller und weckten ein hundertfaches Echo in den Schluchten und Gründen des Waldes. — Die feierliche Procession zog aus der Kirche. Neben dem Hochwürdigsten giengen 40 Schützen als Ehrengarde — sie hatten ihre Stutzen mit Tannenreisig geschmückt. Ein Zug von einigen hundert Landesvertheidigern, alles wetterharte Gestalten, die noch vor kurzem im Pulverdampf gestanden, marschierte voraus. Ueber den endlosen Reihen durch Wiesen und Felder hin tanzten die weißen Federn und flatterten die zerschossenen Kriegsfahnen. — Das war ein Blitzen der Waffen, ein Spiel der Farben! Dazwischen wirbelten die Trommeln und rauschte der Kriegsmarsch.

Unter den Kranzjungfrauen schritt die Anger-Thresl. Der Ring war verschwunden, und die hellen Zähren fielen herunter auf die weiße Schürze. — Die lustigen Weisen des Kriegsmarsches schnitten ihr tief in die Seele, vor dem Knattern der Stutzen schrak sie zusammen. Sie blickte hinüber zu den Reihen der Schützen; wie nickten die weißen Hahnfedern so keck von den Hüten — den sie meinte, den ihr Auge suchte — er war nicht mehr. — Sie schluchzte und betete: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm!“ — —

Der Wind trug den Jubel und die lustigen Weisen auch hinauf in die Todtencapelle, schaurig heulte das Echo in den stillen Räumen. — Die düstere Gruft war heute festtäglich geziert. Auf einem hohen, mit weißem Tuch überzogenen Gerüste lag ein todter Schütze. — Es war ein blutjunges Leben, das zur ewigen Ruhe gegangen — fast ein Knabe schien es. Er trug ein Festtagskleid; der Schützenhut mit Buschen und Hahnfeder saß auf dem Kopfe; ein großer Nagelestock senkte die hochrothen Blüten in das Gesicht des todten Schützen und gab demselben einen lebenswarmen Schimmer. — Von der Wand hernieder wallte die Herz Jesu-Fahne und bedeckte mit ihren Schwingen theilweise den Leichnam. — Zu Füßen der Leiche kniete ein Weib — die Glocken-Nanne — und weinte still in sich hinein. — — — So hell die Instrumente lockten, so lustig die Trompeten schmetterten, der Glocken-Hans, der todte Fahnlbua wachte nicht mehr auf....

Draußen lag das ganze Volk auf den Knien, die Fahnen neigten sich zur Erde, die Pöller erdröhnten, die Musik spielte den Generalmarsch — der Priester hob die Monstranze zum Segen.

Wie es drüben in der Todtencapelle nach-hallte und -rauschte und -donnerte, da bewegte sich die Herz Jesu Fahne leicht im Winde. — Es war wie ein letztes Grüßen an den todten Fahnlbua, das junge Opfer für Tirol und den Kaiser. — — —

Tirol ist lei oan's,
Ist a Landl, a kloan's,
Ist a schian's, ist a fein's,
Und das Landl ist mein's.

Der Rothkropf.

Der Rothkropf-Hias lebte vor nicht langer Zeit in Guckheim. — Wenn eine neugierige Leserin fragt: „Ja, wo ist denn Guckheim?" so kann der Michl antworten:

„Guckheim ist in Tirol — — — es liegt in der Nähe von Gänsbach und Fürwitzbrunn — und 5000 Schuh über dem Meere; es wächst in besagtem Guckheim nichts als Hafer und Gerste, Fichten, Lärchen und Birken.

Bemeldeter Rothkropf-Hias war in Guckheim Besenbinder und Vogelsteller. — Seinen schönen Namen hatten die Guckheimer erfunden. Der

Besenbinder hatte nämlich ein breites, glänzendes Gesicht und Wangen, roth wie Butteräpfel. Unter dem Kinn baumelte ein Kropf, so groß wie ein Steirermetzen. — War der Name „Rothkropf" also recht bezeichnend, und der Besenbinder hatte nichts dagegen.

Durch Vogelfang und Besenbinden war allgemach ein hübscher Kreuzer zusammengeflossen. — Der Hias kaufte sich damit ein Häuschen weit droben auf dem Berge und nannte das Haus die Rothkropfsteige. — In dieser Steige behagte es dem Besenbinder so wohl wie einem Vogel, der sein Nestchen ausgebaut.

Das Nestchen gefiel dem Rothkropf, aber Einsiedler zu bleiben, war er nicht gesonnen. — Der Radlbach-Nanne war das Klappern der Mühle auch zu langweilig geworden, und so folgte sie dem Rothkropf nicht ungern in seine Steige. — Die beiden hausten in Glück und Frieden; die Nanne führte die Wirtschaft, der Hias stellte nach wie vor seine Fallen und schnitt Besenruthen.

Dem Rothkropf gefiel es immer besser, er fieng nun gar an zu singen. Sein Leibliedl war:

„I und mein' Alte,
Mir hauſ'n's nit üb'l;
Sie tragt den Lottersack,
Und i trag' den Küb'l."

Ein Jahr war verflossen. — Eines Tages kam der Rothkropf vom Walde nachhause. Da hörte er in der Stube ein leises Quicken und Wimmern. Er gieng hinein und sah auf der Ofenbank einen schneeweißen Polster, ein blümiges

Seidentuch war darüber gebreitet. Er zog das Tuch fort — da lag ein holdes Engelchen mit krausen Haaren und himmelblauen Augen. Die Augen, fast so groß wie die Putzenscheiben an den Kirchenfenstern, blickten ihm so herzlieb entgegen. —

Da stieß der alte Rothkropf einen hellen Jauchzer hervor. — Flugs suchte er einen Korb, stopfte ihn mit Heu, that oben einen Polster darauf, packte das Kind hinein und trug es selbst zur Kirche. — Als Gevatter bat er den Zeisel-Sepp, und das Kind bekam in der Taufe natürlich den Namen Hias.

Wie der alte Hias mit dem jungen hernach wieder den Berg hinaufstieg, da setzte er beim Waldkreuz den Korb auf den Boden und betete folgendermaßen zum lieben Herrgott hinauf:

„Diesen jungen Rothkropf da schenk' ich d i r, wenn du ihn magst; — er soll ein Pater werden oder ein Pfarrer oder noch was Besseres, wenn du willst. — Aber eine schöne Stimme mußt ihm wachsen lassen zum Messesingen! — Also dabei bleibt's: der erste gehört dir, der zweite dem Kaiser, und dann werden wir schon noch sehen.“ —

Der junge Rothkropf wuchs heran, wurde ein patziges Bübl mit kirschrothen Polsterwangen und einem Kopf voll Witz und Verstand. Schon diente er dem Herrn Pfarrer am Altare, so hübsch und anständig wie ein Engel.

Aber etwas hatte der junge Rothkropf vom alten geerbt, was die Engel nicht haben — einen zwar kleinen, jedoch hoffnungsvollen Kropf.

Zu Ostern kam der Zeisel-Sepp in die Rothkropfsteige. Da zog ihn der alte Rothkropf auf die Seite und vertraute ihm ganz heimlich:

„Du Gevatter, weißt, den Hiasl hab' ich dem lieben Herrgott geschenkt, der muſs einmal Pfarrer werden."

Der Sepp schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. — „Du närrischer Ruthenbinder und Leimsieder!" schrie er, „die Kropfeten kann der Kaiser nit einmal brauchen — was soll nachher der liebe Herrgott damit anfangen?"

Wurde dem alten Rothkropf bitter wehe, und mit den freudigen Ostern war es aus.

Nach den Feiertagen schnürte er sein Ränzchen und pilgerte hinauf nach Maria-Stein; — lange verhandelte er dort mit der Gottesmutter wegen des Kropfes.

Droben im Walde erhebt sich ein Hügel, von Bäumen entblößt, aber ganz mit Gras bewachsen; man sieht von diesem Standpunkte weit ins Land hinaus. Dort hielt der alte Besenbinder auf seinem Rückwege kurze Rast. — Seine Gedanken zogen fort, weit fort — hinunter zur alten Bischofstadt; aus seinen Augen rollten die helllichten Zähren.

Plötzlich sprach ihn jemand an:

„Was fehlt, guter Freund?"

Der Hias blickte auf; ein geistlicher Herr mit einem freundlichen Gesichte und einem großen, wackelnden — Kropfe stand vor ihm; gar ein schwarzes Mäntelchen trug er um die Schultern, und ein blauer Kragen schaute unter dem Kropfe heraus.

Wurde dem Hias auf einmal federleicht ums Herz.

„Ja sehen's, geistlicher Herr," erwiderte er, ich hab' halt so ein klein's Bübl daheim — das möcht studieren; nun meint aber der Gevatter, die Kropfeten könne der Kaiser nit einmal brauchen und der liebe Herrgott schon gar nit."

Der freundliche Herr begann zu lachen; er lachte immer mehr und wäre vor lauter Lachen beinahe den Berg hinuntergekollert. Endlich kam er zum Wort.

„Du närrisches Mandl," sagte er, „die Kropfeten kann der liebe Herrgott erst recht brauchen! Schau', die Vöglein da droben auf den Bäumen haben alle einen Kropf — mit dem Kropf thun's so schön singen. Wenn dein Bübl einmal hübsch Messesingen will, kann ihm der Kropf nichts schaden. — Also, wenn der Bub Lust und Freude hat, schick' ihn nur zur Stude."

Der Geistliche schrieb noch den Namen und die Adresse des alten Rothkropfes in ein Büchl und versprach, für das Bübl etwas zu thun. —

Nach etlichen Wochen verirrte sich ein Brief in die Rothkropfsteige; da stand drinnen, der junge Rothkropf solle nur kommen, das Nestl sei gerichtet.

So zog im Herbst ein Studentl aus der Berghütte.

Die zwölf Jahre mit Studentenlust und -Leid giengen vorüber.

* * *

Es war ein stiller Sommerabend, da stiegen droben in Guckheim blaue Rauchsäulen in die Höhe, mächtiger Pöllerknall durchzitterte die Luft. Die Glocken sangen hell und feierlich über die Berge und hinauf in die Rothkropfsteige und hinein ins Herz des alten Rothkropfes.

Wie das Krachen und Läuten kein Ende mehr nehmen wollte, da begann der Kropf des alten Besenbinders mitzuläuten vor lauter Freude; denn die Glocken und die Pöller grüßten seinen Buben, der als Primiziant heimzog. —

Am nächsten Tage war dem alten Rothkropf das Herz erst recht voll. Er zwickte und zwinkerte mit den Augen, mit Noth konnte er die Thränen zurückhalten.

Als aber der Hiasl mit klarer Stimme das „Gloria in excelsis Deo“ hinaufsang und das „Dominus vobiscum“, da brach's dem Alten: die Zähren kugelten ihm über die Wangen herunter und über den Kropf, fast so groß wie die Taubeneier.

„Ja, ja,“ sagte er, „die Kropfeten mag unser Herrgott auch!“

Der Pech-Hans und der hl. Florian.

War der Pech-Hans schon mit allerlei Fuhrwerken durch die Welt gefahren, mit Leiterwagen und mit Schlitten, mit Kutschen und Karren,

aber eine Fahrt per Dampf hatte er noch nie mitgemacht. Hielt er es daher an der Zeit, einmal eine Dampffahrt zu probieren.

Es war im Hochsommer, drüben in Trockenfeld, an einem grünen Sonntage. Der Hans gehörte zwar nicht mit in die Bruderschaft zum Zapfen-Peter und Zipfel-Much, zum Schluck-Veitl und Fraggele-Hias, aber es herrschte in benanntem Trockenfeld eine schreckliche Dürre und Trockenheit. Die Grashalme lagen verschmachtet am Boden, die Blumen sperrten ihren Mund weit auf, als ob jede den ersten Tropfen erhaschen möchte, die Brünnlein giengen dünn wie ein Faden, selbst die Tische drunten beim Hektoliter-Wirt waren auseinandergegangen vor lauter Hitze und sogen das Nass, das ein unvorsichtiger Gast ausgeschüttet, gierig in ihre breiten Spalten; auch das Messgewand droben in der Kirche hatte das saftige Grün verloren und erschien in einem trockenen Gelb. Nicht am mindesten hatten die Leute von bemeldeter Trockenheit zu leiden: die Zunge lag schwer und wie angeleimt im Munde, die Lunge hieng so trocken und staubig in der Brust wie ein Gerberschurz. Kein Wunder, dass die Stuben beim Hektoliter-Wirt mit Gästen gefüllt waren. Wenn es brennt, muss man löschen, und die dünnen Brünnlein genügten kaum für das arme Vieh.

Saß auch der Pech-Hans hinter seinem steinernen Kruge, obschon er, wie gesagt, nicht zu oben beleumundeter Bruderschaft gehörte.

Doch bei einer solchen Hitze thut's ein Weniges nicht, da braucht es einen eindringlichen

Guſs; ſo dachte auch der Hans, und es kam eine zweite Kanne, eine dritte und eine vierte. Der Hans verſpürte ſchon ein Brummen und Sauſen im Kopfe wie bei einer Locomotive, wenn ſie zum Davonlaufen hergerichtet iſt.

Aber mit dem Biergeplemper im Magen kann man nicht nachhauſe gehen, und ein meer-alter Magdalener-Tropfen wartet ſchon lange im Keller auf Erlöſung. Dem Hans ſein Kopf leuchtet bereits wie eine Heiliggrabkugel, und drinnen im Kopfe ſiedet's und brodelt's wie in einem Keſſel; der Hans iſt faſt überzeugt, er ſei eine Dampfmaſchine geworden. — Jetzt noch ein Gläschen Brennwaſſer zum Zuſpitzen . . . da fängt es an zu ſchieben und zu zerren an den Hoſenröhren, an den Aermeln und Rockſchößen; der Hans kann nicht anders, er muſs fort, hinaus . . . .

Draußen da hüpften und ſprangen die Steine auf der Straße herum wie gewaltige Kröten, die Bäume und Häuſer flogen vorüber in raſender Eile, die Sternlein droben am Himmel, die tanzten und ſchwirrten wie feurige Mücken-ſchwärme, und den Hans trieb es die Dorfgaſſe hinunter. Drunten, wo die Straße ſich biegt, ſteht der Zollbaum. Der Hans meinte, es ſei der Nachtwächter. „Ausgewichen, es kommt ein Fuhrwerk!“ ſchrie er, da — plumps, hatte er den Baum ſchon umarmt. Doch weiter zog es ihn und weiter.

Nun ſieht er vor ſich einen ſchwarzen Haufen. „Aha,“ denkt er, „das iſt die Hexen-Nanne, die will mich fürchten machen; wart', du L. . . .,

dich krieg' ich schon!" Mit ausgebreiteten Armen stürzt er darauf los und liegt in einer Dornhecke.

Jetzt fällt dem guten Hans erst ein, dass eine Dampfmaschine auf vier Füßen laufe und nicht auf zweien, und flugs krabbelt er weiter. Da plötzlich sieht er die Straße wie mit einem mächtigen Riegel versperrt — es ist der große Dorfbrunnen. Der Hans richtet sich auf, und — schwupp — liegt er im Wassertroge. War jedoch das Wasser im Troge ganz seicht, sonst wäre der Hans elendiglich ersoffen; so aber thut ihm das Bad außerordentlich wohl, und „fünf Minuten Aufenthalt", meint er, „kann auch nichts schaden".

Stand droben auf dem Brunnenstocke ein Bild des hl. Florian mit dem Wassereimer in der Hand, und es ist dem Hans allgemach vorgekommen, als ob der Heilige fortwährend mit dem Kübel Wasser auf seinen brennenden Kopf heruntergieße. Anfangs war ihm die Kühlung sehr lieb und willkommen; er dankte dem Heiligen für seine liebreiche Sorge, doch bald meinte der Hans, das Wasser sei allzu nass und zu kalt. Er drehte sich und streckte sich, alles wollte nichts helfen.

St. Florian goss und goss, und immer traf der Strahl mitten ins Gesicht. Das wurde dem Hans zu toll, er schickte sich an, wieder abzufahren.

Allein, es gieng nicht, er war ins Wasser hineingeschraubt. St Florian aber goss beharrlich weiter. Da fasste sich der Hans ein Herz und schrie zum Heiligen empor: „Heiliger Florian,

jetzt hör' amol auf!" Jedoch St. Florian ließ sich nicht beirren, er goss und goss weiter. Der Hans glaubte sogar zu bemerken, wie der Heilige verstohlen zur Seite lache. Soeben war auch der Mond hinter der Brunnensäule emporgestiegen, und der zog seinen Mund hinauf bis hinter die Ohren und lachte herzlich mit. Da überkam den Hans ein kaltes Gruseln; St. Florian schien nicht auf ihn zu hören, der Kübel wurde nimmer leer, das Wasser im Troge stieg höher und höher; schon fühlte er es langsam den Hals heraufkriechen. Da fieng der arme Hans an zu schreien und zu lamentieren, dass es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Wurde ob dem Feuerlärm auch bald die Nachbarschaft munter. Richtig, da kam schon die Liese, die theure Ehehälfte des Wassermannes, und die leuchtete ihm mit kräftigen Zusprüchen aus dem Wasser heraus. — Der Hans hat ferner keine Dampffahrt mehr unternommen. — So oft er später am Brunnen vorbei musste und vor dem hl. Florian den Hut zog, blickte er scheu zur Seite.

Der Leutfresser.

Hat sich der Reimmichl oft gedacht, lustig müsste es sein, wenn man einmal einen Tag lang Herrgott wäre oder doch wenigstens so

ein kleines Engelein droben über den Wolken, und wenn man herunterschauen könnte auf das große Guckerloch, so man Erde nennt, und sehen, wie sie herumlaufen, all die Menschen und Menschlein, die weißen und die schwarzen, die rothen und gelben, die grünen und die blauen, denn auch solche gibt es in manchen Ländern. Ja, lustig müsste es sein, diesen großen Ameisenhaufen anzuschauen: die einen, wie sie laufen und rennen, als wären sie hundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen, die anderen, wie sie kriechen und rasten, als sollte ein Packträger ihnen die Füße nachtragen; die einen geschniegelt und geputzt wie ein Kaiserpudel, die anderen in Lumpen und Hadern; die einen, wie sie den ganzen Tag beim Munde hineinstecken und -stopfen, als wäre der Magen ein Blasbalg, die anderen, wie sie in einemfort aufschütten, als wäre die Lunge eine Tuchbleiche; die einen gebückt und niedergedrückt von der Last des Lebens, die anderen den Kopf in der Höhe, dass man fürchten müsste, es könnte ihnen ein Stern ins Maul fallen, wenn einer loskommt; die einen voll Lust und toller Freude, als ware das irdische Jammerthal ein Tanzboden, die anderen finster und trübselig, als wäre die ganze Welt ein Hummelnest u. s. w. u. s. w. — Viel Lächerliches könnte man sehen, Gescheites wenig; aber am meisten möchte sich der Reimmichl ärgern über die Letztgenannten, die stets ein Gesicht machen, als müssten sie nicht bloß die Erde, sondern auch Sonne und Mond sammt allen Sternen auf-

fressen. Von einem solchen will er nun erzählen.

Herr Grunzmann war aus Amerika gekommen und hatte sich in Grampelheim — das ist ein kleines Städtchen — niedergelassen; bei der Zwespen-Threse, einer herzensguten, alten Frau, hatte er sich eingemietet. Herr Grunzmann machte stets ein Gesicht wie vierzehn Tage Regenwetter — oder richtiger, er schaute drein wie ein Bullenbeißer. Niemand hatte ihn je lachen gesehen; keinem Menschen traute er, mit niemandem hielt er Gemeinschaft, niemandem dankte er für einen Gruß; Bettlern warf er das Almosen nach, dass es klirrte — Herr Grunzmann war ein Menschenhasser, und bald hieß er im Städtchen nicht mehr anders als der Leutfresser.

Kam in besagtes Grampelheim ein Büebl vom Lande herein, im Sommer mit Waldbeeren, im Herbste mit Singvögeln, die er im Städtchen verkaufte. Der Wald-Seppele — so nannte man ihn — war eine bekannte Persönlichkeit in Grampelheim. Mit seinen kirschrothen Wangen und seinen wasserhellen Augen schaute er so lustig in die Welt hinein, dass ihn jedermann gern ansah. Und erst wenn man ihn singen oder predigen hörte! Eine Stimme hatte der Knabe, so hell und rein wie ein Engel; seine „G'sanglen" hüpften und sprudelten nur so heraus wie das Wasser vom Brunnenrohr. In der Früh', wenn er die lange Straße herunterkam, hörte man schon seine Triller und Jodler; wo er in ein Haus schlüpfte, meldete er seine Ankunft mit

einem lustigen Liedl. Auch predigen konnte der Wald-Seppele; zuhause hatte er ein großes „Evangel", und aus „Bruggers Exempelbuch" wusste er viel grausige Geschichten. Zuerst hatte er den Vögeln und Bienen draußen im Walde gepredigt, und jetzt predigte er in der Stadt den Kindern und Weiblein, wo man ihn nur anstellte. So hübsch konnte er auslegen, dass sich die Weiblein nicht selten große, schwere Tropfen aus den Augen wischten.

„Du, Büebl," meinte einmal die Laden-Moidl, „du solltest eigentlich Geistlicher werden, soviel einen gescheiten Kopf hast du! Zu einem Bischof bringst du's leicht, wenn nicht gar zu einem General!"

Der Seppele blieb aber nach wie vor daheim und kam beinahe tagtäglich ins Städtchen. Auch bei der Zwespen-Threse machte er seine Besuche.

Da sagte einmal die Threse: „Du, Seppele, du musst da hinausgehen in den Garten und hinten zu den großen Fenstern hinaufsingen; da droben ist soviel ein trauriger Herr, vielleicht thut's ihm wohl, wenn er einmal ein G'sangl hört." Ließ sich das der Seppele nicht zweimal sagen. Schon stand er draußen mit einem Ernst, als müsse er den russischen Kaiser ansingen, und wie eine Lerche so kräftig und hell schmetterte er das Lied hinauf:

„I bin a frischa Tirolerbue,
Leb' lustig in der Welt;
I hon ka Haus, ka Feld, ka Kueh,
I hon a nit viel Geld!"

Ließ sich droben ein Geknurre vernehmen, als hätte man mit einem Stabe an den Hundskotter geschlagen, zugleich flog ein Geldstück beim Fenster heraus und dem Seppele so heftig an den Kopf, dass er glaubte, einen Regenbogen zu sehen. Da packte es auch den Knaben.

„Ös grantiger Herr," schrie er hinauf, „mit Euren Kupferplengeln lass ich mich nit todtwerfen; wenn's mir was geben wollt, dank' ich schön; aber ein schöner's G'sicht müsst's machen, sonst mag ich's nit!" Das Geldstück flog wieder hinauf und beim Fenster hinein, der Seppele aber machte sich aus dem Staube. Am nächsten Tage kam er wieder und so noch öfter, und er sang und pfiff dem Herrn Grunzmann zum Trotze.

Am Sonnenwendmarkt hatte der Seppele eine gutes Geschäft gemacht, da konnte er seine Lust nicht mehr bezähmen; er wandte sich hinaus zur Zwespen-Threse, um sich dort im Garten ordentlich auszusingen. Das klang heute doppelt frisch und fröhlich:

„Und a lustiger Bue, der braucht oft a Paar Schueh,
Und a trauriger Narr, der hat lang an am Paar!"

Und wieder:

„Hast ka Freud' auf der Welt, dann pack' lei glei z'somm'
Und geh' den' aus'n Weg, die a Freud' daran hob'n!"

Da bemerkte er vor sich auf dem Boden ein paar glänzende Goldstücke. Zuerst erschrak er, aber gleich schrie er hinauf zu den Fenstern:

„Hoi! ös grantiger Herr, schaut's einmal herunter!" Herr Grunzmann steckte seinen Kopf heraus.

„Da liegt ein Geld; wenn es Euch gehört, will ich es hinaufbringen!“

„Das kannst du behalten, wenn du mir versprichst, nicht mehr zu singen.“

„Ja, mein lieber Herr, da kommt's nit zum Rechten! Mein Singen verkauf' ich nit um ein paar solch glitzerige Dinger . . . Arm bin ich und meine Mutter auch, aber etwas hab' ich, ein lustiges Gemüth, und das gib ich nit her, um keinen Tausender! . . . In der Früh' beim Dörfl heraus, da sing' ich das erste beim Muttergottesstöckl, und so geht's dann weiter, bald ein heiliges, bald ein weltliches, den ganzen Tag; nachts, wenn ich heimkomm', singen wir zusammen, die Mutter und ich — und der liebe Herrgott, mein' ich, hat seine Freud' daran; die Engel droben im Himmel thun ja auch nichts als singen, und traurig ist nur der alte „Ganggerle“ drunten in der Höll'!“

„Aber warum hast du das Geld nicht heimlich eingesteckt?“ —

„Was meint's? Da kennt's mich schlecht! . . . Habt's es am End' gar selber hergelegt, mich zu probieren? — O beileib', das kann von meinetwegen da liegen bis zum jüngsten Tag'. Wißt's, da thu' ich schon viel zu gern singen, und zum schön Singen, sagt mein Mütterl, gehören zwei Stück': erstens eine schöne Stimm' und zweitens ein leicht's Herz, das heißt ein gut's Gewissen. Deswegen können die Engel und Vögel so schön singen, weil sie nit schwer zum Tragen haben. — Wer einen schweren Pack auf dem Herzen trägt, der bringt ein schön's G'sangl nit

zuwege; und wer ein schön's G'sangl nit einmal leiden mag, der hat nit bloß einen Pack, der hat einen Mühlstein beim Herzen! So jetzt hab' ich Euch 'predigt auch; behüt' Gott!" — Und:

„Bin a lustiger Bue,
Lass dem Teuxel ka Rueh;
Und die Engel im Himmel,
Die lachen dazue!"

So sang der Seppl zum Thor hinaus. Der Leutfresser aber wurde ganz still und nachdenklich; des Waldbübleins Predigt ließ ihn nicht ganz kalt; noch mehr hat es ihn überrascht, dass es auf der Welt Leute gibt, die nicht schlecht und nichtsnutzig sind. Am selbigen Tage, so erzählte die Zwespen-Threse, habe der Herr Grunzmann dreingeschaut wie eine verwunschene Prinzessin.

Der Wald-Seppele kam wieder, und der Leutfresser wurde mit dem Büebl immer freundlicher; das Büebl musste singen und predigen und erzählen; dem Leutfresser ergieng es dabei wie einem brennkalten, hartköpfigen Eiszapfen, wenn die warme Aprilsonne dreinscheint; er fieng an zu glänzen, und nach und nach flossen gar die Thränen. Der Leutfresser gieng nun mit dem Seppele hinaus in den Wald, und wie er daselbst die meisten Leute so gut, so aufrichtig und treuherzig fand, da war er von seinem Menschenhasse curiert. „Drum," meint der Reimmichl, „ein fröhliches Gemüth, das ist ein Schatz von unserem lieben Herrn, und ein freundliches Gesicht, das thut einem wohl wie warmer Sonnenschein!"

Der Batzen-Lippl als Wetterherr.

War der Batzen-Lippl von der Schattseite sonst ein guter Christ, aber engherzig und kleinmüthig war er wie ein Regenwurm und unzufrieden wie eine Hummelmutter. Namentlich das Wetter konnte ihn nie befriedigen. Wenn die Sonne ihr lachendes Gesicht ein paar Tage der Erde zukehrte, so konnte man den Lippl schon jammern hören:

„O heilige Zeit! Schau', wär' alles so schön dagestanden, und jetzt verbrennt Gras und Kraut!" Kaum hatte es angefangen zu regnen, so lamentierte der Lippl: „Schau', schau', gar nimmer hört es auf! — Ich weiß nit, wo das viele Wasser nur herkommt; die Wurzeln schwänzt es sammt und sonders heraus!" Wenn der Himmel mitunter ein finsteres Gesicht zeigte, kam der Lippl wieder: „O du heiliger St. Fritz! Sieh, wie es da hinten beim Wetterstein grantig herunterschaut! Ja, ja, ich hab' mir's ehe gedacht, es derschlagt uns alles! Es ist ganz schade um den Samen; man soll eigentlich gar nichts mehr anbauen!" Selbst im Winter war dem Lippl das Wetter hinten und vorn nicht recht. Schneite es wenig, so meinte er: „So curios wie heuer ist's noch nie gewesen; haustief gefriert der Boden." Schneite es viel, so lärmte er: „O du lieber Himmel, ein solcher Eselsschnee! Der zerdrückt uns ja die Erde zu

Schnupftabak, und aper wird's heuer nicht vor Pfingsten!"

So hatte es der Batzen-Lippl. Winter und Sommer, Frühjahr und Herbst hielt er tagtäglich seine Jammermetten. Einmal nahm der Steiger-Bros den Lippl ins Gebet und meinte:

„Du, Lippl, thu' dich nit versünden mit unserm lieben Herrn! Das Wetter dermacht niemand so gut als wie der Herrgott; meinst etwa, die Welt ist nit größer als deine Suppenschüssel oder deine Muspfanne? und du dermachst da drinn' nit einmal ein rechtes Wetter! Wenn du erst einmal für das ganze Tirol das Wetter machen müsstest, das würde mir ein sauberes Patzwetter abgeben!"

Da gieng der Lippl auf wie ein Germkrapfen im heißen Schmalz:

„Was!" schrie er, „für euch dickgrüntige Bergerbauern ist überhaupt jedes Wetter schade; das aber sag' ich dir, wenn ich einmal da droben in den Wolken zu schaffen hätt', ein Wetter würd' ich machen, dass ihr vor lauter Wunder Augen und Maul nicht mehr zubringen thätet; das Korn müsste über den Dächern zusammenwachsen!"

Und richtig ist es geschehen; der Batzen-Lippl hat einmal da droben schaffen dürfen, er ist Wetterherr geworden, zwar nicht in Wirklichkeit, aber im Traume.

Der Batzen-Lippl hat geträumt — und Träume hatte der Lippl alleweil gescheite — der heilige Petrus habe ihn hinaufgeführt in

das große, schöne Wolkenschloss droben über dem Wettersteine, und alle Gewalt über Wolken und Wetter sei ihm übergeben worden. — Das hat den Lippl gefreut. — Da droben war es wunderschön, und eine Aussicht gab es über das halbe Tirol und hinaus ins Baiern. Da waren auch viele prächtige Maschinen, eine große, schöne Uhr, und viele hundert Nebelmandlen und Wolkenknechte standen dem Lippl zu Diensten. Da fieng der Lippl gleich an zu regieren. Zuerst wurden die Dienste ausgetheilt. Die einen von den Nebelmandlen mussten das Firmament kehren und putzen, die anderen mussten die Sonne aushängen, wieder andere mussten den Mond anzünden und bei der Nachtzeit die Sterne schneuzen (Sternschnuppen); die Wolkenknechte mussten Wolken schieben, Blasbalg treten, Schauerkugeln gießen u. s. w. Aber keiner durfte etwas unternehmen, wenn nicht der Lippl ausdrücklich den Befehl ertheilte. Das gab ein lustiges Regiment.

G l e i c h ließ der Lippl ein klirrendes Hagelwetter auf die Tschandermarktner niederfahren.

Die großen, schwarzen Wolken ließ er dann ins Croatenland hinunterführen, die Sonne musste weiter gegen die Schattseite herübergeschoben werden; über die Sonnseite ließ er alle Tage einen klatschenden Platzregen hinuntergießen u. s. w. Auch einen Spass wollte sich der Lippl erlauben; die Leute sollten merken, dass da heroben jetzt ein anderes Regiment herrsche. Vierzehn Tage lang befahl er, den

Mond schwarz anzustreichen; vierzehn Tage lang sollte eine Mondesfinsternis sein.

Endlich nach langer Zeit stieg der Lippl von seinem Wolkenschlosse wieder einmal zur Erde nieder, um zu hören, was die Leute vom Wetter reden. Drunten beim Krügl-Wirt, da saßen die Bauern beisammen. Der Lippl setzte sich auch hinein und fieng an, über das Wetter zu discurieren. Da gieng es nun los:

„Ich bin jetzt 80 Jahre alt," sagte der Korbflicker, „aber ein solches Sauwetter ist mir nie untergekommen!"

„Alles ist verhunzt und verpatzt heuer," entgegnete der Sputz-Jaggl; „der Roggen trägt nicht Körner, sondern Krautsamen!"

„Die Aepfel schauen aus wie der Bärenzucker!"

„Die Kabisblätter sind ganz weiß, und überall ist ein Gesicht drauf mit langen Ohren; es gleicht dem Batzen-Lippl!"

„Und Erdäpfel hat man heuer gar keine setzen können, weil nie ein rechter Schein gewesen ist!"

„Drunten in Ungarn und draußen im Reich haben sie gar kein Wetter, wie's in der Zeitung steht, und Leut' und Vieh müssen sterben!" — „Ja, ja, es ist alles verkehrt und verdreht; die Bienen bringen keinen rechten Honig; das Ding in den Fladen drinnen schaut aus wie gestockte Milch! Wenn es so weitergeht, kommt bald der Antichrist!"

So gieng es hin und her, der Batzen-Lippl aber riss Augen und Mund auf und leerte ein

Seidel um das andere; davon bekam er einen Spitz, und endlich wurde es gar ein Pudel. Mit Mühe erreichte er nach stundenlangem Herumtappen wieder sein Wolkenschloss.

Da schaute es erst aus!! Es war 9 Uhr in der Früh; die Sonne war noch nicht ausgehängt, die Wolken liefen draußen auf dem Firmament herum wie rasend, und es blitzte und krachte wie am jüngsten Tage. Die Nebelmandlen und Wolkenknechte waren alle durchgegangen, ein solches Regiment wollten sie sich nicht gefallen lassen. — Der Batzen-Lippl hatte aber auch regiert wie weiland der König Herodes.

Der Lippl wusste sich nicht zu helfen; er sprang und lief und schrie und lärmte, dass ihm ganze Bächlein Schweiß über das Gesicht herunterrannen. . . . Da wachte er auf. — Draußen war es noch halbdunkel, und es blitzte und krachte, und der Sturm rüttelte an den Fenstern; es war ein Hochgewitter im Anzuge. Lange musste sich der Lippl besinnen, bis ihm endlich klar wurde, er sei nicht mehr im Wolkenschloss, sondern zuhause in seinem Bette. Er wischte sich den Angstschweiß aus dem Gesichte und dankte dem lieben Gott, dass die ganze Wetterherrschaft nur ein böser Traum gewesen. Der Lippl war aber auch vollkommen bekehrt, und in Zukunft ist ihm jedes Wetter recht gewesen.

Der Schüssel-Veit vor der Himmelsthür.

War der Schüssel-Veit seines Zeichens und Standes ein Drechsler, und er hat Zeit seines Lebens allen Bäuerinnen der Umgebung ganze Stöcke von Milchschüsseln gedreht und Näpfe für Butter und Schmalz. Ist aber der Veit trotzdem ein armer Häuter geblieben, denn er verstand nicht zu rechnen, und verfolgt hat's ihn auch sein Lebtag. Er selber lag ein halbes Jahr krank an den Blattern; fast ein Wunder schien es, dass er dem Tode entgangen. — Dann hatte er sein Weib, die Grete, zwei Jahre auf dem Bette. Schließlich kam der Tod und trug die arme Haut ins bessere Jenseits. Blieben dem Veit noch vier Kinder, das blinde Nannele, der krumpe Jaggl, die Gretl und der Hans. — Der Veit glaubte, es sei gar nicht zum Dermachen mit den vier armen Würmern. Da sandte der liebe Gott den Scharlach und nahm das Nannele und den Jaggl zu sich. Des war der Schüsseldreher unendlich froh. — Jedoch die Kreuze und Kreuzlein blieben auch fernerhin nicht aus. Voriges Jahr musste der Hans zu den Kaiserjägern.

„Der Kaiser braucht halt Leut'," sagte der Veit, „aber mir wär' der Hans viel nöthiger gewesen."

Wuchs dem Veit allmählich ein wahres Riesengebirge zwischen den Schultern, ein großmächtiger Höcker. — Das komme von dem vielen Kreuztragen her, sagten die Leute. Trotzdem

murrte und klagte der Veit nicht. Nur wenn bisweilen sein Geldbeutel so leer war wie ein hungriger Studentenmagen, da begann der Veit ein klein wenig zu sieden. „Es ist halt soviel ungleich auf der Welt,“ meinte er, „die einen mögen schinden, darben und sich abrackern, sie kommen auf keinen grünen Zweig — die anderen können faulenzen und herumreisen, spielen und scherzen, sie bleiben pudelgesund und haben allezeit Kirchtag — ein bisschen ausgleichen thät' nit schaden — sell woll nit!“

Da nahm der Herrgott den Veit in die Cur. —

Es war in der Nacht vor dem hohen Antlasfeste (Frohnleichnam), da hatte der Veit einen wunderbaren Traum. Er träumte, er sei gestorben, und vom Kirchthurme herunter läute das Zügenglöcklein so traurig und wehmüthig wie ein kläglich Weinen. — Dann sah er sich auf dem Himmelswege. — Er fürchtete sich zwar nicht, jedoch etwas bange wurde ihm nachgerade, wie es etwa gehen möchte.

Zogen viele Leute an ihm vorüber, und merkwürdig, fast lauter Herrenvolk. Kam da ein großer, schlanker Herr, in schwarzem Frack, mit einem hohen, gewichsten Kübelhute, auf seiner Brust viele Kreuze, Sterne und Medaillen. Hinter ihm gleich eine Frau in Sammt und Seide; sie rauschte vorüber und würdigte den armen Schüsseldreher keines Blickes. Wieder kam und gieng es: dort einer in glänzender Uniform, einen Federbusch auf dem Hute; hier Frauen und Herren, jetzt gar ein Wagen, von

zwei Schimmeln gezogen und voll Herrenvolk. Zuletzt kamen noch zwei Bergfexen mit Meilenstiefeln und eisenbeschlagenen Stöcken. Die hatten gewaltige Eile, und nicht umsonst; sie waren ja schon vorgestern vom Hexenkofel abgekugelt und zwei Tage herumgeirrt.

„Sind wir da recht auf dem Himmelswege?" fragten sie von weitem; „es gibt hier nirgends keine rothen und blauen Striche, auch keine Wegtafeln, man kennt sich nicht aus."

„Mein' schon, ihr seid recht!" erwiderte der Veit — und fort waren sie. Da wurde es dem Veit noch banger; er fürchtete, dass für ihn kein Plätzchen mehr übrig bleibe, wenn so viele schon vor ihm kommen und dazu noch so noble Herrschaften.

Allein, wie er vor das Himmelsthor gelangte, da fuhr der Wagen, der ihm begegnet war, wieder zurück, die Herrschaften waren noch alle drinnen. Auch mit den anderen hatte es seine Haken. Die zwei Bergfexen mussten gleich abfahren.

„Die können wir nicht brauchen, die würden uns ja die schönen Böden zertreten und alle Ecken mit ihren hässlichen rothen und blauen Farben anstreichen", meinte der heilige Petrus.

Der große, schwarze Herr deutete auf seine Brust, auf die Sterne und Kreuze und erzählte, was er alles vollführt, wie viel er der Welt genützt habe. „Du bist schon gezahlt," erklärte St. Petrus, „du hast ja Kreuze und Sterne."

Kam auch die stolze Frau in ihrer rauschenden Kleidung und erzählte, wie sie oft für arme

Waisenkinder und Verunglückte ein Tanzkränzchen oder einen Unterhaltungsabend gegeben u. s. w.; auch die anderen alle drängten sich heran und meldeten ihre Verdienste. Jedoch der Himmelsportner bemerkte kurz: „Ihr habt euren Lohn schon empfangen!“ und zog sich zurück.

Der Veit begann zu zittern und zu beben. Da wandte sich der Heilige noch einmal um und rief: „Ist der Schüssel-Veit nicht da?“ —

„Wohl, da bin ich!“ schrie der Veit, und mit einem Sprunge war er an der Thür.

„Kommt nur,“ sagte der Pförtner, „Ihr seid angemeldet, man wartet auf Euch!“

Die Thür gieng auf und zu, und die Herrenleute draußen schauten verwundert nach. Dem Veit aber war so wohl, er hätte aufjauchzen mögen vor Lust und Wonne.

Das war ein Glanz und ein Licht, das ihm die Augen blendete! Und da vorn auf dem Hügel die himmlische Stadt, so nahe und doch wieder so weit, so luftig und dünn, wie aus einem silbernen Nebel gebaut; und dort die vielen tausend Thürme und Thürmchen und Säulen; das schillerte und schimmerte und leuchtete und strahlte bald wie flüssiges Gold und dann wieder wie Edelsteine in allen Farben, und alles war so durchsichtig und klar wie das reinste Glas. Hier an den vier Eckthürmen, da zogen die farbigen Sternlein aus und ein wie die Bienen in einem Bienenstocke. Dachte sich der Veit: „Aha, da wird der liebe Gott die Sternlein, die herzigen Guckäuglein, in der Frühe einthun und am Abend wieder auslassen.“

Fieng es aber an von der Stadt heraus zu läuten so leise und still, so fein, so wonnig und zart wie eine hehre Engelsmusik. Drei Sternlein kamen heruntergeflogen zum Veit; sie wurden immer größer, jetzt waren es drei glänzende Gestalten. Er schaut ihnen ins Gesicht — da kennt er sie schon, es ist seine Grete, der Jaggl und das blinde Nannele. Und nicht mehr blind ist das Nannele; seine Augen funkeln wie lichte Sterne. Der Veit traute sich gar nicht mit ihnen zu reden, so schön und himmlisch schauten sie aus. Sie aber zogen ihn mit sich fort, immer wohler und freudiger wurde es dem Veit. Immer heller wurde das Geläute. Nun begann es gar zu pöllern. Der Veit wusste: „Das geschieht alles meinetwegen.“ Das Läuten und Pöllern wollte kein Ende nehmen. — — — Da erwachte der Veit. Der Tag guckte zum Fenster herein; aber schießen und läuten that's noch immer — jetzt wieder — pumps, pumps und kling, klang.

Es war eben der Morgen des hohen Antlasfestes; vom Kirchthurme wurde der festliche Tag mit allen Glocken eingeläutet, und die Pöller trugen die Festfreude durch Berg und Thal. — Da begann der Veit zu weinen wie ein kleines Kind; es war ihm so traurig und doch wieder recht wohl im Herzen.

Gegen den lieben Herrgott, den weisen Allvater, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt, hat er fernerhin nicht mehr gesotten.

Wie der Zagel-Toni steinkrank geworden.

Eine halbe Stunde auf dem Berge droben wohnt der Rantenhofer. Er behauptet, er sei Großbauer, und möchte mit keinem Landler nicht tauschen.

„Einmal fürs Erste," sagt er, „ist man dem Himmel eine halbe Stunde näher und kann sich am jüngsten Tag die besten Plätze aussuchen, bis endlich die Landler nachgetrottelt kommen; dann ist die Sonne da heroben viel größer, der Regen viel saftiger, und wachsen thut's erst! Die Kabisköpfe werden so groß wie die Badewannen, die Rüben und Rettiche so lang, dass die Schweife unten bei der Landstraße herausschauen." Münzen und Thaler hat der Rantenhofer eine große Korntruhe voll.

Jedoch nicht vom Rantenhofer will der Michl erzählen, sondern vom Zagel-Toni, das ist dem Rantenhofer sein Geißbub. — Der Toni war bereits der Schule entwachsen und fühlte sich den Knechten ganz ebenbürtig; nur erfreute er sich auf dem Rantenhofe keines so glücklichen Wachsthumes als die Rettiche und Rüben; er war noch ein Zagel (Zwerg). Jedoch der Toni besaß Grütze im Kopf. Das hatte er bereits in den Schuljahren bewiesen. — Als der Herr Decan den Toni bei der Prüfung fragte: „Du Kleiner, sag' einmal, wie heißen die fünf Gebote der Kirche?" Da erklärte der Toni frei und unumwunden: „i, u, e, o, a." Der neumodische

Schulinspector fand auch Gelegenheit, das junge Genie zu bewundern.

„Du Bübl,“ sagte er, „zähl' mir die Hauptstädte von Europa auf!“

Der Toni besann sich nicht lange, er that seinen Mund auf, und mit glockenheller Stimme replicierte er: „Die Hauptstädte heißen: 1. Hoffart, 2 Geiz, 3. Unkeuschheit“ u. s. w.

Weil der Toni einen so findigen Kopf besaß, kam er auch auf allerlei Mittel, der Größe seines Leibes einige Finger breit zuzusetzen.

Er ließ sich die Stöcke an den Schuhen erhöhen, er steckte eine lange Feder an den Hut, er kaufte sich Bartsalbe — u. dgl. m. Aber das Wachsthum gieng immerhin noch zu langsam. — Da blitzte dem Toni ein lichter Gedanke auf: „Wenn ich eine Pfeife hätt' und einen dickbauchigen Tabaksbeutel, da würd' ich bei den Leuten ein ganz anderes Ansehen bekommen! . . . und gut schmecken muss das Rauchen!“ so dachte er weiter, „der Pfründner-Hias suzelt den ganzen Tag an seinem Nagel, und wenn das Tabaksgeld ausgegangen, weil am Sonntag der Branntwein so theuer gewesen ist, so raucht er die halbe Woche kalt.“

Am Abend lag der Toni droben auf dem Ofen; die Knechte hatten sich auf den Ofenbänken niedergelassen, die Mägde trieben an ihren Spinnrädchen. Der Toni zählte die Aeste am weißen Getäfel und sog mit gierigen Zügen die duftigen Tabakswölkchen ein, die links und rechts emporstiegen. — Da kam der Plan zur Reife; die Ausführung sollte bald folgen.

Auf den Thomasmarkt war der Rantenhofer mit seiner Bäurin und dem Großknecht, dem Peter, in die Stadt gefahren; die anderen Knechte hatten auswärts zu thun, nur die Mägde saßen daheim und drehten ihre Rädchen.

Kam der Toni plötzlich zur Thür herein, eine lange Pfeife im Munde. Es war d a s die Festtagspfeife vom Großknecht und sein Heiligthum. Nur dreimal im Jahre, zu Weihnachten, Ostern und Peter Paul, rauchte der Peter aus diesem Cabinetsstück; die ganze übrige Zeit blieb es wohl verschlossen im Kasten. Niemand durfte den schöngemalten Porzellankopf anschauen, geschweige denn anrühren. — Aber der Toni war überhaupt ein Bursch, wenn es galt, etwas zu suchen. Auch den schöngestickten, seidenen Tabaksbeutel hatte er gefunden, und nun konnte die Generalprobe losgehen. — Die Mägde lachten und gaben Beifall, der Toni hatte seine Freude. — Aber das Rauchen hat auch seine Schwierigkeiten. — Die Stalldirn wusste dem Toni praktische Anweisungen zu geben.

„Schau, du musst ziehen,“ sagte sie, „wie der Seppele mit seinem Schnuller!“

Der Toni begriff, und nun schnalzte und paffte er wie ein Zigeuner. — Sein Gesicht begann sich puterroth zu färben, seine Augen wurden so groß wie die Viererpatzen — da erschienen die Kinder, das Mariannele und der Peterle, sie blickten voll Ehrfurcht auf zum Toni; dem Toni aber dünkte, er sei schon eine halbe Elle gewachsen.

Die Mägde lachten immer lauter und ermunterten den Zagel, er solle doch stärker ziehen.

„Ist's wohl gut, Toni?“ fragte die Mitterdirn.

„Sell thät' ich rathen, gut!“ erwiderte der Toni, dabei machte er ein Gesicht wie eine Gluckhenne. Auch fieng er an zu spucken, bald nach rechts, bald nach links — auf einmal wurde ihm so schrecklich heiß, dass die hellen Schweißtropfen herunterrannen.

„Wie wurd' ihm da so wunderlich,
So schlampig und absunderlich,
So vor den Augen flunkerlich,
So magengrollend, punkerlich,
So Stirn und Hirn umduselich,
Ekelerregend, fuselich;
So ächzerlich, so krächzerlich,
So klämmerlich und dämmerlich,
So grausam katzenjämmerlich.“

Dem armen Toni zog es das Wasser im Gaumen zusammen, als wäre der Mund ein Zügglbrunnen; im Magen fieng es an zu schieben und zu stoßen, als hätte er einen Maulwurf im Leibe; im Kopfe rumpelte es, als müsste ein Heuwagen darin herumfahren. — Die Mägde ließen ihre Räder stehen und fielen vor Lachen unter die Bänke, dem Toni aber war so schwül und düster wie vor einem schrecklichen Donnerwetter. Der Maulwurf im Leibe stieß und bohrte immer heftiger, endlich drehte er ihm den Magen um, es erfolgte ein heftiger Wolkenbruch. — Die Festtagspfeife wurde mit ins Gewitter gezogen, und die Scherben, welche am Boden herumlagen, zeugten von ihrer ehemaligen Pracht und Herrlichkeit.

Man brachte den Toni in seine Dachkammer. Dort ächzte und stöhnte er und glaubte sicher, dass er sterben müsse; nur war er sich nicht klar, wie er plötzlich so steinkrank geworden.

Unterdessen kam der Peter vom Markt nachhause. Wie er seine Freude und sein Heiligthum in Scherben sah, weinte er zuerst die hellen Thränen. Dann packte ihn eine grause Wuth; gleich wollte er die Ohren und den Haarboden des Missethäters untersuchen. — Die Mitterdirn musste alles aufbieten, ihn von seinem frevelhaften Entschlusse abzubringen.

„Der Bub ist ja steinkrank!“ sagte sie.

„Ich werd' ihn schon curieren, ich!“ schnaubte der Peter.

Der Peter besaß eine Apotheke von Sympathie- und anderen Heilmitteln, auch Senfpflaster und spanische Pflaster waren in derselben vorräthig.

„Wenn der Bub Kopfweh hat, muss man ihm ein Pflaster setzen,“ bemerkte er, dabei blinzelte er pfiffig mit den Augen.

Der Toni, als er des Peters ansichtig wurde, bat mit aufgehobenen Händen um Verzeihung. Der Peter ließ sich scheinbar erweichen und setzte dem Zagel ein spanisches Pflaster hinter den Hals . . . Es dauerte nicht lange, da begann der Toni zu zucken und zu schreien: „O weh, das Pflaster ist giftig, das brennt wie die Hölle.“

Schon wollte er es herunterreißen, da versicherte der Peter: „Wenn du's nicht aushaltest, musst du sterben.“

Also ergab sich der arme Zagel, er ließ das Pflaster sitzen und schrie in einemfort: „Ich halt's nicht mehr aus, das Pflaster brennt mir ein Loch in den Hals! o wehe — o wehe — ich bin schon hin — ganz hin.“

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Am andern Tag war der Zagel wieder pumperlgesund. Als er vernahm, dass die Geschichte mit dem Pflaster nur eine böse Finte vom Peter gewesen, wurde er dem Großknecht spinnefeind.

Das Tabakrauchen hat der Zagel nie mehr probiert und ist infolgedessen ein Zagel geblieben.

Unser Herr im Stein.

I.

Die Seealm ist einer der höchstgelegenen Orte in den Tiroler Hochalpen. Roggen, Weizen und Gerste wächst da oben nimmer, aber desto fetter und üppiger das würzige Alpengras. Dieses würzige Alpengras bietet eine vortreffliche Nahrung für das Vieh. Darum ist das Vieh von der Seealm auf allen Märkten sehr gesucht, und es gilt weitum in der Gegend als das schönste und kräftigste.

Die weiten Wiesen und Weiden gehören bloß

einigen zwanzig Bauern; darum kann jeder von ihnen einen zahlreichen Viehstand halten, und erfreuen sich alle eines blühenden Wohlstandes. — Weitaus der erste und ein wahrer Fürst unter ihnen ist der Hohenegger. Zwei Stunden aus und ein kannst du fragen nach Wiesen und Wäldern, und überall heißt es: „Das gehört dem Hohenegger." — Von der Thalsohle nach Norden hin steigt ein Bergabhang fast senkrecht in die Höhe, weit, weit hinauf. Da droben auf dem Felsenvorsprung thront wie ein Schloss das stattliche Wohnhaus, das Hohenegg. Es ist ganz aus Holz gezimmert, die Fensterstöcke sind weiß angestrichen, und aus dieser lichten Umfassung schimmern die Fenster wie Silberaugen in das Thal hinunter. Gleich hinter dem Wohngebäude erhebt sich der dunkle, vielhundertjährige Bannwald. Wie schlanke Säulenschäfte steigen die weißen Fichtenstämme in die Höhe, auf ihren Kronen rasten die Wolken. Es ist ein herrliches Stück Erde, fast wie aus einem Schächtelchen genommen, das Thälchen der Seealm, wenn man vom Hohenegg herniederschaut. Das Thal ist fast so eng wie eine Bauernstube. Die Luft da oben ist immer klar und hell; darum kann man von der einen Thalwand aus auf die andere fast jeden Baumstamm, jeden Strunk und Stein zählen.

Man sieht, wie sich all die Bächlein und Wässerlein ihren Weg durch das Gestein graben, wie sie über die Felsen heruntergischten, man sieht selbst den langen Baumbart von den schwarzen Aesten hangen.

Drunten in der Thalsohle, gerade zu Füßen des Hohenegg, liegt, ganz in Rasen eingebettet und von mächtigen, dunklen Fichten umstanden, das dunkle Auge eines kleinen Sees und schaut so traulich empor zu dem Haus in der Höhe. Die hochstämmigen Fichten und darüber das Hohenegg und noch darüber der blaue Himmel senken ihr Bild tief in das dunkle Thalauge und baden sich in den kühlen Fluten. Dem Hohenegg gegenüber auf der Schattseite hat sich ein eigenthümliches Gebilde aus Stein aufgebaut. Der kahle Felsen mit seinen Spitzen und Zacken überragt das Hohenegg noch um ein gutes Stück. Es braucht gar keine erhitzte Phantasie, um aus seinen Umrissen alle möglichen Gestalten und Bilder herauszufinden. Ein Bild fällt auch dem blödesten Auge sofort auf. Man möchte glauben, es sei wohl mit Absicht von Riesenhänden aus dem Felsen gehauen. Die Leute heißen das Felsgebilde: „Unseren Herrn im Stein."

In der That, es ist ein Christusbild, das an Deutlichkeit wirklich nichts zu wünschen übrig läßt. — —

Das steinerne Christusbild sitzt schon Jahrhunderte da droben. Die linke Hand ruht auf dem Schoße, und die rechte weist empor zum Himmel. Seine Züge sind nicht verzerrt und schrecklich, sondern sanft und mild. Der Bart, das wallende Haar, alles ist deutlich gezeichnet, und der lange Mantel wickelt sich tief über die Felswand hinunter. — Etwas nach rechts hin bildet der Felsen wieder mancherlei

andere Gestalten. Zwischen diesen und dem Christusbild ist eine tiefe Felsenritze, durch welche nur die kühnsten Gemsenjäger einen Steig haben. Durch diese Felsenritze gucken die blendend-weißen Spitzen und Köpfe der Schneealpen heraus. Wenn der warme Wind geht, hört man durch die Felsenritze die Glocken vom jenseitigen Thale herüberläuten. Bei gewissen Windströmungen geht da oben ein sonderbares Tönen und Singen los. Bald klingt es deutlich wie Weinen und Jammern herunter in die Seealm und herüber gegen Hohenegg — und das bedeutet nichts Gutes — bald tönt es wie Orgelklang und feierliches Singen; dann sagen die Leute: „Heut' haben die Bergmandlen Festtag!' — Ganz still ist es droben in der Seealm überhaupt nie. Wenn die „Bergmandlen" auch schweigen, die tosenden Sturzbäche und die rauschenden Wasser unterbrechen keinen Augenblick ihr ewiges Lied. Auch droben im Bannwalde hinter dem Hohenegg geht in einemfort ein geheimnisvolles Rauschen durch die altersgrauen Baumriesen.

Heute wiegen sie ihre Köpfe hin und her, ein jeder möchte gern an der Schulter des anderen vorbeisehen, was es drunten im Thale gibt. So feierlich tönen die Glocken herein in den Thalkessel, und die Pöller wecken ein hundertfaches Rollen und Rauschen in den Klüften und Felsen.

Drunten am Eingange der Seealm steht ein kleines, unscheinbares Häuschen. Vor demselben staut sich heute eine bunte Menge in Festtagskleidern. Junge Burschen schießen fortwäh-

rend aus Pistolen und stoßen helle Jauchzer in die Luft hinaus. Auf ihren Hüten schimmern Flittersträuße und wehen farbige Bänder. Das Häuschen gehört dem Wurzelgraber-Much. Seine einzige Tochter, die „schöne Burgl", ist heute Braut, und Bräutigam ist der Hoheneggerbauer, der Wast. Gar manche stolze Bauerntochter in der Seealm hatte sich den Wast eingebildet. Der Wast hatte sich das ärmste, zugleich aber auch das schönste Mädchen zu seiner Lebensgefährtin ausgewählt. Jetzt tritt die Burgl an der Seite des Brautführers aus dem Häuschen. Ihr Gesicht, wie Milch und Blut, ist heute etwas mehr geröthet und hebt sich recht vortheilhaft von der weißen, mit Goldschnüren durchwirkten Halskrause ab. Das seidene Mieder, der schwere, mit Seidenbändern überschlagene Rock, die schneeweiße Schürze, der schimmernde Kranz auf den blonden Flechten, alles steht ihr prächtig. Mit Neid blicken die jungen Mädchen auf ihre bevorzugte Gefährtin. Jetzt tritt ein grauköpfiges Männlein im schwarzen Sonntagswams aus der Menge hervor, macht einen tiefen Bückling und beginnt mit wohlklingender Stimme den Hochzeitsreim*):

„Gelobt sei Jesus Christus! Das ist ein schönes Wort,
Es ist uns allen nützlich, hier und dort.
Die Nacht ist vorüber, der Tag kommt herfür,
Wo ich soll erscheinen, o Braut, vor dir.
Vom Bräutigam bring' ich schönen Gruß,
Du sollst dir machen kein' Verdruss.
Er wünscht dir einen guten Morgen,
Du sollst dich auf den Tag nicht sorgen.

*) Sogenannter „Schuhreim", alter Hochzeitsreim aus dem Iselthale.

Er wünscht dir auch mit Herz und Mund
Von jetzt an keine schlechte Stund'.
Und wir alle wünschen dir ein langes Leben,
Fried' und Einigkeit daneben.
Vom Bräutigam hab' ich eine Bitt',
Du sollst sie mir doch abschlagen nit:
Du sollst im Gotteshaus fleißig erschein',
Mit ihm in den Stand der Ehe zu treten ein.

Du wirst auch sein in keiner Gefahr,
Weil heut' dein Stand verändert war.
Aus deines Vaters Haus mußt du jetzt heraus,
Und nimmer wirst du kommen hinein,
Bis du bei Gott Vater im Himmel wirst sein.
Der Bräutigam schickt mich zu dir, o Braut,
Und hat mir dies Paar Schuhe anvertraut.
Du sollst damit gehen in seine Wohnung hinein
Und mit dir bringen viel Glück und Gedeih'n.

Doch eins, o Braut, das nimm dir wohl inacht
Und die Sach' nur recht betracht':
Daß sich hier in diesem Leben
Noch was mehrer's kann begeben.
Im Ehestand gibt's oft wenig Freuden,
Dafür viel Kummer und Leiden.
Auf Erden, das weißt du selber mang,
Da währt's nur ein' Weil', und ein' Weil', das währt nit lang.
Du darfst dir nichts anders zu bilden ein:
Das Brautbett wird auch dein Todbett sein. — —

Die Kinder, die euch Gott wird geben,
Schaut, daß ihr sie bringt zum ewigen Leben.
Das wünschen wir alle vom Herzen gern,
Daß sie alle getauft und selig wer'n.

Und wenn du wirst das zweitemal Hochzeit haben,
Wird man dich traurig aus dem Hause tragen.
Heut' thun wir dich mit Gott begleiten gar schön,
Ueber ein' Weil' wird man traurig mit dir Kirchen geh'n.
Heut' thun wir dir erfreulich musicieren,
Ueber ein' Weil' wird man dich traurig in den Friedhof führen.

Heut' fliegen dir so viel Glückwünsch' zu,
Dort wird man sagen: Herr, gib ihr die ewige Ruh'!

Und wenn auch kommen wird die Zeit,
Dass die Seele vom Leibe abscheid':
Wenn ihr allweil das Gute gethan,
Im Himmel geht die ewige Hochzeit an.
So will ich meine Rede jetzt beschließen
Und lasst sie euch allsammt nicht verdrießen. Amen."

So hatte das grauköpfige Männlein gereimt. Eine helle Thräne nach der andern schlug sich über die kirschrothen Wangen der jungen Braut.

Wie trübe Gewitterwolken zogen die ernsten Gedanken über den klaren Glückshimmel. Als die Burgl drunten in der Kirche ihre Hand in die des Wast gelegt hatte und der Priester sie fragte: „Gedenket Ihr auch freundlich und standhaft bei ihm auszuharren, bis Euch der Tod scheidet?" da lispelte sie ganz leise und schüchtern: „Ja!" und das volle, warme Glück zog wieder in ihre Seele. — —

Glück und Freude hatte die junge Frau auch ins Hohenegg gebracht. Es war, als ob mit der neuen Herrin ein ganz eigener Segen in den Hof eingezogen sei. Durch ihre Freundlichkeit und muntere Laune hatte sie bald alle Dienstboten für sich gewonnen. — Wenn Sorgen das Herz ihres Mannes belasteten, wusste sie dieselben so leicht hinwegzuschwatzen; wenn sein angeborener Jähzorn aufstieg, so genügte nur ein bittender Blick von der Burgl, und gleich sank die Zornader; ihr heiteres Lachen verwischte die letzten Wolken von der Stirn des Mannes. Die Burgl hatte ein Herz, so rein

und klar wie der Himmel und so warm wie die Frühlingssonne. Kein Wunder, dass der Wast sie auf den Händen trug. — —

Der Winter war vorüber; die Eisdecke hatte sich drunten vom Waldauge abgelöst, und wie flüssiges Silber kreisten die Wellen über den Seespiegel. Die munteren Singvögel waren auch schon über „unseren Herrn im Stein" herübergekommen und trillerten und zwitscherten, dass ihnen fast die Kröpflein herausfielen. Auch im Hoheneggerhause war es lebendig geworden. Da war auch ein Singvögelchen oder vielmehr ein Engelchen zum Fenster hereingeflogen. Jetzt lag es in der Wiege, tief hineingebettet in die schneeweißen Pölster und Linnen. — Am Josefitage war es zur Welt gekommen und ein junges Seppele geworden. — Eben war es aus dem Schlafe erwacht und schaute groß in der Stube umher. Fast zu groß waren die schwarzen Augen in dem kleinen, kirschrothen Gesichtchen. Nun krabbelte es mit den kleinen, patzigen Händen und zählte an seinen Fingerchen, die es nur mit größter Mühe auseinanderbrachte. Wenn die Burgl sagte: „Seppele, zeig' einmal, wo ist denn die Himmelmamme?" so streckte es das kleine Händchen schon gegen die Zimmerecke aus, wo eine Mariahilf-Tafel hieng. Dem Wast lachte es einen ganzen Himmel von Glück ins Herz hinein, und stundenlang ließ er das Bübl auf seinen Knien strampeln, in seinem Barte zausen und mit den Fingern an seinen Augen stochern.

„Jetzt ist's wohl recht auf dem Hohenegg," sagte der Wast „mit dem Kaiser thät' ich nit

tauschen!‘ und er drückte das Kind an seine Brust und schaute zärtlich auf sein Weib. „Ja, gar zu fein haben wir's,“ meinte die Burgl, „wenn's nur nit anders wird! — Die Bergmandlen drüben bei ‚unserem Herrn im Stein‘ thun alle Nächte soviel jammern und rehr'n.“

„Anders werden?“ fuhr der Wast auf, „das darf's nit, ich thät's unserem Herrn nimmer vergessen.“

Die Burgl wurde bleich vor Schreck bei dieser Rede.

„Ich bitt' dich, Wast, red' nit so!“ sprach sie, dann warf sie durch das Fenster hinaus einen bittenden Blick zu „unserem Herrn im Stein“.

II.

„Burgl,“ sagte eines Tages der Wast, „ich geh' mit der Büchse; der Hüterbub hat gestern unter der Steinlenke einen Rehbock gesehen, den muss ich holen.“

„Ach, Wast, bleib' daheim,“ bat das Weib; „schau', die Wilderer sind alleweil um die Wege, wenn dir etwas passiert . . .“

„Sei nicht närrisch! Gerade wegen der Wilderer muss ich gehen; die schießen mir die schönsten Thiere aus meinem Revier, und ich hab' das Nachsehen.“

„Geh', Wast, nur diesmal thu' mir's zuliebe, bleib' da; ich hab' soviel eine Angst — woher's kommt, kann ich nicht sagen — aber der Seppele hat in der Nacht recht jämmerlich

geschrien und gewimmert; wie ich aufsteh', das Kind zu stillen, hat er die Augen geschlossen und schläft. Die Kinder haben soviel eine unschuldige Seele, denen sagt der Schutzengel oft was im Traume . . . und denk' dir, wie ich erschrocken bin, dreimal hat's in der Nacht ganz deutlich und stark ans Fenster her geklopft."

„Geh', geh', Burgl, sei nicht kindisch! Bist ja sonst ein recht verständiges Weib — der Bub schreit wohl öfter in der Nacht, und am Fenster rütteln hab' ich's auch gehört, das thut der Wind."

„O beileibe, der Wind hat das nicht gethan . . ."

Der Wast schnitt ihr die Rede kurz ab. „B'hüt' Gott!" sagte er und hieng sich den Stutzen über die Schulter, „bis 4 Uhr bin ich spätestens wieder da."

Dann nahm er das Seppele von den Armen der Mutter und drückte ihm einen herzhaften Kuss auf die purpurrothen Lippen. Das Bübl schoss ihm mit seinen Aermchen um den Hals und wollte nicht mehr auslassen. Verstohlen wischte sich die Burgl eine Thräne aus dem Auge; dann griff sie ins Weihbrunnkrügl neben der Thür und sprengte dem Manne einige Tropfen nach.

„Gib acht, dass dir nichts zustößt, und komm' bald wieder!" sagte sie.

Der Wast schritt dem Walde zu. Je tiefer er in das Waldesdunkel hineingieng, desto unruhiger wurde nun auch er. Der Wind fuhr in die hohen Nadelkronen, die Baumriesen ächzten

und knarrten, ein gebrochener, morscher Ast knackte zu Boden. Die Blümchen, die ihm sonst so frisch und freundlich entgegenlachten, senkten heute die Köpfchen traurig zur Erde. — Die Worte seiner Gattin fielen dem Wast immer schwerer aufs Herz. Die Burgl dauerte ihn, weil sie den ganzen langen Tag seinetwegen in Angst sein musste. Er blieb stehen und bedachte sich, ob er nicht wieder umkehren solle. „Ah, pah, das sind Schwachheiten," sagte er dann, „die Knechte würden mich für einen Weiberstrumpf halten, und die Burgl selber müsste mich auslachen." — „Auslachen? . . . O beileibe! Eine helle Freude würde sie haben, wenn ich ihr die Lieb' erweisen thät'; sie thut auch alles, was sie mir aus den Augen abliest, die arme Haut!" Er blieb wieder stehen; da that es plötzlich einen dumpfen Schlag weiter drüben im Walde. Der Wast horchte gespannt. Jetzt kam ein leises Rollen von „unserem Herrn im Stein" herüber. „T . . . . ., das ist ein Schuss gewesen!" Nun war der Mann wie umgewandelt, jedes zarte Gefühl war verschwunden, die Zornesader stieg empor, rasend stürmte er in den Wald hinein nach der Richtung, wo der Schuss gefallen. Dichte Nebel zogen den Berg herauf und verhinderten jeden Ausblick. Der Wast fluchte über den gottverdammten Nebel, aber rastlos rannte er weiter. Da stand er über einem Felsabhang, er konnte nicht mehr vorwärts. Aus der Tiefe stieg ein Rauschen und donnerähnliches Getöse.

„Aha," dachte er sich, „das ist das Geisterbrünnl, da muss ich mich weiter nach links

lassen. Ich wollte wetten, der Kerl steckt irgendwo da drunten; wenn nur den T...... nebel der Kuckuck holte!“

Ein Windzug trieb die dichten Nebelschwaden ein wenig auseinander. Gerade unter dem Felsen bewegte sich etwas. Der Wast strengte seine Augen an. Das war richtig ein Mensch, der sich auf dem Boden mit etwas zu schaffen machte. Jedoch die Nebel waren noch zu dicht, um deutlich sehen zu können. Der Wast hielt den Athem an; jetzt sah er es genau, auf dem Boden lag ein Reh, der Wilderer war am Ausweiden. Der Wast nahm die Büchse von der Achsel und schrie hinunter: „Kerl, jetzt hab' ich dich!“ Der Wilderer sprang auf. „Stillgestanden, oder ich schieße!“ rief der Wast. Blitzschnell fuhr der Wilderer mit dem Stutzen an die Wange, der Schuss krachte. „Bscht“, pfiff die Kugel dem Wast an den Ohren vorbei. Da war es aus mit aller Fassung. Im wahnsinnigen Zorne riss auch er seinen Stutzen empor; ein Blitz, ein Knall — aus der Tiefe gellte der Schrei: „Jesus, Maria!“ Lange rollte das Echo in den Bergen nach, dann war es todtenstill; der Nebel zog dichter das Thal herauf und hüllte alles in Dunkel. — Der Wast stand da, blass wie eine Leiche. Nun erfasste ihn eine fieberhafte Angst. Hinunter, hinunter musste er so schnell als möglich. Er sprang zur Seite, da war eine tiefe Runst. Theils kollerte, theils rutschte er, aber jetzt war er unten. Er tappte im Nebel umher — da sah er einen schwarzen Knäuel. Er stürzte darauf los. Ums

Himmelswillen, da liegt das Reh, daneben der Mensch — er rührt sich nicht mehr, er ist todt. Er wendet ihn auf die Seite, da erstarrt ihm das Blut. — Er sinkt neben der Leiche zu Boden — eine Zeitlang liegt er wie todt neben dem Todten. Plötzlich rafft er sich auf, nochmals schaut er dem Wilderer ins kerzenbleiche Gesicht, vielleicht hat er sich getäuscht. Doch nein, nein! „Jesus, Maria, was hab' ich gethan!" Es ist niemand anders als der Wurzelgraber-Much, der Vater seines Weibes.

Der arme Hoheneggerbauer weiß sich nicht mehr zu helfen; er betet, er weint, der Todte wird nicht lebendig. Was soll er nun anfangen? Er ringt nach einem Entschluss. — Den Todten ins Geisterbrünnl werfen und alles verschweigen? Das Geisterbrünnl ist ein tiefes Loch im Felsboden. Da hinunter fließt ein Bächlein, nicht viel größer als ein Bergbrunnen; es fließt hinunter und kommt nirgends mehr ans Tageslicht. Tief, tief hinunter muss das Wasser fallen, denn im Loch drinnen brodelt und siedet und gährt es wie in einem Hexenkessel. Wenn man einen Stein hineinwirft, da rollt und rauscht es lange, lange, immer dumpfer und dumpfer, dann kommt es wie Donner von unten herauf, immer näher und furchtbarer, zuletzt wirft der Strudel einen Wasserstrahl weit in die Höhe.

Im Geisterbrünnl wäre die Leiche für ewig begraben, und niemand würde etwas erfahren.

Kalter Schauder lief dem Wast über den Rücken bei diesem furchtbaren Gedanken; er schrak vor dem Verbrechen zurück. Und könnte

er seinem Weibe nur ein einzigesmal noch offen in die Augen schauen? Nein, niemals! — Soll er nicht heimgehen und die Burgl fußfällig um Verzeihung bitten? . . . O nein, nur das nicht! . . . Sie müsste in Ewigkeit ihn fürchten und hassen als den Mörder ihres Vaters . . . Und dann, wenn die Gendarmen kommen und ihn fortführen — ihn, den Hoheneggerbauer . . . und der schreckliche Tod auf dem Galgen . . . und sein Bübl, der Seppele — das Kind eines Mörders! Schrecklich! . . . Fort, fort von dieser schaudervollen Stätte, wo der Todte ihn angrinst, wo jeden Augenblick Leute kommen müssen und das Verbrechen entdecken; fort, fort! In zehn Stunden ist die Schweizergrenze erreicht, und dort ist Sicherheit.

Er wirft seinen Rücksack und die Büchse von sich — sie kollern hinunter gegen das Geisterbrünnl — dann huscht er wie ein gehetztes Wild durch den Wald hinauf ins Hochgebirge.

Beim Geisterbrünnl wird's wieder ruhig. Die Nebel ziehen das weiße Bahrtuch über den Todten, die hochstämmigen Tannen neigen ihre Wipfel und stöhnen und ächzen, der Strudel aber rauscht das schaurige Leichenlied.

* *
*

Ein frischer Nordwind hat die Nebel über den Berg hinunter und zum Thale hinausgejagt. Die Sonne ist schon längst unter die Berge gesunken, und die Nacht hat ihren dunklen Schleier über die Seealm gezogen. Hinter dem Felsen-

bild: „Unser Herr im Stein“ erhebt sich eine wunderbare Lichte und umfließt das Bild wie ein Heiligenschein. — Die Hoheneggerbäuerin steht am Fenster und betet hinüber, denn der Wast ist noch immer nicht heim gekommen. Jetzt steigt der Mond über das Felsenbild empor — sein mildes Licht gießt keine Ruhe ins geängstigte Frauenherz. Er scheint heute so bleich wie ein Todtenantlitz. Es läſst ihr keine Ruhe mehr; die Knechte müssen fort in den Wald, den Wast zu suchen.

Es vergeht eine Stunde und noch eine — der Burgl scheint jede eine Ewigkeit ... Endlich kehren einige von den Knechten wieder. Sie hätten nichts gefunden, sagen sie, aber ihre Gesichter sind verstört, und sie flüstern geheimnisvoll miteinander. — Da bricht die Burgl in ein lautes Schluchzen aus, sie bittet die Knechte, ihr die Wahrheit zu sagen; es sei ihr leichter, das Unglück zu vernehmen, als in dieser schrecklichen Ungewiſsheit zu schweben. Die Knechte schwören hoch und theuer, daſs sie nichts vom Wast gesehen. — Die Burgl nimmt ihr Kind auf den Schoß, faltet ihm die Hände und sagt: „Seppele, bet' zum Himmeltatte, daſs der Vater wieder kommt.“ Da fängt das Bübl an hell zu lachen und deutet mit den Händchen hinüber zu „unserem Herrn im Stein“, wo der Fels im Mondlicht erglänzt. —

In Angst und Bangen, in Thränen und Beten vergieng die Nacht.

Endlich am Morgen hat die Burgl alles erfahren. — In der Nacht hatte sie mit schreck-

lichen Bildern ihre Seele zermartert, das Schrecklichste war ihr nicht eingefallen — Zu viel war es für das arme Frauenherz. Einen jämmerlichen, fast thierischen Laut hatte sie bei der Nachricht von sich gegeben, dann war sie hingesunken. Nun saß sie den ganzen Tag da, stumm und blass wie eine Leiche. Ihr Antlitz war hart wie ein Stein, keine Thräne rann über ihre Wangen — sie konnte nicht weinen.

Das Seppele in der Wiege schrie und wimmerte, sie bemerkte es nicht. Man wollte das Kind fortnehmen, da stürzte sie sich mit einem lauten Wehruf auf dasselbe.

Es war auch gar zu schrecklich, was sich die Leute erzählten. — Wie ein Lauffeuer gieng es in der Seealm herum, der Wurzelgraber und der Wast hätten sich um einen Rehbock gerauft, der Wurzelgraber habe den Wast erschossen und ins Geisterbrünnl geworfen. — Die Büchse mit dem Schnerfsack sei ja neben dem Loch gelegen; zuletzt habe sich der Wurzelgraber selbst das Leben genommen.

Den Wurzelgraber hatten sie in aller Stille auf dem Kirchfriedhof begraben. Die Burgl war nicht hinuntergekommen ... Sie sprach allerlei wirres Zeug, in der Nacht gellte ihr Jammer durch das Haus — man raunte sich schon in die Ohren, die junge Hoheneggerin sei wahnsinnig geworden. — Da stieg der alte Pfarrherr den Berg hinauf. Lange blieb er droben im Hohenegg, mild und sanft waren seine Worte. Er sprach von der lieben Gottesmutter unter dem Kreuze, deren Herz ein siebenfaches Schwert

durchstochen ... Wenn der Wast auch fort sei, meinte er, im Himmel droben wache noch ein anderer Vater, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt. Im Himmel droben kommen wir alle wieder zusammen, um uns nie mehr zu trennen.

Da löste sich endlich aus den Augen der Burgl eine Thräne, und bald schluchzte und weinte sie, dass es einen Stein hätte erbarmen mögen. — Die Thränen linderten ihren Schmerz.

Der Trost des Pfarrherrn war wie ein Balsam auf ihr wundes Herz gefallen. Sie war nun bereit, ihr Kreuz zu tragen für den Wast, dass er ja gewiss in der andern Welt ein gutes Plätzchen finde.

III.

Sechs Jahre waren seit dem Unglückstage verflossen. Unstet und flüchtig wie Kain irrte der Hoheneggerbauer als Nagelkrämer in der Fremde herum. Das Bild des todten Wurzelgrabers verfolgte ihn bei Tag und Nacht. — Das war jedoch nicht die größte Qual für den geprüften Mann: in seinem Innern loderte wie ein sengendes Feuer das tödliche Heimweh, die brennende Sehnsucht nach Weib und Kind. Fast alle Nächte war er im Traum auf der Seealm bei seinen Lieben; im Schlaf hörte er die süße Stimme seiner Frau und schaute seinem Bübl in die thaufrischen, blümelblauen Aeuglein.

Beim Erwachen aber brannte das Weh im Herzen nur umso heißer, je süßer die Bilder im Traume gewesen. Oft hörte er im Schlafe das Singen und Klingen von „unserem Herrn im Stein“ herüber und das feierliche Glockengeläute aus dem Alpenthal. — Das Bild im Stein winkte freundlich mit der Hand, der Wast aber wollte von unserem Herrn nichts mehr wissen. Er grollte dem lieben Herrgott in wildem Trotz, weil er glaubte, von ihm verstoßen und verlassen zu sein.

Manchmal kam der Unglückliche mit seiner Nagelkraxe nahe an die Tiroler Grenze. Da stieg er den Berg hinan, immer höher und höher, bis er tief hineinsah ins liebe Heimatland. Die glänzenden Firne ragten wie silberne Kerzen ins blaue Firmament, und darunter dehnten sich die braunen Halden aus, umsäumt von dunkelblauen Waldstreifen.

Stundenlang saß der Wast auf einem Platz und schaute und weinte hinüber ins liebe Tiroler Ländchen. Wenn dann endlich die Nacht hereinbrach und der Abendstern so hell über das Spiegelhorn herüberglänzte und grüßte, da dachte er sich: „Da drunter schläft die Burgl und das Kind, oder vielleicht sind sie noch wach und schauen auch empor zu dem hellen Sternl; da oben treffen sich unsere Blicke, die Herzen bleiben getrennt.“ —

Mit tausend Banden zog es ihn über die Berge, wo der Himmel viel klarer und die Sterne viel lichter strahlen, wo die Bächlein viel munterer rauschen und plaudern, wo der

Wald viel duftiger und grüner prangt. — Jedoch, als ob der Gedanke an die Heimkehr ihn erschreckte, so eilte er den Berg herab und wieder hinein in die Fremde.

Lange Zeit war der Wast in keine Kirche mehr getreten. Da kam er eines Tages nach Maria-Einsiedeln. Mehr aus Neugier als aus Andacht gieng er in die Wallfahrtskirche. Lange schaute er hinauf zum Gnadenbild, dann sank er in die Knie. Es wurde ihm plötzlich so ruhig ums Herz, und es beschlich ihn ein so trautes, warmes Gefühl, als sei er daheim in seinem Hause. Endlich stahl sich ein ganz verschämtes Ave Maria über seine Lippen, dann noch eins, und jetzt thaute sein Herz auf; die Thränen flossen, aber sie linderten sein Weh. — Es trieb ihn nun mit unwiderstehlicher Gewalt, sein Gewissen zu erleichtern. Der Priester, welcher ihm dazu behilflich war, kannte die Menschenherzen bis in ihre tiefsten Winkel hinein. Bald lag das Herz des unglücklichen Hoheneggerbauern wie ein Buch offen vor ihm. Worte voll Trost und Ermunterung flossen aus seinem Munde. Er stellte dem Wast die unselige That in einem ganz andern Lichte vor Augen, als sie derselbe bisher angeschaut. Der Zorn, meinte er, habe ihn übermannt, übrigens habe er aus Nothwehr gehandelt. Die weltlichen Gerichte, sagte er, werden ihn ganz unbehelligt lassen, seine Frau werde ihn mit offenen Armen aufnehmen, es sei ja kein Verbrechen, sondern nur ein Unglück vorhanden; es sei für ihn sogar eine schwere Pflicht, das Weib aus Kummer und Sorge zu erlösen

und für sein Kind zu sorgen. — Der Wast schluchzte. Die freundlichen, überzeugenden Worte des Priesters wälzten einen Mühlstein von seiner Seele. Er versprach alles, dann eilte er wieder hin vor das Gnadenbild: „Himmelmutter, tausendmal vergelt's Gott! — Thu' nur noch e i n b i s l auf mein Weib und mein Kind schauen!" D a s war das Einzige, was er hervorbrachte.

In der Nacht sah er wieder das Bild: „Unser Herr im Stein"; es winkte noch freundlicher und dringender. — Am Morgen verkaufte der Wast die Nagelkraxe und erwarb sich dafür eine Bildermappe. Als reisender Bilderhändler wanderte er der Heimat zu.

* *
*

In der Seealm schaute bereits der Frühling ins Thal. Busch und Baum hatten ihr weißes Kleid längst abgeschüttelt, der schwarze Wald hinter dem Hohenegg hatte eine hellgrüne Farbe angenommen, die Schneefelder drüben bei „unserem Herrn im Stein" glänzten wie flüssiges Silber, die Bächlein und Wässerlein rauschten immer lauter; in den Nächten wurde ihr Rauschen zu einem mächtigen Brausen. Die grün-weißen Eiswände kollerten eine nach der anderen krachend von den Felsen, und dort, wo sie gestanden, hüpfte jetzt ein milchweißes Bächlein und feierte seine Auferstehung. Im Hochgebirg löste sich da und dort eine Lawine und fuhr donnernd in die Tiefe; lange toste der Widerhall in dem engen Thalkessel nach. Durch die Felsenritze bei „unserem Herrn im Stein"

strich der warme Südwind; lichte Wölkchen, silbern und goldig, dann wieder roth, grün und blau schwebten um die Bergspitzen; zur Nachtzeit, da klang es feierlich und hell wie Engelssang herüber zum Hohenegg. — —

Es ist Ostersamstag. Unter dem Kirchdorf schreitet ein Mann die Straße herauf. Seine Haltung ist gebückt, ein breiter Vollbart umrahmt sein Gesicht — schon viele graue Haare durchziehen den dunkelbraunen Bart — seine Stirn zeigt manche Furchen, und der Blick irrt scheu und kummervoll umher.

Das ist der Wast. — Viele Bekannte sind ihm schon begegnet, niemand hat ihn erkannt; und doch schnürt sich ihm das Herz zusammen, so oft er einem neuen begegnet, aus Furcht, erkannt zu werden. — Bereits lugt „unser Herr im Stein" über die Berge heraus; das Hohenegg mit seinen lichten Fenstern grüßt auch schon herunter.

Draußen im Markt hatte der Wast erfahren, dass im Hohenegg alles gesund sei, dass ein paar Monate nach dem Unglück mit dem Bauern ein Hansele auf die Welt gekommen, dass die Bäuerin wohl viel geweint habe, jetzt aber recht ergeben sei, weil's halt schon einmal so sei.

Mit Schrecken hatte er auch die schaudervolle Mähre über den Wurzelgraber vernommen, wie sich die Leute den Hergang des Unglücks erklärten. Alles zog ihn vorwärts. Er musste dem Wurzelgraber seine Ehre wiederherstellen, er musste die Seinigen sehen, sie von Kummer befreien; jedoch eine unerklärliche Angst und

Scheu drängte ihn wieder zurück, er wusste nicht, ob er es über sich bringen werde.

Er kam hinauf zur Kirche. Die Leute giengen aus und ein, denn im heiligen Grab war das höchste Gut ausgesetzt. Auch hier erkannte niemand den Fremden. Sein erster Gang war zur Begräbnisstätte der Hohenegger; er sprengte seinen verstorbenen Angehörigen Weihwasser, da erblickte er an der Wand eine Tafel, die hatte er noch nie gesehen. Was las er darauf?

„Christliches Andenken an Sebastian Elmer, Bauer am Hohenegg, der am 12. October 18 . . im Wald verunglückte.

Herr, gib ihm die ewige Ruhe!"

Eine Thräne rann ihm in den Bart herunter. Nun betrat er die Kirche. Ganz zuhinterst neben dem Weihbrunnkessel ließ er sich auf eine Kniebank nieder. Dort schmiegte er sich hart an den Pfeiler, um nicht den Blicken der Leute ausgesetzt zu sein. Aus dem heiligen Grabe schimmerten ihm die buntglühenden Kugeln ins Auge, eine kurze Bitte nur entrang sich seinem Herzen: „Jesus, Maria, stehet mir bei!"

Es läutete das erste und das andere zur feierlichen Auferstehung, die Kirche füllte sich nach und nach mit Andächtigen; alle waren sie dem Wast bekannt. Er hatte seinen Blick mit höchster Spannung nach dem Mittelgang hin gerichtet. — Da plötzlich stockte ihm das Blut in den Adern. Das war sie — sein Weib, blass und abgehärmt ihre Züge, ihre Kleidung schwarz, nirgends ein farbiges Band; an beiden Händen führte sie einen Knaben.

Schau', der größere wird der Seppele sein — wie er nur gewachsen ist — und der kleine mit den hellblauen Augen und dem apfelrothen Gesicht — den hat der Wast noch gar nie gesehen — und doch ist er sein Kind — aber ganz das Abbild von der Burgl.

Sie rückten in eine Bank, der Wast konnte sie von seinem Platze aus genau beobachten. Fortwährend schaute er hin. Die Kinder hatten ihre Aeuglein unverrückt im heiligen Grabe, die Gesichter glänzten in unschuldiger Freude. Da fieng der Kleine gar an, mit den Fingerlein zu zeigen und mit dem Seppele zu reden. Die Mutter flüsterte ihnen ins Ohr — jetzt waren sie wieder still und falteten innig ihre Händchen. — Es erscholl das feierliche „Christus ist erstanden“ und das himmeljauchzende Alleluja, da sah der Wast, wie die Burgl ihr Sacktuch vors Gesicht hielt und schluchzte — er konnte nicht mehr hinblicken, auch er bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Die Feier war beendet, und die Leute waren nachhause gegangen; die Burgl mit den Kindern war auch fort. Der Wast kniete noch alleweil auf demselben Platze. In seiner Seele tobte und gährte es. Die Pflicht, die süßesten Hoffnungen zogen ihn fort, die Angst und Furcht hielt ihn zurück. Endlich raffte er sich auf. Langsam verließ er die Kirche, noch langsamer stieg er den Berg empor.

Die warmen Sonnenstrahlen hatten bereits den Schnee von den Bergen ins Thal hinuntergetrieben, die ersten Pflänzchen reckten ihre grünen

Keime schon merklich aus der Erde, und die Raine dufteten von jenem würzigen Wohlgeruche, den nur die sonnigsten Stellen der Berge zur ersten Frühlingszeit aushauchen. Da und dort nickte schon ein Engelblümchen mit seinen blauen oder weißen Augen, und tief drunten im Blumenauge glänzte ein goldiges Sternlein.

Der Wast stieg höher und höher. Je näher er dem Hohenegg kam, desto langsamer wurden seine Schritte.

Es war schon dunkel, als er an der Thür seines Hauses pochte. Die Burgl selbst öffnete und leuchtete mit der Lampe dem Fremdling ins Gesicht.

„Schön guten Abend!“ sagte der Wast.

„Guten Abend auch! Was willst denn noch so spät?“

Dem Wast pochte fast laut das Herz.

„Bin ein armer Bilderkrämer,“ sagte er, „und thät' recht schön um eine Nachtherberge bitten. — Ein jedes Platzl ist mir gut.“

„Geh' nur herein in die Stube.“

Er gieng hinein. Das war noch die alte Stube; droben an der Wand die gleichen Heiligenbilder wie damals, an der Thür noch dieselben mit Kreide geschriebenen Buchstaben C. M. B.; jeder Ast aus dem weißen Zirmgetäfel schien den Wast zu grüßen. — Die Knechte erhoben sich von der Ofenbank und betrachteten neugierig den fremden Mann. Die beiden Knaben, der Seppele und der Hansele, wichen scheu zurück und hiengen sich an die Schürze der Mutter.

„Braucht's euch nit zu fürchten, Büblein," sagte der Wast, „geht's nur her, ich zeig' euch schöne Bilder."

Die Kinder aber eilten der Mutter nach in die Küche. Zum Nachtessen brachte die Bäuerin eine Schüssel voll Schmalzkrapfen; einst war das die Lieblingsspeise des Wast gewesen, heute konnte er nicht essen. Er saß wortlos hinter dem Tisch und blickte scheu hinüber zur Bäuerin.

„Iss, Krämer," sagte die Frau, „thu' dich nit genieren! Bei uns heißt's zugreifen!"

„Vergelt's Gott, 's thut's schon!" dankte der Wast.

Während die anderen den Rosenkranz beteten, kniete auch der Wast an der Bank, aber beten konnte er nicht. — In seiner Seele wogte ein furchtbarer Kampf. — Sollte er sich zu erkennen geben, sollte er alles offenbaren? . . . . „Was wird aber die Burgl dazu sagen? . . . . Es ist ihr Vater, den ich erschossen. . . . . Wenn sie mir nicht verzeiht? . . . . Wenn sie mich haßt, verachtet? . . . Ach Gott, das kann ich nicht ertragen! . . . Und meine Kinder sind und bleiben die Kinder eines Mörders, wenn ich bekenne . . . Nein, ich kann nicht . . . ich darf nicht!"

So wogte und stürmte es im Herzen des Wast.

„Und doch, du mußt, du mußt!" rief es wieder in seiner Brust, „es handelt sich um deine Ruhe."

Als der Rosenkranz vorüber, beteten die Knaben allein mit ihren hellen Kinderstimmen:

„Für den Vater — Vater unser, der du bist in dem Himmel“ u. s. w.

Dem Wast drohte das Herz zu zerspringen, er schluchzte ganz laut.

„Was hast denn, Krämer?“ fragte der Großknecht nach dem Beten.

„O mein,“ antwortete der Wast, „ich hab' auch einmal solche Kinder gehabt.“

„Sind sie gestorben?“ fragte die Burgl.

„Gestorben nicht — aber sie kennen mich nicht mehr.“ Er weinte noch mehr. Die Burgl fragte nicht weiter, sie hatte Mitleid mit dem Fremden.

Der Wast packte nun seine Bilder aus. Die Mägde gaben durch laute Rufe ihr Erstaunen und ihre Bewunderung kund, die Knaben rissen ihre Aeuglein weit auf, und dennoch konnten sie nicht alles so genau betrachten, wie sie es wohl gern gethan hätten.

„Geh' weiter weg, Seppele!“ befahl die Burgl, „du bist dem Krämer lästig und beschmutzest die Sachen.“

„O beileibe,“ wehrte der Wast . . . „da, Bübl, hast ein Bild, das gehört dein, bist soviel ein lieb's Kind.“ Dabei streichelte er den Knaben über die seidenen Locken und drückte heimlich einen Kuss auf dessen Stirn.

„Nein, nein, Mann,“ ereiferte sich die Burgl, „'s ist schade, der Bub thut's nur zerreißen; . . . gehst fort, Seppele, bist schon recht ein ungezogener Bub!“

„Pah, lass das Bübl nur da! Gelt, Seppl, bist schon brav?“ sagte der Wast. „Möchtest

nicht mit mir gehen? Ich schenk' dir all die schönen Bilder."

„Die Mutter thät' soviel rehr'n," meinte der Knabe, „der Vater ist auch fort'gangen und nimmer kommen."

„Wo ist denn der Vater?" fragte der Wast.

„Da!" sagte der Hansele und deutete mit dem Finger hinüber zu „unserem Herrn im Stein". — Die Burgl war hinausgegangen, und der Wast trocknete sich abermals eine Thräne.

Nun brachte die Großdirn Decken und Polster und richtete für den Krämer eine Liegerstatt auf der Ofenbank. — Die Knechte sagten „Gute Nacht" und suchten ihr Lager auf. Die Burgl segnete die beiden Knaben und brachte sie ins Bett. — Der Wast war allein in der Stube und fieng laut zu weinen an.

Da öffnete sich noch einmal die Stubenthür, und die Burgl rief herein: „Krämer, gehst morgen zur Frühmesse?"

Als sie den Fremdling erblickte, wie er den Kopf auf die Hände stützte und laut weinte, kam sie ganz herein und fragte mitleidig: „Guter Mann, was fehlt dir denn?"

„Burgl, verzeih' mir!" stöhnte der Wast.

Erschrocken fuhr die Bäuerin zurück. Da hatte aber der Wast schon ihre Hand ergriffen.

„Burgl, kennst mich nicht mehr?" sagte er, „kennst du nicht mehr deinen Mann, den Wast?"

Die Burgl wurde kreidebleich, sie wäre umgefallen, wenn er sie nicht gehalten hätte; dann schaute sie ihm ins Gesicht, und nun fiel sie um seinen Hals. Der Wast riss sich los.

„Burgl, hör' mich zuerst!" sagte er, „ich hab' deinen Vater erschossen."

Die Burgl zitterte und drohte abermals umzusinken.

„Nicht mit Absicht hab' ich's gethan — beileibe — aus Uebereilung, aus Unwissenheit ist's geschehen — gern wollt' ich selber drunten liegen im Friedhof anstatt des Vaters." Nun erzählte er den ganzen Hergang.

„Burgl, kannst du mir verzeihen?" fragte er zum Schlusse.

Die Burgl schluchzte.

„Gott sei Lob und Dank, weil du nur wieder da bist!" war das Einzige, was sie hervorbrachte.

Dem Wast fiel ein Stein vom Herzen.

„Ja, Gott sei Lob und Dank," sagte er, „Gott hat alles so zugelassen; „unser Herr im Stein" hat mir alleweil gewinkt zu kommen; Gott wird alles wieder gut machen."

Lange noch saßen sie beisammen und erzählten sich gegenseitig ihr Leid und schwelgten im Glück des Wiedersehens.

Die Sterne waren schon über die Mitternachtspitze hinübergewandelt, draußen rüttelte der Wind an den Fensterläden, von „unserem Herrn im Stein" herüber tönte ein liebes Singen und Klingen, der Wast aber drückte einen süßen Kuss auf die Wangen seiner Kinder.

Der Giggerle-Naz auf der Stude.

Naz hat es geheißen, das Bübl, und gehört hat es dem Giggerle-Sepp in Eschenfeld. Der Naz war seinerzeit Impfkönig gewesen, und deswegen meinte der Vater, d e r müsse etwas Besseres werden, ein Doctor oder ein Advocat oder gar ein Pfarrer. — Richtig, bald nach Frauentag hat der alte Giggerle seinen Bub' in die Stude gethan. Zuvor wurde der Naz ordentlich zusammengestellt, dass er auch ausschaue wie ein Student. Er bekam weite, schwarze Hosen, die über den Schuhen fast zusammengiengen — und doch waren sie inwendig heraufgestülpt bis über die Knie — und dann einen Rock, so lang, dass die Taschen unten bei den Knien herausschauten. „Das ist deswegen, dass der Bub' nit gleich drauswachst!“ meinte der Sepp. — Der Naz war bald untergebracht in der Stadt drinnen, und frohen Muthes machte sich der Vater auf den Heimweg; vorher hielt er dem Jungen noch folgende Predigt:

„Bub', dass du mir keine Schand' machst! Hast mich schon Geld genug gekostet! Thu' fleißig studieren, und wenn du Augengläser brauchst, dann schreibst halt!“

Dem Naz aber war nicht rosig zumuthe. Als er die großen Bücher sah mit den spanischen Zahlen und Zeichen, da sank ihm das Herz in die Hose, und als er hörte, es gehe gleich das Lateinische an, und in der dritten Classe komme gar das Chinesische, da stiegen ihm vollends die

Grausbirnen auf. Als die strengen Herren Professoren hereintraten in die Schule mit ihren finsteren Gesichtern, da gieng dem armen Bübl der Kopf sammt Augen und Ohren davon. Und g'spassige Namen hatten die Herren! Der Naz konnte dieselben nicht merken. So machte er sich eigene Namen und nannte den einen „Mops“, den anderen „Spitz“, den dritten „Sultan“, den Herrn Director „Buhin“. Sind aber sothane Ziernamen auch zu Ohren der strengen Herren gekommen; der Naz wurde eingesperrt und musste fasten. — Ja, fasten, das war ihm nichts Neues mehr. Die lautere Spitalsuppe schien ihm wie ein „Laxier“, und „Laxier“ wollte er keines nehmen, der Magen war ja ehedem leer. Die Knödel droben beim Schneidermeister und bei der Grampen-Moidl, die waren so groß wie die Weltkugel in der Schule und so hart, dass der Naz meinte, man könne sie nur auseinanderschießen. So hatte der Naz eigentlich alle Tage Fasttag; er behauptete fest und steif, vor lauter Hunger am helllichten Tage die Sterne gesehen zu haben. — Da kam das Heimweh, und das schnitt und brannte den armen Bub' im Herzen, dass er glaubte, er werde sterben. Stundenlang saß er draußen an der Brücke und blickte hinunter und meinte, er müsse das Wasser von daheim aus dem übrigen Wasser herauskennen. Wie die Wellen vorübertanzten und plätscherten und murmelten, da überkam es ihn, als hörte er sie erzählen vom Giggerle-Haus, von Vater und Mutter, vom Stach und vom Much und vom patzigen Liesele.

„Und wie er dacht', und wie er sann,
Da zog ein Knab' vorbei;
Der blies ins traute Alpenhorn
Der Heimat Melodei!"

Ein Knabe zog vorbei, der blies zwar nicht ins Alpenhorn, aber der trug einen Korb auf dem Rücken; oben guckten lange Kirchtagskrapfen und allerlei duftiges Backwerk heraus. Da ward es dem Naz erst recht schwer.

Es war Kirchweihsamstag und daheim der Tisch weiß gedeckt. Die großen, dampfenden Schüsseln, der saftige Braten, die goldigen Honigkrapfen, der weiße Butterknoll — das alles zog an seinem Geiste vorüber.

Nun sah er auch das heimkehrende Alpenvieh, die lustig hüpfenden Kälber, hörte das Geläute der Schellen und Glocken, das Schnalzen der Peitschen .... da litt es ihn nimmer .... er gieng auf und davon — je weiter von der Stude, desto wohler im Herzen.

Schon fieng es an zu nachten. Ein Licht nach dem anderen blitzte am Eschenberge droben auf. Die Burschen knallten mit ihren riesigen Peitschen auf jedem Eck und jedem Hügel, das Echo rollte und rauschte durch Berg und Wald, als müssten die Felsen übereinanderstürzen. Da plötzlich unten im Thal ein helles: „Jujuhui!" „Jujuhui! Jujuhui!" antwortete es von den Bergen. Der Naz war im Anrücken. Etwas angst und bange wurde ihm nachgerade. Er hatte schon lange eine Anrede für den Vater ausstudiert. „Vater, ich habe gesündiget — wider den Himmel und vor dir; aber studieren

geh' ich nicht mehr. Ich bin nicht mehr wert" u. s. w., so hatte er es sich zusammengestellt. Die Geschichte vom verlorenen Sohne, meinte er, müsse den Vater rühren.

Behutsam und leise schlich der Naz zum Stubenfenster, und „Gott sei Lob und Dank!" da drinnen auf der Ofenbank lag ganz mutterseelenallein der treue Großknecht, der alte Schmalz-Jaggl; jetzt war der Naz nicht mehr verzagt; mit einem Sprunge stand er in der Stube. Wie der aber Augen machte und den Studenten von oben bis unten musterte!

„Ja, Nazl," rief er, „wo kommst denn her? Ah so, du wirst wohl Vacanz haben; das ist recht, dass d' einmal kommst, mir ist alleweil zeitlang gewesen um dich; und schau', gewachsen bist du, ich hätt' dich bald nimmer derkennt! Das ist recht, das ist recht! Wie weit bist denn schon bei der Messe? Beim Evangel' noch nit?"

Gieng plötzlich die Thür auf, und herein trat der Vater. Der war anfangs ganz zur Bildsäule erstarrt; endlich schrie er:

„Fratz, du lausiger! Haben sie dich davongejagt? Wart', ich werd' dich curanzen!" Zugleich saß dem Naz eine kräftige Faust hinter den Ohren; die zog und zog und wollte nicht mehr loslassen.

Ueber den Lärm kamen auch die Mutter, die Kinder, die Dienstboten alle; da gab es ein Geschrei, ein Gejammer und einen Tumult, als wäre Feuer ausgekommen. Der Naz aber hatte seinen Spruch vergessen, oder besser, der Vater

hatte ihm denselben aus dem Kopfe herausgebeutelt. Er schrie nur in einemfort:

„Ich habe soviel Bauchweh bekommen, ich hab's nimmer derlitten.“

„Für'n Bauchweh weiß ich schon ein Mittel,“ schrie der alte Giggerle, „du kommst mir heute zu keinem Tisch! Und den Rock ziehst gleich aus, Lausbub, nichtsnutziger!“

Da lag nun der arme Knabe auf der Ofenbank und musste zuschauen, wie eine Schüssel nach der anderen auf den Tisch wanderte, wie der Jaggl eine Nudel nach der anderen unter seinen Schnauzer hineinschob, dass ihm das Schmalz links und rechts herunterrann. Der Flor und der Siml, die fuhren mit ihren Löffeln wie mit einem Schubkarren in der Muspfanne herum und zogen Straßen und Wege an den Wänden hinauf; der Naz musste die Augen zudrücken, denn der Vater war taub für alle Bitten der Mutter und der Dienstboten. Am nächsten Tage kam es noch ärger.

Die Nachbarkinder schrien schon von weitem: „Kuhpriester! Kuhpriester!“ und die Buben vom Schmeer-Sepp, die „znichtesten“ in der Gemeinde, die sangen:

„A derstickter Student
Hat die Hos'n verbrennt,
Hat's Kappl versoffen
Und ist den . . . . . nachg'loffen!“

Der Naz aber dachte: „Mir ist alles gleich, jedoch studieren geh' ich nimmer!“ Der Vater war *anderer Ansicht*.

Da kam auf Mittag ein großer Brief, und drinnen stand, der Naz sei ein Taugenichts, ein Lump und, was noch mehr, ein Stockböhm': mit dem sei nichts anzufangen, er solle nur Bauer werden. — Da musste der Naz mit dem gestrengen Vater draußen in der Holzhütte noch einen Walzer tanzen, wobei die birkenen Pfeifen aufspielten, und hiemit waren die Studien des Naz abgeschlossen.

Der Bürgermeister von Zwölfhausen.

Die wohlehrsame Frau Magdalena Geigerin, Bürgermeisterin in Zwölfhausen und Großbäurin auf dem Patzenhofe, war gerade am Butterschlagen. Sie hielt den Rührkübel zwischen den Füßen und führte den Rührer mit kräftiger Hand auf und nieder. Drinnen im Kübel brodelte es und zischte, pampfte und schnalzte, als ob tausend Teufel hineingebannt wären. — Rund herum standen wie die Orgelpfeifen nacheinander hinauf die bürgermeisterlichen Sprösslinge, die Lene und die Hanne, die Moidl und der Sepp, der Toni und der Matz, und alle waren bemüht, den süßen Rahm, der unter dem Deckel herauslief, mit der Zunge zu erhaschen.

Da stürzte plötzlich der Vater zur Thür herein. Er keuchte und pustete.

„Du Alte," schrie er, „hast schon gehört? Uebermorgen kommt ein großer Herr vom Hofe, ein Minister, um unsere Bachregulierung zu

visitieren.... Alte, da heißt es seinen Mann stellen!.. Geh' nur gleich in die Kammer und such' mir die schwarzseidenen Hosen, die weißen Strümpfe und die Schnallschuhe; aber blank gewichst müssen sie sein!... Weißt, dem Herrn machen wir eine noble Klause.... Die Predigt halt' natürlich ich, der Schulmeister wird sie aufsetzen.... Wenn dann ein paar Tausender für die Gemeinde herausschauen und ein Adelsbrief oder so ein goldener Verdienstthaler für uns, da werden die Zwölfhauser Augen machen! Also spute dich und mach' mir keine Schand'!... Ich muss fort, die Pöller und die Musik anzuschaffen .... ein Bürgermeister hat keine Ruhe!"

Die Leute schauten ihm lachend nach, als er in stürmischer Eile die Dorfgasse hinaufhumpelte. — Die Figur des Bürgermeisters, vulgo Patzen-Caspar, war auch gar zu drollig, als dass man nicht hätte lachen sollen. Klein war er und untersetzt, mit dicken Elefantenfüßen. Die dicken Füße trugen einen mächtigen Wanst, so groß wie ein kleines Fürstenthum. Ueber dem kurzen Halse strahlte ein zinnoberrothes Vollmondgesicht. Besonders ausgebildet war ein Theil dieses Gesichtes — die Nase. — Wenn der Caspar in einen gewöhnlichen Spiegel schaute, konnte er von seinem Gesichte nichts erblicken als das Vorgebirge. — Und schön gefärbt war dieses Vorgebirge: zuhinterst hochroth, dann nacheinander heraus violett, blau und zuletzt grasgrün.

Wenn der Caspar einmal Zeit fand, seinen Jüngsten, den Matz, auf die Knie zu nehmen,

so fuhr der Kleine mit seinen patzigen Händchen gleich nach des Vaters Nase und blieb die längste Zeit mäuschenstill, wenn er mit diesem Instrumente spielen konnte. —

Der Bürgermeister konnte nicht helfen, dass er bei der Nasenaustheilung so schlecht zugekommen — aber die bösen Zungen sind doch überall dahinter!

„Aber na!“ ereiferte sich die Hachel-Nanne, „dass der Caspar die Leber auf der Sunnseit' hat, weiß man ehe; seitdem er aber Bürgermeister ist, hat's kein G'sicht mehr! .... Der Wirt hat ihm schon den ganzen Regenbogen an die Nase hinauf gestiftet!“

Das ist wahr, Durst gelitten hat der Caspar nicht, und wenn man als Bürgermeister soviel kämpfen, sorgen und herumlaufen muss, ist einem ein Glasl mitunter nicht zu bereden.

Die Hachel-Nanne ist aber auch das loseste Maul in der ganzen Gemeinde.

* *
*

Heute nahm sich der Caspar nicht Zeit, seinem Nachbar, dem Gastwirt, einen Besuch abzustatten. Er musste überall gegenwärtig sein, alles anschaffen und ordnen auf den feierlichen Empfang des Ministers. Am öftesten finden wir ihn drunten beim Schulmeister; es gilt, unter dem Schweiße seines Angesichts eine lange Rede einzustudieren.

Endlich rückte der bedeutungsvolle Tag heran. Die Thurmuhr hatte schon halb drei geschlagen, um drei Uhr sollte der Minister an-

fahren. Droben hinter der Kirche stieg blauer Rauch auf; daneben liefen Burschen mit weißen Schürzen herum: die Pöller waren geladen.

Auf allen Dächern wehten die Fahnen und flatterten lustig im Winde. Eine Menge Volkes hatte sich vor dem Wirtshause gesammelt, zwei weißgekleidete Mädchen mit Blumensträußen waren auch da... Der Bürgermeister hingegen und der ganze Ausschuss saß drinnen in der Zechstube. Heute musste ein wälscher Tropfen her, ein feuriger! Dem armen Caspar zappelte das Herz im Leibe, und Muth trinken war nothwendig, wenn es gut ausfallen sollte. — Da erdröhnten zwei Pöllerschüsse, und weit in den Bergen herum brauste und rollte das Echo nach. Nun wurde es lebendig. Die Thür des Wirtshauses gieng auf, heraus traten gemessenen Schrittes die Gemeindeväter, in der Mitte der Bürgermeister, glühend wie die Morgenröthe. Aber was hat denn heute das Bürgermeisterle? Der Gang ist nicht sicher, die Knie schnellen fortwährend nach außen, der Kopf wackelt hin und her; bald stößt er rechts an den ersten Rath, bald links an den zweiten. Aber lächerlich, die paar Gläschen haben ja nichts zu bedeuten! Das reißt einen Bürgermeister nicht um! —

Da steht nun der Patzen-Caspar in voller Würde; zu beiden Seiten ist der Gemeinderath postiert, hinter dem Caspar der Schulmeister mit einem langen Zettel.

Wieder krachen zwei Pöller, man hört Pferdegetrappel. — Drei glänzende Kutschen fahren auf. — Seine Excellenz springt aus dem

Wagen; die Mädchen überreichen feierlich ihre Blumen.

„Aufgepaſst, jetzt geht's los! Zuerst Verbeugung!“ flüsterte der Schulmeister.

„Aufgepaſst, jetzt geht's los! Zuerst Verbeugung!“ replicierte mit lauter Stimme der Bürgermeister. Der Minister lächelte, der Schulmeister wurde krebsroth, der Ausschuſs blickte verlegen zu Boden.

„Du, das kann heut' eine Dummheit abgeben!“ meinte der Klachl-Sepp und zupfte dabei den ersten Rath.

Der Schulmeister flüsterte wieder ganz leise: „Eure Excellenz, hochverehrter Herr Minister!“

Der Bürgermeister räusperte sich und stammelte nach: „Eure Pestilenz, hochwürdiger Herr Tornister!“ Da wurde der Herr ganz windelweiß; mit einem furchtbaren Blicke maß er den Redner; niemand getraute sich aufzuschauen.

Der Schulmeister lispelte: „Die Gemeinde Zwölfhausen weiß die edle Fürsorge und die Gerechtigkeit einer hohen Regierung zu schätzen!“

Jetzt kam der Bürgermeister ins Zeug: „Die Gemeinde Zwölfhausen,“ rief er, „weiß die edle Viehseuche und Niederträchtigkeit einer hohen Regierung zu schützen!“ Zugleich machte er eine Verbeugung, aber die Verbeugung wurde zu tief; der Kopf war auch so schwer, der Bürgermeister verlor das Gleichgewicht und lag zu Füßen des Ministers. Da gab es nun einen Lärm und ein Durcheinander. Die Leute im Hintergrunde meinten, es werde schon das Hoch

ausgebracht, und schrien aus voller Kehle: „Hoch! Hoch! Hoch!" Droben auf dem Hügel blitzte es auf, einmal, zweimal, jetzt fünf-, sechsmal hintereinander, und die Pöller verkündeten mit Donnerstimme das große Ereignis. — — —

So ist es dem Patzen-Caspar beim Ministerempfang ergangen. Nach wenigen Tagen erschien vom Kreisamt ein großer versiegelter Brief. Was drinnen gestanden, darf der Michel nicht sagen, aber Adelsbrief ist's keiner gewesen. — Nach vier Wochen hat der Caspar sein schweres Amt niedergelegt und hat sich auf den Patzenhof zurückgezogen. Die Minister aber hat er sein Lebtag nicht mehr leiden mögen. „Mit großen Herren," hat er gemeint, „ist nicht gut Kirschen essen."

Goldene Jugend.

Der Michl, den die Leser bereits kennen, hatte schon mehrere Hosen zerrissen. Endlich bekam er eine rechte Hose, wie sie die großen Männer tragen, nicht mehr eine kleine, die rückwärts hinauf zugeknöpfelt ist. Er durfte nun auch mit der Mutter zur Kirche gehen. Da stachen ihm besonders die schönen Engel mit den goldenen Flügeln ins Gesicht. Er wollte durchaus, die Mutter solle dem Pfarrer einen solchen Engel abkaufen. Als die Mutter darauf nicht eingieng, fieng der Bub an zu lärmen und zu heulen, dass die Leute erschreckt auffuhren.

Die Leute mochten das Bübl gut leiden und der Michl die Leute auch. Nur zweien war er vom Herzen gram: dem Todtengräber und dem Messner. — Der Todtengräber hatte des Nachbars Mariannele in ein finsteres Loch gegraben, und der Messner war überhaupt ein zuwiderer Mensch. — Wenn er nämlich dem Pfarrer das Velum oder den Rauchmantel umlegte, kehrte er stets die schöne, rothe Seite nach innen, dass man sie nicht sehen konnte, und die wüste gelbe Farbe nach außen.

In der Kirche hatte der Michl soviel zu schauen und zu fragen, wer denn in der Orgel drinnen so schreie, warum der Pfarrer auf der Kanzel mit den Händen so herumschlage u. dgl. m.

Die Mutter hatte mit dem Bübl viele Schwierigkeiten. — Einmal, es war am Auffahrtstage, da kniete sie mit dem Michl zuäußerst in der Bank, gerade unter dem Himmelloche. Wie nun die Englein so lustig heruntertanzten, hatte der Michl seinen Kopf fortwährend in der Höhe, die Augen sperrte er weit auf und den Mund noch weiter, so dass ihm leicht eine ganze Engelfigur hätte hineinfallen können. Da flüsterte ihm die Mutter leise ins Ohr: „Du, Michl, schau' nit alleweil hinauf, die Engelen, wenn sie herunterkommen, thun soviel schlagen.“ Aber da half alles nichts, so was Wunderbares hatte der Michl sein Lebtag nie gesehen. Jetzt wirklich kamen die Engelein herunter, und husch, hatte der Michl eins erwischt und schrie, dass man es in der ganzen Kirche hören konnte: „Gelt, du thust nit schlagen, gelt, du bist schon fein?“ Er

streichelte und liebkoste den Engel und hätte ihn nicht losgelassen, wenn er ihm nicht plötzlich aus der Hand gerissen worden wäre.

Es dauerte nicht mehr lange, und der Bub musste in die Schule. Er wurde A-B-C-Schütz und kam in die erste Bank. Da begannen auch die ersten Leiden und Sorgen. Die Buchstaben wollten gar nicht in den kleinen Krauskopf hinein, und er hatte Tag und Nacht keine Ruhe vor diesen „buckeligen Mandlen“, wie er die Buchstaben nannte; selbst im Traume erschienen sie dem Michl in riesengroßer Gestalt und drohten, über ihn herzufallen, dass er laut aufschrie. Einzelne davon konnte er sich gar nicht merken, und er meinte, man solle ihnen eine Glocke anhängen wie den Ziegen, damit man sie leichter kenne. — Beim Michl bedurfte es einer eigenen Lehrweise. Wenn er aufsagen musste, stellte sich der Lehrer neben ihn und zog am rechten Ohr, als ob er einen Wecker aufziehen wolle, und sogleich intonierte der Michl mit kräftiger Stimme: e l l . . . e m m . . o h o! Solange es flott weiter gieng, ließ der Schulmeister etwas nach, hielt aber die Hand fortwährend am Ohr — sobald jedoch die Stimme leiser ward oder gar stockte, zog er kräftiger an, und mit heldenmüthiger Stimme fiel der Michl wieder ein: p ä ä h . . . k u h . . . e r r . . . e s s . . . u. s. w.; dabei nickte er zu jedem Buchstaben mit dem Kopfe wie der Kuckuck an der Uhr.

Auf diese Weise hatte der Michl die Buchstaben kennen und auch lesen gelernt, und bald wurde er seinen Mitschülern als Muster vor-

gestellt. Im dritten Schuljahre durfte er schon — es war dies eine besondere Auszeichnung — mit der Oberclasse Dictando schreiben. Das ist gut ausgefallen, er kam drei Bänke weiter hinauf; denn er hatte bloß 24 Böcke gestiftet, und viele vom vierten, fünften und sechsten Schuljahre hatten mehr dieser Thiere geschossen, so der Krapfen-Toni z. B. 80, der Grater-Santl 92, und vom Schlögl-Veit hat der Schulmeister gesagt: „Unzählbar!... Da sieht's aus wie auf dem Schlachtfeld bei Leipzig." Mit diesem Erfolge wurde der Michl auch sonst kühner und dreister.

Er hat sich gar einmal erfrecht, den alten Schulmeister auf die Tafel zu zeichnen mit seinen dünnen Beinen, der langen Nase und den Brillen droben auf der Glatze, wurde aber bei sothaner Freventhat erwischt und musste es theuer büßen. Auch zuhause ist es nicht immer glatt abgegangen. War nicht weit vom Elternhause ein steiler Rain von saftig-grüner Farbe, und da machte der Michl tagtäglich auf seiner lodenen Hose eine Rutschpartie. Daheim wurde die Hose stets genau besichtigt, und wenn sie grün gefärbt erschien, gab es warme, birkene Umschläge auf den strafbaren Theil. So fasste der Michl gegen die Birkenstaude ein Vorurtheil, und dieses Vorurtheil wurde so groß, dass er sich im nächsten Sommer mit dem Schlögl-Veit an die Ausrottung aller Birkenstauden in der ganzen Gegend heranmachte.

Als der Michl später aufs Gymnasium kam, wurde ihm der Abschied vom lieben Elternhause

nur durch den Gedanken erleichtert: „Mit der Herrschaft der Birkenstaude hat's nun für allemal ein Ende.“ Jedoch es sollte anders kommen.

Wann die Vöglein Hochzeit halten.

Der Seppenegger-Jörgl hatte seine größte Freude mit den befiederten Sängern in den Lüften, mit der Vogelwelt groß und klein. Schon als kleines Bübl humpelte und watschelte er in seinem schweren Kittel draußen auf der Wiese einer Grasmücke oder Lerche nach, so schnell ihn seine kurzen, dicken Beinchen nur tragen konnten. — Doch, die munteren Sänger hatten keine Lust, mit dem Bübl dicke Freundschaft zu schließen, und der betrogene Jörgl sah dies jedesmal erst ein, wenn ihm das Gesicht zu glühen begann wie eine Osterkugel, oder wenn das Geläute unter seiner Nase immer feierlicher wurde. — Weil die großen Vögel für die Freundschaft mit dem Bübl so wenig empfänglich waren, wandte sich der Jörgl zu den kleinwinzigen Vögelchen, die zu tausenden aus der Bienenhütte des Vaters aus- und einflogen.

Allein, die Bienen verstanden erst recht keinen Spass. Bald kam der Jörgl heulend und lärmend nachhause. Die Bienchen hatten ihn allzusüß geküsst. Seine Händchen giengen auf wie Krapfen im heißen Schmalze, und sein Gesicht schaute aus wie ein Zwanzigkreuzer-Laib.

Der Jörgl ließ nun die Vögel groß und klein ihre lustigen Wege fliegen und begnügte sich damit, ihnen sehnsüchtig nachzublicken.

Aus dem Bübl war ein Bub geworden; den Kittel hatte der Jörgl längst schon ausgezogen und auch die ersten Hosen, die mit dem Leibl zu einem Stück zusammengenäht und rückwärts hinauf zugeknöpfelt waren; er hatte bereits mehrere Hosen auf den Schulbänken zerrissen, und jetzt brach die Leidenschaft für die Vögel mit aller Macht wieder los.

Die Vogelwelt machte bei den Buben und besonders beim Jörg das große Tagesgespräch. Bald hatte der eine, bald der andere da und dort einen ganz merkwürdig bunten Vogel, einen völligen Wundervogel, entdeckt, und nun gieng's hinaus in den Wald mit „Schlaglen" und Fallen, und vor manchem Baume standen die Jungen wohl eine halbe Stunde, guckten sich die Augen heraus und hatten den Mund weit offen, als wollten sie warten, bis ihnen der Vogel hineinfliege. — Der Jörg hatte wohl ein Dutzend Fallen aufgerichtet. Die Schüsselrahme der Mutter war geplündert, die hölzernen Milchschüsseln standen draußen im Wald auf einem Brette zwischen den Zweigen und warteten, bis ein gefiederter Gast unter sie hineinschlüpfe. Da half alles Zanken der Mutter nichts, da half's auch nicht, wenn hin und wieder eine Maus oder eine Ratte sich unter die Schüssel verirrte, oder wenn die Nachbarbuben etwas Unsägliches, nicht ganz Geruchloses unter die Schüssel setzten. Der Jörgl war und blieb ein Vogelnarr. —

Einmal hatte er ein Schwarzblattl gefangen; das war nun seine höchste Seligkeit. Sein erster Gang in der Frühe war zur Vogelsteige, sein letzter Gang vor dem Schlafengehen ebenfalls; wenn er schon in den Federn lag, betete er noch sieben Vater unser, dass ja das Schwarzblattl gesund bleibe. — Eines Tages aber, nach Weihnachten, da saß das Schwarzblattl ganz traurig in der Steige, es neigte den Kopf zur Seite, kein Wispler und kein Pfiff tönte aus seiner Kehle, es regte sich nicht und wurde dicker und dicker. — Da wusste der Jörgele kein anderes Mittel, er schlüpfte in seine „Knospen" und gieng hinauf zum Binder im Waldhäuslein, der als Vogeldoctor bekannt war.

Der Binder-Ruep binderte gerade lustig an einem Schaffe herum; seine Glatze, die einem Butterknoll nicht unähnlich war, leuchtete in der Mittagssonne wie ein Spiegel, und die Fliegen hielten darauf Ball. Eine große Hornbrille mit kreisrunden Gläsern war durch eine blaue Schnur um die Glatze herum festgebunden. — Wie der Jörgl die Zustände von seinem Schwarzblattl geschildert und schüchtern die Frage hingeworfen, was etwa dem Thierlein fehle, da legte der Ruep die Hornbrille weg, schaute den Knaben mit seinen grauen Augen lange Zeit an, dann sagte er:

„Bub', da nützt nichts mehr, rein nichts; vielleicht hat's der Häuter überstanden, bis du heimkommst. — Das Heimweh hat der Vogel, und das druckt ihm sein kleines Herz kurzweg ab. — Mir scheint, du bist auch so ein kleiner, verrückter

Vogelnarr, der die unschuldigen Dinger quält und peinigt. Jetzt mach' auf deine Loser, der Ruep muss dir was sagen... Zu was hat denn der liebe Herrgott die lustigen Nestelmacher erschaffen? Zum Einfangen und zum Einsperren in einer kammerlengen Steige, wo sie sich nit einmal umkehren dürfen, dass der Schweif nit zwischen den Sprossen herausschaut, wo sie Licht kein's haben und Luft noch weniger und Gesellschaft auch keine, dass sie miteinander schwatzen und wispeln können, wie sie's gelernt haben? Na, zum sell hat er sie nit erschaffen. — Zum Ummerfliegen draußen in der blauen Luft hat er sie erschaffen und zum Singen und Jubilieren und zum Erzählen in der ganzen Welt, was sie für einen guten Brotvater haben. Du hast keinen Thau, rein gar keinen Thau, wie das Herz so einem Vogl im Leibe schlagt, und wie lustig's ihm auf der Welt vorkommt. — Drauß'n im Wald, da riecht's und duftet's so fein; das schmeckt der Vogel lei bald; ein jeder Baum ist ihm ein Haus; da hüpft er von Ast zu Ast, alleweil ein Kammerl höher, und eins ist hübscher eingerichtet für so ein' Vogl als wie das andere; zuletzt ist er im luftigen Dachkammerl, wo man so schön aussieht, und nun gar droben auf dem Dachspitz, da lasst er einen hellen Juchzer los und dreht sich wie ein Wetterfahnl vor pur lauterer Lust und Feinigkeit. — Nachher steigt er noch höher auffi, wo die Wolken aus- und einziehen; dort lässt er sich in der frischen Luft hin- und herwiegen wie ein Fatschenkind und schaut herunter

auf Berge, Wald und Wiesen, auf Kirchen und Häuser und macht den Schnabel so weit auf und trillert, dass ihm die Haut schier zu kurz wird. — Dann setzt er sich wohl gar auf eine Wolke, thut die Flügel weit auseinander und lässt sich hinuntertragen in die Kaiserstadt Wien, einmal zu schauen, was denn der Herr Kaiser macht, oder hinein nach St. Peter in Rom, zu fragen, ob der heilige Vater alleweil gesund ist. — — —

Schau', Bub, das hat der Nestlmacher draußen im Freien! Was kannst ihm geben dafür in der dumpfigen, finsteren Stube daheim? — Aepfelküchlein kannst ihm aufkochen, Butter und Hönig kannst ihm vorsetzen, mit Köst'n und Nuss'n kannst ihn aufpappeln, recht lustig und froh sein kann er nie; zuletzt bekommt er das Heimweh, das Herzl treibt's ihm auf und auseinander, drum wird er alleweil dicker; das Heimweh um die lustigen Brüderchen draußen in der Freie wird alleweil heißer, und abbrennen thut's ihn oder abdrucken, wie du lieber willst."

Dem Jörgl wurden bei dieser langen Rede die Augen immer größer, und zuletzt stürzten die hellen Thränen daraus hervor.

„Aber die Vögel," sagte er, „müssen ja im Winter soviel Hunger leiden, da möcht' ich etliche füttern, und eins zum Gernhaben, das mein gehört, möcht' ich auch und zum Anschauen."

„Füttern kannst's schon so," erwiderte der Ruep, „deswegen brauchst's nit einzusperren,

gern haben kannst alle, gehören alle dein, der liebe Himmelvater hat sie deinetwegen erschaffen; anschauen kannst sie den ganzen Tag, sind auch heraußen viel schöner als in der Stube; — jetzt sperr' einmal deine Gucker auf! — Schau' da aufs Fensterbrett leg' ich ihnen alle Tage Hanf und Korn, Nüsse, Mehlwürmer und Fliegen, da kommen nachher die Gäste nur so dutzendweise; wie drinnen bei der Klosterpforte geht's zu, wenn die Elferglocke läutet und die Studenten fast die Thür hineindrucken. Wirst schauen, so verschiedenartig gewandete Mandlen hast noch nie gesehen."

„Bist schier zurecht gekommen," fuhr der Ruep weiter, „weißt, heut' ist St. Vincenzi (22. Jänner), und da haben die Vögel Hochzeit: — die Leut' lachen wohl darüber, aber ich lass mir's nit nehmen, hab's oft erfahren, heut' haben die Vögl was B'sunders — sie flattern und hüpfen, wie nit gescheit, sie machen einen Lärm wie die Juden um die Stadt Jericho . . . Hab' mir's auch ein bissl zurechtgelegt, die Gspusi. Weißt, morgen ist unser' Frau Vermählung . . . Unser' liebe Frau hat halt mit den Engeln soviel zu thun gehabt — die Engel sind aber die Himmelsvögelen — deswegen hat sie auch die Weltvögelen so gern, und deswegen haben sie nachent beinander Hochzeit; . . . . . werden wohl auch die Stimmlen ein bissl einprobieren müss'n auf morgen, die Weltvögelein; im Winter, weißt wohl, haben's halt auch mitunter a Strauch'n, und da geht's mit'n Singen wolter gsparig oba." —

Da pickte es schon heftig an die Fensterscheibe. Ein schlankes, schwarzes Vögelein stand draußen und läutete die Hungerglocke.

„Siehst, Bub, jetzt geht's los!“ bemerkte der Ruep; „das Mandl da im schwarzen Frack und mit dem rothen Cravatl, das ist ein Baumhacker; der versäumt dir keine Minute die Zeit; ist fast, als ob er eine Sackuhr bei sich hätt'. Ist sonst ein guter Kerl, nur ein bissl ungehobelt ist er, sell woll; er rennt einem fast das Fenster herein.“

Nun gab der Ruep die Mahlzeit hinaus aufs Brett; sie war heute reichlicher ausgefallen, auch gar mancher Leckerbissen war darunter gemischt. Hanf, Fleischbröcklein und Nussstückchen warf er hinaus auf den Schnee. Der Baumhacker floh nicht, sondern begann sofort die Mahlzeit.

Es fanden sich gleich andere Gäste ein, und nun kamen sie in hellen Scharen dahergerückt. Das ganze Fensterbrett wimmelte von den befiederten Dingern, auch auf den nächststehenden Bäumen regte und rührte sich jeder Ast, selbst der Schnee war belebt. Alle pickten und schnabelten um die Wette; sie machten sich gar nichts daraus, wenn der Ruep und der Jörgl so nahe hinter dem Fenster standen, sie flogen dem Ruep fast auf die Hände, wenn er ihnen neues Futter streute. Der Jörgl konnte aus dem Staunen und Schauen nicht herauskommen.

Da waren so verschiedenartige Gesellen, die meisten hatte er nie gesehen; die einen hatten

ein weißes Röckchen an, die andern ein schwarzes, wieder andere ein graues oder gar ein rothes, und so hübsche Halsbänder trugen sie und so farbige Leiblen, und alle hatten so pechschwarze Augen; alle waren so munter und ungeniert.

„Ruep, Binder Ruep!“ schrie der Jörgl, „wie heißt denn dieser und dieser und der da?“

„Nur fein stat!“ mahnte der Ruep, „ich will dir alles erklären. — Der da ist halt einmal ein Blaubartl, und das ist ein Tschopfmeisl, selm hockt ein Schneevögele, dort auf der Staude hupft ein Bergnarr, der kropfete da ist ein Pinzger, der dahinter nennt sich Sparhauser, die fuchseten Musikanten auf der Birke drüben, das ist alles eine Freundschaft — sind halt Finken; der Schreier da mit den gespreckelten Hosen ist eine Zittel, der da mit seinem grünen Rock ist ein Bruder vom schwarzfracketen Baumhacker; dort enten sitzt einer, der hat schwarze Brillen auf, den heiß' i halt den Doctor; die am Söller unten sind lauter „Kenn' i nit“; der heimliche auf der Stange droben, der g'rad eine Haselnuss knuspert, ist ein Kreuzschnabel; weißt', der hat sov'l ein gut's Herz. Hat er nit woll'n, wie die Juden unsern Herrn gekreuzigt haben, mit seinem Schnabel unserm Herrn einen Nagel herausziehen! Deswegen hat er alleweil einen kreuzweisen Schnabel. Der Gelbschnabel da drunten ist eine Angstl, der farbige ist ein Stieglitzer; weißt wohl, bei dem hat unser Herr alle Farbenkachelen ausg'leert. Der lupige g'rad da —

mit dem Kappl ist gar der nobelste — man thät's ihm nit ansehen — das ist ein König, freilich nur ein Zaunkönig; — die andern kennst wohl selber.

Schau' nur einmal die frechen Schliffel an, die Spatzen, kaum, dass sie den Löffel aus dem Maule haben, geht die Keilerei und Stänkerei schon los; das sind die ungezogensten von allen."

Nun die Mahlzeit vorüber war, gieng ein Trillern und Pfeifen los in allen Tonarten: „Tiridit, tiridit! pfit, pfit! dirideideidei!" u. s. w. Der Jörgl glaubte genau zu verstehen, was sie meinten: „Vergelt's Gott! Vergelt's Gott! Zu tausendmal vergelt's Gott! In Himm'l auffi! Lange leben! Vergelt's Gott! Vergelt's Gott!"

„Siehst," bemerkte der Ruep, „jetzt geht der Hochzeitstanz los; wie sie sich wiegen und drehen dort in den Wolken! Sind heut' auch gar so viel beinander; jetzt fliegen sie g'rad hinauf bis zum ersten Stern, da singen und musigen sie hinein in den Himmel bis in die stockfinst're Nacht; und da gibt's dann erst ein Mahlele ab, Freund, dass es einem 's Wasser im Maul zammziehen könnt!"

Der Jörgl aber horchte und staunte und schaute. Endlich bedankte er sich und eilte nachhause.

Das Schwarzblattl war schon todt. Die anderen Vögel entließ er sämmtlich aus ihren Zellen, „damit sie auch Hochzeit halten dürfen". Es dauerte gar nicht lange, da hatten die Nestlmacher

auch beim Seppenegger Freitisch, und der Jörgl kam aus dem Jubel und aus der Freude den ganzen Winter nicht heraus.

Wie der Schirm-Sepp mit dem Teufel gerauft hat.

Beim Panzl-Wirt in der hinteren Stube saßen der Gruben-Veitl, der Kropf-Bartl, der Most-Hansl und noch ihrer etliche. Zuhinterst an der Tischecke lehnte ein altes, weißbärtiges Mandl mit verwetterten Zügen und kaute an seinem Nasenwärmer. Das war der Schirm-Sepp. Das Gespräch drehte sich um dieses und jenes, und schließlich kam man gar auf den schwarzen Höllenfürst mit Schweif und Hörnern.

„Mein Ahnl hat erzählt," so berichtete der Kropf-Bartl, „dass von seinem Ahnl der Bruder ihm erzählt habe, wie einmal ihrer zwölf um Mitternacht über einen Trogstock gehupft sind. Auf einmal sind aber dreizehn gewesen, und der dreizehnte hat haushohe Sprünge gemacht."

„Ja, ja, mein Guggahnl," erzählte der Most-Hansl, „hat einmal in der Nacht vor dem Hause gejuchzt, da hat's auf der Schattseite auch angefangen zu juchzen, und so hell und wild, dass ihm die Grausbirnen aufgestiegen sind. Blitzschnell ist das Ding näher gekommen. Der Guggahnl ist's g'rad noch bei einem Fenster

in den Stall hinein derflohen unter eine Kuh, da hat's schon beim Fenster hereingejuchzt. Unter dem Kreuze der Kuh hat ihm der Böse nichts anhaben können."

„Gar so eine Pein muss er doch nit haben, der Schwarze," meinte der Gruben-Veitl, „weil er alleweil g'rad sov'l lustig ist."

„Ist aber recht curios," bemerkte der Kropf-Bartl, „die Alten haben den Kerl so oft gesehen und mit ihm zu thun gehabt, und jetzt hört man nichts mehr."

„Weißt," lachte der Merzen-Much, „der Schwanzkerl fängt an alt zu werden, und da freuen ihn die Dummheiten halt nimmer."

„Bueb'n, thuet's nit Schindluder treiben!" warnte der Schirm-Sepp, „wenn er kommt, ist er nimmer wegzubringen."

„Er kommt aber nit," erwiderte der Merzen-Much, „unter Christleuten darf er sich nit blicken lassen."

„Was? Du Grünspatz, du rotziger, du! Wart' a bissl, dass d' hinter'n Ohren trocken wirst, nachher kannst reden, nachher! . . . I bin kein heuriger Has — i weiß schon, was i weiß!" schrie der Sepp.

„Was weißt denn nachher, Sepp?"

„Dass i ihn selber g'seh'n hab'."

„Wen denn?"

„Wen denn? . . . Den Leibhaftigen!"

„Was? G'seh'n hast ihn?"

„Ja, g'seh'n! Und nit lei g'seh'n — g'raust hab' i damit!"

„Oho! Gar g'raust? . . . Wo denn? . . . Wann denn?"

„Lei a bissl stat, ös Bueb'n ... werd't's schon sehen, wie enk die Beiner klappern, wenn i's derzähl'."

„Erzählen, Sepp! ... Lei derzähl'n!"

„I red' sonst nit gern von der G'schicht ... wenn's aber gar nit nachgebt, will i's derzählen." Er räusperte sich, schob ein Stück Roller in den Mund und begann: „Wiss't ös, in früheren Jahren bin i halt auch gern mit der Büchse gangen — und der Hahnpfalz gar, das ist dir so eine Sucht g'wesen! — An einem Jörgenabend bin i hinauf in die Bockalm zum Nachten, damit i am nächsten Tag frühzeitig oben bin. — In der Bockalm, wisst's woll selber, ist kein Kloster g'stand'n, es heißt ja noch, die Bockalm steht über der Hölle. — Ist halt früher a jung's Völkl drob'n g'wes'n, und alleweil Rosenkranz gebetet hab'n sie nit ... Wie i zur Trummelkaser komm', ist's schon finster worden; hab' i halt müssen da bleib'n. Gern blieb'n bin i nit, denn in der Trummelkaser ist's schon lang nimmer recht. — Wisst's, in der Kaser ist der Fluch-Jörg g'storb'n ohne Licht und ohne Kreuz. — Der Jörg ist auch kein Betbruder nit g'wes'n; das Weihbrunnkrügl ist's ganze Jahr trocken blieb'n wie ein Schwalbennest, und g'flucht hat der Jörg sov'l, dass der Wald hat anfangen zu brennen.

I geh' in die Kaser, iss ein Stück Speck und trink' ein Maul voll Schnaps, dann thu' i den Schnerfer unter den Kopf und leg' mi auf der Ofenbank nieder. Auf einmal — i hab' schon a Weil' g'schlaf'n g'habt — wach' i auf

— da geht der Bettel woll los draußen im Gang. — Geklappert hat's da drauß'n und g'pfiff'n, dass mir selber ganz anders worden ist. I reiß' die Thür auf und geh' außi. ‚Wer da?' hab' i geschrien. ‚Gligg, glagg! — glitsch, glatsch!' hat's geantwortet, ganz in einer unbekannten Sprach'.

‚I versteh' nit walsch,' sag' i, ‚red' deutsch!' — Da hat's recht unheimlich g'lacht, g'rad so, wie wenn die Orgel in der Kirch' einmal die Husten kriegt, das heißt, wenn ihr der Athem ausgeht. — I steh' a bissl da und horch' — da krieg' i auf einmal einen Puff auf die hintere Provinz, dass i g'meint hab', i bin a nussbaumener Prügel. I kehr' mi um und sieh ein paar feurige Augen — so tief drinnen wie im Untersberg. — Da krieg' i schon wieder einen Stoß auf den Magen, dass i glaub', i bin zuhinterst in Russland.

‚Du Zoch, du grober!' schrei' i, ‚was willst denn von mir?'

‚Deine Seel'!' hat's herausgepfiff'n. ‚Ah so,' denk' i, ‚d a h e r kommt's Wetter!'

‚Du Tunder, du garstiger,' schrei' i, ‚schau', dass d' weiter kommst, i hab' di um keine Nachtherberg' nit beten.'

Wieder hat's g'lacht, und wieder krieg' i eine Watsche auf den Bauch, dass i die ganze Almhütte für einen Pinzgerkropf ang'schaut hab'.

Da greif' i glei ins Weihbrunnkrügl, es ist brottrocken. — I reiß' das Krügl herunter und schmeiß' es dem Gangger in die Augen. J e t z t ist der Spectakel erst losgangen. Gepfiffen hat's

wie die Eisenbahn draußen in der Stadt und gepoltert und getrommelt, dass i g'meint hab', der Boden muss durchbrechen. — Auf einmal erwisch' i ein Horn, i halt mi mit beiden Händen fest — die Hände brennen mir heut' noch davon. — Jetzt hat's mi in der Hütte herumtragen, i hab' g'meint, es fahrt mit mir ins Ungarn. ‚Seppl, wehr' di!' hab' i zu mir selber g'sagt, ‚wehr' di, Seppl!'

I hab' alleweil getrachtet, wenn i ihm g'rad einmal die Hosenröhren derpacket, dann wollt' i ihm schon den Hosenlupfer zeigen.

I lass das Horn aus, und glei hab' i einen rauchen Schweif in den Händen.

‚So, du schwarzer Raggersbart,' sag' i, ‚jetzt woll'n wir eins hopsen. Was willst denn lieber, einen Steirer oder einen Walzer?'

Der Tanz ist glei losgangen zur Thür hinaus, er voran, i hinterdrein, einige zwanzigmal um die Kaser herum, wie die Israeliten ums goldene Kalb. Ein paarmal hat er sich umgekehrt, da hab' i ihm eins auf die Schnauze gewispelt, dass er hat anfangen zu nießen, als wenn er einen Metzen Schneeberger g'schnupft hätt'; dann haben wir weiter getanzt. I hab' mi fest am Schwanz gehalten und bin nit müde worden. Zuletzt haben auch die Kaser, die Berge und die Sterne zu tanzen ang'fangen. Eine Weil' ist's noch so fortgangen, da hat er's nimmer derschnauft; er hat gekeucht wie ein Ross, und zuletzt ist er umg'fallen.

‚Ah so, bist es jetzt, du Höllenkerl!' sag' i, dann pack' i ihn bei den Zotteln und schmeiß'

ihn über die Wand vor der Kaser hinunter. Noch einen wilden Plärrer hat er gethan und ist davon.“ — — —

„Wie lang ist denn das her?“ fragte der Merzen-Much nach einer Pause.

„G'rad zehn Jahr'!“

„Ah so, zehn Jahr'? . . . G'rad so lang ist's her, da haben wir zuhause ein Widderle verloren. Der Jäger-Ruep hat's droben auf der Alm gesehen, und später haben wir's klein zerschlagen unter der Wand bei der Trommelkaser gefunden.“

Alles lachte zusammen.

„Was?“ schnaubte der Schirm-Sepp, „du Lecker, du grasgrüner! Meinst etwa gar, i kenn' ein Widderle vom Leibhaftigen nit von einander? I weiß, was i weiß, und damit ist's aus!“

Schwarzblattl.

Der Rauter-Jörg hatte fast keinen Zahn mehr im Munde. Trotzdem war er noch der beste Musikant nicht nur in seiner Heimat Schönplan, sondern weitum. Wenn er sein Flügelhorn an die Lippen setzte, so quollen die Töne hervor, süß wie Hönig und rein wie Gold.

„Ja, das ist ein Militärischer,“ sagten die Leute, „dem ist das Horn in den Mund gewachsen, sov'l einen guten Ansatz hat

er! . . . . . Da wuzelt's nur so heraus wie das Bergwasser unter den Steinen."

Gemusiget hat der Jörg sein Lebtag gar viel, Lustiges und Leidiges; Lust und Freude hat er ins Herz hinein geblasen und Kreuz und Kummer vom Herzen weg sich selbst und andern. — Hat ihn auch arg gedrückt Kreuz und Kummer, den Jörg. Seine zwei Buben sind mit den Kaiserlichen ins Wälschland hineingezogen und schlafen schon längst in fremder Erde. Sein Weib, die Clare, ist bei der Geburt des Lenele, des jüngsten Kindes, gestorben. — Nicht umsonst war der Jörg schon vor der Zeit grau und buckelig geworden, und gar schweres Kreuz hatte er sich vom Herzen blasen müssen.

Das Lenele hatte er ganz allein aufgezogen, er war ihr Vater und Mutter geworden; er hatte sie beten gelehrt, er hatte mit ihr in der Fibel buchstabiert; die großen, krummen Buchstaben hatte das Lenele vom Vater seiner Probschrift abgeschaut; selbst das Kochen, das Nähen und Stricken hatte der Jörg seinem Kinde beigebracht, freilich wurde er in diesen Künsten von ihm bald überflügelt.

Aber noch etwas konnte das Lenele. Es hatte eine silberhelle Stimme und konnte singen trotz einem Kanari und Schwarzblattl. Das freute den Jörg am meisten. Er nannte das Kind sein „Schwarzblattl", und er lehrte es all seine Lieder, deren er wohl ein Hundert auswendig kannte. Wenn das Lenele sang und der Jörg mit seinem Horn dazu begleitete, reckten

die Leute ihre Köpfe aus den Fenstern, und wer auf dem Wege war, kam nicht weiter. Das klang aber auch so herrlich, süß und schmelzend, still und traurig, so hell und lustig! Die lieblichen Weisen schwebten wie Engel daher, getragen von den weichen Tönen des Flügelhorns. Nicht mehr verstummen wollten die Lieder: „O Maria, Mutter rein“, „Es blüht der Blumen eine“, „Das Mueterl“, „Die Sterndlan“, „Das Abendglöcklein“, „Der Woaselbua“, „Das Heimweh“, „Edelweiß“ und „Schützenfahn'“, „Auf, auf, ihr Hirten alle“! u. s. w. u. s. w.

Das Lenele wusste, was der Vater am liebsten hörte. — Sie wusste auch, wo die schönsten Blümlein glühten droben auf den sonnigen Bergen in würziger, blauer Luft. Immer wieder stand ein frischer Strauß an des Vaters Bette, die rothen „Blutströpflein“ neben den „Frauenäuglein“, der weiße „Huiauf“ neben dem duftenden „Speik“.

„Die thun sov'l gut schmecken,“ meinte das Lenele, „die geben dem Menschen eine Kraft.“

Im Häuschen war alles nett und sauber, und am Sonntage musste sich der Jörg von seinem Kinde ausstaffieren lassen wie ein Hochzeiter; selbst einen Nagelebuschen musste er sich auf den Hut stecken. Kein Wunder, dass der alte Jörg sein Schwarzblattl gern hatte und dasselbe hütete wie seinen Augapfel.

„Jetzt wär's wohl gut, Lenele, ja recht fein und gut,“ sagte der Jörg, „aber alleweil bei mir bleiben musst du!“

Das Lenele verstand nicht, was der Vater meinte. „Wo soll ich denn hingehen?“ erwiderte sie, „daheim ist's am besten.“

* *
*

Da kam ein schwarzer, unheimlicher Gast vom Thale herein nach Schönplan — der mörderische Typhus. In jedem Hause kehrte er ein, auch beim Rauter-Jörg gieng er nicht vorüber. Das Zügenglöcklein mit seinen kläglichen, wimmernden Tönen wollte nicht verstummen. — Der Jörg wurde aufs Krankenlager hingestreckt, das Fieber pochte und wühlte durch seine Glieder.

Bald fieng er an zu phantasieren. — Im ärgsten Fieber pfiff er seine lustigen Märsche und trillerte seine Weisen. Das Lenele hielt an seinem Bette aus Tage und Wochen lang. — Doch eines Tages war es vom Krankenbette verschwunden. — Die Nachbarn sahen vom Rauterhause keinen Rauch mehr aufsteigen. Sie kamen nachzuschauen. Auch das Lenele war von der Seuche ergriffen und bewegte sich in den wunderlichsten Phantasien. — Nach wenigen Tagen schlugen sie das junge Leben in den Sarg.

Der Jörg hörte von der Nebenkammer ein unheimliches Klopfen und Hämmern. Er glaubte, es sei der Schlag einer türkischen Trommel, und gleich begann er den Radetzkymarsch. — —

Der Jörg mit seiner starken Natur hatte die böse Krankheit überwunden. Als er das erstemal aus seinen Phantasien erwachte, sah er

um sich lauter fremde Gesichter. Seine erste Frage war: „Wo ist das Lenele?“

„Sie ist fort,“ hieß es, „sie wird bald wieder kommen.“ Aber sie kam nicht mehr, so sehnsüchtig der Jörg auch wartete. —

Der Jörg konnte das Bett verlassen. Da sah er draußen in der Stube auf dem Nagel das Sonntagsgewand und den Sonntagshut vom Lenele hängen; auf dem Tisch lag ein weißes Tuch, darauf waren Kränze und kleine Täfelchen geheftet. — Er stieß einen grellen, fast thierischen Laut hervor. — Dann lag er wieder wochenlang im Fieber. Doch der Tod sollte ihn nicht erlösen.

Als er zum zweitenmale aufstand, waren seine Augen gläsern; wie verloren starrte er in die Welt hinaus. Die Leute sagten: „Dem Rauter-Jörg ist's Radl abgelaufen.“ — All sein Reden und Denken bezog sich nur auf das Lenele. Alle Winkel und Löcher des Hauses hatte er durchsucht, aber das Lenele konnte er nicht finden. Stundenlang saß er vor der Hütte und spielte auf seinem Horn all die lieblichen Melodien. Doch alles Locken war vergebens, das Lenele wollte mit seiner silberhellen Stimme nicht mehr antworten. Jeden Menschen, dem er begegnete, fragte er: „Hast du das Rauter-Lenele nicht gesehen?' Wenn ihm jemand mitleidig antwortete: „Woll, woll, es ist weit droben und läßt dich schön grüßen!“ da hellte sich sein Blick auf. Sodann stieg er bis auf die höchsten Bergspitzen hinan, suchte und lockte mit seinem Instrumente in allen Thälchen, auf jedem Hügel.

Endlich schloss er sich ganz von den Menschen ab. Er glaubte, die Leute hätten ihm sein Kind geraubt. — Er fieng an, mit den Blumen zu verkehren und zu reden wie mit Menschen. Seine schönsten Melodien spielte er den Blumen vor draußen im Walde; das klang wie ein sehnsüchtig Flehen und Bitten.

Und er bitt' die Blümlan schian,
Dass s' ihm helfen suechen gian!
Und die Blümlan giengan mit,
Aber finden thun's sie's nit.

Droben in der Höhe, auf dem „Himmelrastkofel“ und beim „steinernen Mandl“, da blies der Jörg ganz neue Weisen, so süß und so traurig, wie noch niemand es gehört. — Den Wolken, die über Land und Meer hinflogen, rief er eine seltene Post zu: „Sucht mir das Lenele!“

Den Wandervögeln, die im Herbst weitfort in ferne Länder zogen, denen trug er auf: „Wenn ihr's seht, grüßt mir das Lenele!“ Sogar bis zu den Sternen hatte er seine Klageweisen geschickt, und einen jeden hatte er in den langen, einsamen Nächten gefragt, ob sie's Lenele nicht gesehen haben.

Und die Sternlan wüsten's woll,
Wo der Jörg noch suechen soll!
Und sie sagten's ihm recht gern,
Wenn er nit that soviel rehr'n.

* *
*

Es war der hohe Frauentag. Die Leute giengen in ihren Festtagskleidern zur Kirche.

Der Rauter-Jörg lag wieder auf dem Krankenbette, sein Athem rasselte wie eine Grobsäge. — Er hatte sich durch sein Herumsteigen und sein Blasen eine Lungenentzündung geholt. —

In der Frühe hatte das Phantasieren nachgelassen, und der Jörg lag still auf seinem Bette. Da plötzlich sagte er zur Wärterin: „Du, Liese, das Lenele ist dagewesen! . . . Warum ist sie denn fort? . . . Sie soll gleich hereinkommen, ich muss ihr was sagen.“ Die Wärterin gieng hinaus.

Die Procession zog aus der Kirche. Die Glocken sangen feierlich über das Dorf hin, die frommen Gesänge klangen so lieblich aus dem Zuge — und plötzlich eine feierliche Stille — der Priester gab mit dem Hochwürdigsten den Segen. Da erscholl von oben herunter ein eigenartiger Ton, jetzt noch einer — und nun eine ganze Melodie. Das klang so unheimlich und wild, dann süß und wehmüthig und zuletzt so fröhlich und freudig wie helles Jauchzen.

„In Gottesnamen, der Rauter-Jörg!“ flüsterten die Leute, da brach die Musik mit einem grellen Tone ab.

Der Jörg war aus dem Bette gesprungen, noch einmal ein Lied — sein letztes — hatte er geblasen.

Nun war sein Körper am Fenster zusammengesunken, sein Geist aber war hinübergegangen in ein anderes Land, wo es kein Scheiden mehr gibt.

Sicherlich hat er dort sein Schwarzblattl gefunden.

Der Schwefel-Peter von der Infanterie.

Der Schwefel-Peter war in Scheibenfeld zuhause, seit einiger Zeit Knecht beim Schlehenbauer und seines Zeichens ein Großredner und Aufschneider.

Er behauptete fest und steif, er sei unter Napoleon nach Russland marschiert und zur selbigen Zeit bei der Regimentsmusik gewesen. Die Wahrheit zu gestehen, hatte er 8 bis 10 Jahre beim Militär gedient und war jetzt bei der Musik in Scheibenfeld. Aber das Trompetenblasen hatte er los, und von seiner Trompete konnte er sich nicht trennen. Am Samstag nach dem Feierabend blies er draußen vor dem Hause seine Märsche und Walzer so flott herunter, dass sich allgemach ein großes Publicum versammelte. Das machte aber die Bäuerin fuchswild, und sie drohte, das dumme Blechrohr in den Backofen zu schüren. — Seitdem versperrte der Peter seine Trompete sorgfältig in der Truhe. — Die starke Seite des Peter bestand, wie gesagt, im Aufschneiden. Am Sonntag droben beim Engelwirt, da unterhielt er gewöhnlich zwei, drei Tische mit seinen russischen und türkischen Geschichten. „Ha, Mander," sprach er, „das war eine Zeit, wie wir in Moskau eingerückt sind! Unser dreihundert haben Trompete geblasen, und einen solchen Lärm hat es gegeben, dass mehrere Häuser eingefallen sind; die Russen sind darob so erschrocken, dass sie gleich allesammt

mit Sack und Pack die Flucht ergriffen. Aber wir mussten auch lauter Pfundnoten blasen, eine jede so groß wie ein Kabiskopf. Dann sind wir hinein in die leeren Herrschaftshäuser — ah, Freundlen, das war eine Pracht und Herrlichkeit, fast wie im Himmel. Die Betten waren so weich — wenn man hineingelegen ist, haushoch ist man hinuntergesunken!“ —

„Wer hat euch denn wieder herausgeholfen?“ ließ sich einer von den jungen Burschen vernehmen.

Da wurde der Peter roth wie ein Puterhahn.

„Was!“ fuhr er auf, „du junger Lecker, willst mich foppen und hast noch nichts auf der Welt probiert, als dass die saure Milch Bauchzwicken macht!“ —

Um seinen Groll zu besänftigen, trank er noch ein Gläschen, und vor lauter Eifer wurden es zwei, drei; der Peter bekam einen Spitz. Meistens blieb es dabei, und der Peter war noch so gescheit, wenn er spät heimkam, dass er vor der Hausthür seine Schuhe auszog, damit man seine Ankunft nicht bemerke. Wenn aber seine Zuhörer gar nicht aufhörten, ihn zu sekkieren, da gieng ihm die Galle vollends über, und er brachte es zu einem ordentlichen Hibus.

Bei derlei Gelegenheiten ereignete sich dann Aehnliches, wie folgt:

Im festen Marschtempo marschierte der Peter durch die Hausflur hinauf in die Knechtenkammer. Dort holte er seine Trompete aus der Truhe und blies den Generalmarsch, dass

das ganze Haus erdröhnte. Dann fieng er an, mit seiner Bärenstimme zu commandieren: „Appell!“.. „Gegen Infanterie Stellung, eins ... zwei!“ ... „Ausfall eins!“ ... „Sprung rückwärts zwei!“ Die anderen Knechte lachten und leisteten Beifall, bis endlich der Bauer erschien und den Peter ins Bett bringen wollte. Da kam dieser erst recht in Eifer.

„Was, Insubordination?“ schrie er, „das wird mit dem Tode bestraft! Hoch an! Feuer!“ Zugleich sprang er mit beiden Füßen in die Höhe und plumps nieder auf den Boden. Dann commandierte er wieder: „Nieder zum Gebet!“ Da lag er schon am Boden; „vollständige Niederlage!“ keuchte er.

Jetzt fieng er an zu singen:

„Straßburg ist ein schönes Städtchen, schrumm, schrumm,
Weil es an der Elbe liegt, schrumm, schrumm“ ...

Und weiter:

„Auf, auf, ihr Brüder von der Infanterie,
Die Jäger sind schon munter“ u. s. w.

Schließlich hörte man nur mehr ein Lallen und zuletzt ein tiefes, bärenmäßiges Schnarchen.

Am nächsten Tage beim Frühstück, da lachten die Knechte in einemfort, und die Mägde kicherten und fragten, ob heute Nacht die Franzosen dagewesen; der Peter aber war mäuschenstill und steckte den Kopf bis an die Ohren in die Muspfanne; es hatte ihn halt wieder einmal erwischt. Nach dem Essen aber musste er mit dem Bauern ins hintere Stübchen und kam

heraus wie ein gewaschener Pudel, hat auch die selbige Woche vor lauter Scham und Reue keine zehn Wörtchen geredet.

Wenn der Peter die Gabe der Sprache wieder erlangt, so brachte er das Versäumte reichlich ein. Wenn aber seine Geschichten faustdick wurden, konnte man sich wieder auf eine größere Schlacht gefasst machen.

Was den Schiebele-Veit halt drucken thät'.

Eine Rossgeschichte.

Der steinige Erdäpfelacker und der Windbühel, der selbst in nassen Jahren kaum jemals seine fuchsete Farbe aufgab, nebst der Mooswiese drunten am Bache, die den halben Sommer unter Wasser stand, waren viel zu wenig, um für acht hungrige Mägen das Brot zu beschaffen. — Die drei besagten Grundstücke und die acht Mägen gehörten dem Schiebele-Veit, die letzteren wohl nicht ganz ihm allein, sondern auch seiner Familie. — Hatte der Veit darum den Erdäpfelfleck nebst dem Windbühel verkauft und um das Geld einen alten Schimmel nebst einem grün angestrichenen Steirerwägele erstanden. Mit diesem Fuhrwerk rumpelte der Veit wohl alle Wochen dreimal über die holprige Thalstraße von Kaltenhausen zur Stadt hinaus; auf

dem Heimwege führte er dann mit sich Korn und Salz, Leder und Tabak für die Bauern, nicht selten auch, ganz verborgen in einem hölzernen Kasten, Zucker und Kaffee für die Hausfrauen — man konnte dem Veit eben alles anvertrauen. — Auch manche Bäurin, die von einer Wallfahrt heimpilgerte, oder manchen Bauer, der auf dem Markte ein gutes Geschäft gemacht, kutschierte der Veit nachhause. Lustig schnalzte er dann mit seiner Peitsche durch das Dorf; er fühlte sich eben als „Stellwageler". Mit dem süßesten Wonnegefühl schritt der Veit aber neben seinem Werkl her, wenn er in herbstigen Zeiten rückwärts auf dem Wagen ein halbes Schwein liegen hatte, das der Metzger in der Mitte auseinandergeschnitten, und das er dem Pfarrer oder Bürgermeister bringen musste. Er wusste schon, das „Schweifl" gehörte ihm, und an dem „Schweifl" blieb meistens ein gutes Stück von den angrenzenden Theilen hängen.

So hatte der Veit viele Jahre hindurch schon gefuhrwerkt. An seinem Wagele zog längst nicht mehr der alte Schimmel; den hatte er hinter den Kreuzberg verkauft, und der Schimmel war den Weg alles Fleisches oder richtiger: aller Rosswürste gegangen; auch mehrere Nachfolger vom Schimmel waren denselben Weg gewandert. Der Veit hatte bei seinen Rosskäufen stets „Reim" gehabt. Einmal jedoch sollte es ihm minder gerathen.

Es war in Greifenburg am Veitsmarkt. Der Veit hatte schon lange vergebens um etwas Passendes herumgesucht. Aber heikel ist er auch

gewesen, der Veit. Neben allen guten Eigenschaften, die sonst von Zugthieren gefordert werden, verlangte der Veit noch manches andere. Fromm musste das Rössl sein, d. h. es durfte nicht beißen und schlagen. Nicht zu klein durfte es sein, denn sonst heißt's überall: „Veit, wo hast denn die Katze her?" — auch nicht zu groß, denn sonst könnte es im Stalle nicht Platz haben. Ein fettes mochte der Veit ebensowenig als ein mageres, denn die fetten brauchen allzulange Zeit zum Fressen, die mageren fressen wieder viel zu schnell. Endlich stach dem Veit etwas ins Auge — ein schöner Fuchs, ganz so, wie dem Veit einmal einer geträumt hatte — schön gleich gewachsen, der weiße Streifen am Fuße gerade dort, wo er hin gehört, und erst das nette „Spiegele" im Gesicht!

„Veit, der gehört dein, wenn er nur kein zu großes Loch in den Geldbeutel tritt!" so dachte der Veit. Dann gieng er um das Rössl herum, schaute ihm ins Maul — alles prächtig.

„Ist er auch fromm?" erkundigte er sich.

„Wie ein Lampel!" war die Antwort.

Er hob ihm die Füße in die Höhe.

„Der macht nichts!"

Theuer war das Pferd auch nicht. Um fl. 150 wurde Veit mit dem Bauer einig.

„Das ist die schönste Gratulation heute zu meinem Namenstage", dachte der Veit. Er kaufte sich auch ein neues Wagele, und zwar ein roth angestrichenes, weil das viel nobler ist. Das Pferd wurde eingespannt, und wie ein Graf kutschierte der Veit über die Reichsstraße herauf,

seiner Heimat zu. Da kam das erste Wirtshaus neben der Straße.

„Da wird nicht zugekehrt,“ dachte der Veit, „die erste Station ist in Oberdrauburg.“ Das Pferd dachte aber: „Da wird zugekehrt“, und flugs stand es an der Haferkrippe. Der Veit zog an dem Leitseil nach links und nach rechts und schrie: „Hott!“ und „wüst!“ und „hü!“ — alles umsonst. Das Rösslein biss in das Holz der Krippe und rührte sich nicht vom Flecke. Der Veit war ganz verblüfft über so augenscheinliche Beweise von Unbotmäßigkeit. Jetzt ließ er die Peitsche walten. Das Rössl aber schüttelte den Kopf, scharrte mit den Füßen, gieng mit dem Wagen nach rückwärts und that noch etwas anderes, was nicht weiter beschrieben werden kann.

„Verstockt auch noch!“ seufzte der Veit.

Da übermannte ihn der Zorn. Er raffte gleich neben der Straße ein paar Brennesseln aus und wollte damit dem Ross Füße machen. Nun verlor aber der Fuchs auch allen guten Humor, er fieng an mit den hinteren Füßen großen Tact zu schlagen, so dass der Veit sein armes Fuhrmannsleben in den Holzschuppen retten musste.

Da kam zum guten Glück der Wirt zur Thür heraus.

„Wohin denn, Landsmann?“ fragte er lachend.

„Nach Tirol, wenn der Gaul damit einverstanden wäre“, entgegnete der Veit.

„Mir scheint, Ihr könnt das Pferd nicht behandeln.“

„Nicht behandeln? . . . Ich weiß nichts mehr anderes, als den saggra Bock auf den Wagen setzen und mich selbst ins Fuhrwerk einspannen.“

„Nur nicht gleich verzagt,“ meinte der Wirt, „ich kenn' das Vieh schon länger — hat ein bisschen eine üble Gewohnheit — weißt, ist ein alter Schnapsbruder . . . Ich will Euch einen guten Rath geben. Thut dem Vieh ein Maßl Haber in die Krippe und gießt ihm ein Glas Branntwein dazu; derweil trinkt Ihr selber ein Viertele, und Ihr werdet sehen, das Ding geht neben dem Eilzug.“

Wie der Wirt gesagt, so geschah es auch. — Das gleiche Schauspiel wiederholte sich an allen Gasthäusern, wo der Fuchs eine Futterkrippe stehen sah.

„Wart' nur, Füchsl,“ dachte sich der Veit, „das sind Flitterwochen — die böse Gewohnheit werd' ich dir schon abstreifen!“

Mit dem Abstreifen war es jedoch eine eigene Sache. Die Gewohnheit war schon ganz in die Natur hineingewachsen. Bitten, Drohungen, Schläge, Fastenlassen und Ueberfüttern, alles hatte nur den Erfolg, dass der Fuchs schon öfter den Wagen in Scherben geschlagen, und dass der Veit selber meistens mit blauen Flecken davonkam. — Also musste sich der Veit dem Rösslein anbequemen. Er wurde nun aus dem armen Dorfboten zum Weinreisenden, und bald hätte er die böse Gewohnheit vom Fuchs geerbt. — Das Ding konnte nicht so weiter gehen. — Kam der Michelimarkt

im Stadtl, und daselbst finden wir auch den Veit mit seinem famosen Rössl. — Sei es nun, dass der Fuchs heute überhaupt seine schlechte Stunde hatte, sei es, dass er von seinem alten Freunde, dem Veit, nicht lassen wollte — sobald ein Käufer in die Nähe kam, machte ihm der Fuchs mit den hinteren Füßen begreiflich, dass er von ihm nichts wissen wolle, oder er suchte gar mit den Zähnen ein Stück vom Rock oder den Hut des Käufers sich anzueignen. Natürlich stand der Veit mit seinem Rössl bald ganz allein. Da fieng es ihm an in den Augen zu jucken, und nun standen dem armen Häuter gar schon die helllichten Tropfen in den Augen. Er wischte sich mit dem Rockärmel in einemfort über das Gesicht, während der Fuchs sich abmühte, eine Zaunlatte zu zerbeißen.

Rief plötzlich eine helle Stimme: „Holla, Freund, mach' deine Gucker ein bisschen auf! Dein Vieh frisst den Zaun!" Der Veit blickte empor und sah den Klaus vom Walde, einen nahen Verwandten seines Weibes, der in Bichlbach, sechs Stunden vom Stadtl, seinen Hof hatte.

„Ah, das ist gar der Vetter von Kaltenhausen!" sagte der Klaus ganz erstaunt, „grüß' Gott, Vetter!"

„Grüß' Gott auch!" sagte der Veit.

„Aber, Vetter, du hast gerehrt, was fehlt denn?"

„Oh, pah, gerehrt hab' ich nit — gelacht hab' ich, dass mir's Wasser kommen ist. Weißt, das Trumpf-Jörgele hat wollen ein Kalbl markten,

und da hat ihm sein Weib, die Liese, eine tscheckete Geiß auf den Markt nachgetrieben. — Hättest sollen hören, wie das Mandl gemault hat.“

Der Klaus hatte beinahe die ganze Rede überhört; das Rösſl vom Veit hatte seine Aufmerksamkeit gänzlich in Anspruch genommen.

„Du thust auch markten, Vetter?“ fragte er.

„Woll und nit,“ sagte der Veit, „hab' mir wollen für den Fuchs ein anderes Pferdl kaufen; ist aber kein so schönes auf dem ganzen Markte wie der Fuchs . . . . werd' also wieder heimtreiben.“

„Der Tausend, wirklich ein hübsches Vieh! Ich hätt' daheim ganz ein gleiches, würden hübsch zusammenpassen . . . . Vetter, was kost' das Pferd?“

„Ich kann es wirklich nimmer hergeben.“

„Aber sag' einmal, was es kostet; um Geld kann man alles haben.“

„Geh', geh', Vetter, das Rösſl passt nit für dich!“

„Warum nicht?“ brauste der Klaus auf; „ich gib dir 150 Gulden, jetzt thu' etwas!“

„Schau', Vetter, das Rösſl taugt dir gewiss nicht; nur ganz im geheimen gesagt, es ist ein Schnapsbruder und ein zuwiderer Bock.“

„Ah, pah,“ meinte der Klaus, „ich kenn' schon die Gattung, ist ein propres Vieh, und die Zuwidrigkeit werd' ich ihm schon auscurieren . . . Also 150 Gulden!“

„Ich mag dich nit anschmieren, Vetter, aber wenn du den Fuchs durch die Bank haben

willst, gibst mir hundert Gulden, und dein ist er!"

„Hier sind die hundert Gulden, Vetter, und Wein zahl' ich dir beim Kreuzwirt, soviel du weiterbringst", sagte lachend der Klaus.

* *
*

Mehrere Jahre waren seitdem verflossen. Viele hundertmale hatte der Veit den Weg ins Stadtl hinter seinem Wagele wieder zurückgelegt. Mit seinen Rösslein hatte er fortan stets Glück gehabt; vom Fuchs, dem Schnapsbruder, hatte er nichts mehr gehört, desto mehr aber von seinem Vetter, dem Klaus. Von dem hieß es, er habe seine Leber auf der Sonnseite und er trinke den Wirten die tiefsten Löcher in die Weinfässer. Das ließ dem Veit keine Ruhe.

„Ich werd' jetzt bald die große Reise antreten müssen," sagte er, „und ich mein', es gibt keine unglückliche Reise, aber etwas druckt mich noch, da muss ich Ordnung machen."

Richtig treffen wir den Veit eines Tages in Bichlbach beim Klaus.

„Du, Vetter," sagte er, „weißt, ich bin schon grau, und es wird nicht mehr lang' dauern, dass mir der Todtengräber im Freithofe eine Grube aufkratzt. Das Sterben macht mir wenig Kummer, aber etwas liegt mir noch auf dem Gewissen .... Hab' mir's nicht für ungut, ich will dir keine Predigt halten .... Ich habe gehört, dass du mit den Wirten zuviel Freundschaft machst. Da hat gewiss der Fuchs die Schuld ... Ich wäre auch bald in die üble

Gewohnheit gekommen wegen dem miserablen Bock. Nun kommt mir halt alleweil vor, unser liebe Herrgott könnte mir nicht recht gnädig sein wegen dem Fuchs.“

Da lachte der Klaus hell auf. „O du närrischer Wegkratzer,“ sagte er, „sell ist schon wahr, dass ich oft ein Gläschen vom Rothen trinke, wo mir ein Lichter besser thäte, aber wegen dem Rössl mach' dir nur keine Flausen. — Weißt, der Fuchs hat schon von allem Anfange mein gehört; die böse Gewohnheit hat er wohl auch von mir gelernt. War auch soviel ein gescheites Rössl und hat alles gleich begriffen. Und commod ist's erst gewesen! . . . Weißt, bei den Wirten darf man nie vorbeigehen, schon Geschäfte halber. Da ist's mir nun oft begegnet, dass ich Samstag abends durchs Thal hereinfahre und beim Stiegel-Wirt oder beim Hoisele oder beim Patzenhäusl noch ein Geschäft habe; ich s c h l a f e im Wagen drinnen, und richtig, am Sonntag in der Früh, wie ich aufwache, steht der Fuchs noch vor dem Wirtshause. — Auch hal' ich immer eine schöne Ausrede bei meiner Alten gehabt, wenn wir etwas unzeitig heimgekommen: dass der Fuchs nicht weiter zu bringen gewesen sei.

Einmal war ich nun auf dem Markte, und derweil hat meine Alte zuhause den Fuchs verkauft . . . Dank' dem lieben Herrgott, dass du keine solche Alte hast — aber nein, sie war sonst ein kreuzbraves Weib, Gott hab' sie selig — ich hab' ihr viele Zähren nachgeweint. — Das Rössl war verkauft, und ich konnt's nirgends

mehr erfragen. Du kannst dir denken, wie's mir kalt über den Buckel hinabgeschossen ist, als ich das Rössl auf dem Markte bei dir sah. ‚Das ist's und kein anderes,‘ hab' ich gedacht, ‚und haben musst's, kostet's einen Tausender!‘ Meine Alte hat erst Augen gemacht, wie ich mit dem Fuchs daherkomme, so groß wie die Sonnwendscheiben. — — Ich hab' mir immer gedacht, der Veit ist ein armer Hascher, dem musst noch etwas geben für den Fuchs also..“

„O beileibe,“ ereiferte sich der Veit, „keinen Kreuzer mag ich mehr für das Unglücksvieh, ich bin nur froh, dass ich den Bock vor dem lieben Herrgott nicht zu verantworten brauche!“

Der Freithof-Florl.

So oft man in Strelach einen Todten zur ewigen Ruhe bettete, konnte man hinter der Leiche jederzeit ein altes, buckliges Männlein einherschreiten sehen. Die langen weißen Haare hiengen ihm weit in das rothe Gesicht herein, und aus den gerötheten Augen flossen unaufhörlich die hellen Zähren; durch seine Finger schlüpften in einemfort die Körner eines langen, klirrenden Rosenkranzes; sein Mund öffnete sich beim Beten so weit, als wollte er laut aufschreien, und doch betete das Mandl ganz still und für sich allein; seine Lippen bewegten sich

dabei so schnell, dass man glauben musste, sie könnten es nicht mehr ermachen, alle die Silben und Worte herauszuhaften. Das Mandl war der Freithof-Florl. Der gab jedem auf dem letzten Wege das Geleite, im Winter und Sommer, bei Regen und Schnee, bei Sonnenschein und klarem Himmel. Hinter jeder Leiche betete er und weinte er einher — man wusste nicht, ob er mehr bete oder weine — war der Verstorbene nun jung oder alt, reich oder arm, hatte er ein großes Loch in einer Familie aufgerissen, oder hatte man schon lange auf sein letztes Stündlein gewartet; das blieb dem Florl gleich.

Der Florl war seines Zeichens ein „Tuifelemaler“. Im großen Friedhof zu Strelach war bald kein Kreuzl und kein „Tafele“ mehr, das nicht der Florl gemalt hätte. Die Leute suchten beim Florl einen Trost, wenn der unerbittliche Tod eines von den Lieben aus ihrer Mitte gerissen — und Trost wusste der Florl immer. Mitleid und Trost war es auch, was der Florl auf seine „Tafelen“ und Kreuzlen“ hinaufmalte.

Die Augen mussten einem übergehen, so schön und rührend hatte der Florl alles ausgedacht, und in so hellen, brennenden Farben hatte er es aufgetragen. Hier war ein Engel, der trug in seinen Armen ein unschuldiges Kind zum Himmel empor; dort kamen ein paar Kinder in Engelsgestalt vom Himmel nieder, um ihre Mutter abzuholen; an jenem Kreuzl schloss der heilige Petrus einem alten „Vaterl“ oder

„Mütterl“ die Himmelsthür auf; an diesem war gar die Muttergottes im Fegefeuer drunten bei den armen Seelen und tröstete sie. So gieng es fort von Grab zu Grab; überall hatte der Florl etwas Neues ersonnen, und überall war es passend und trostreich. — Den größten Theil des Jahres verbrachte er im Friedhofe. Da zeichnete und malte und schnitzelte er den ganzen Tag, da ersann er die schönen Verslein. Wenn er gerade keine gedungene Arbeit hatte, so gieng er auf dem Gottesacker herum, röthete einem Engel die Wangen, welche der Regen weiß gewaschen, färbte ein verblichenes Kleid, zog einen neuen Schein um das Haupt eines Heiligen oder frischte die verwaschenen Verslein neu auf. In jedes Krüglein und Kesselchen goss er Weihwasser, so dass der Cooperator kaum folgen konnte mit dem Wasserweihen.

„Die armen Seelen dürfen nicht dürsten!“ war sein Spruch.

Auch hatte er den ganzen Friedhof in einen Blumengarten umgewandelt. Er verstand es, mit den Blumen umzugehen. Wo der Florl etwas setzte und pelzte, da stachen bald die zarten Keime aus der Erde, da dauerte es nicht lange, und die farbigen Kelche wiegten sich auf dem Stengel. — Wie hübsch waren die bunten Blumenkinder über den Gräbern vertheilt! Dort über den Gräbern der unschuldigen Kleinen standen die blendendweißen Lilien, hier die brennrothen Rosen, da die glühenden Blutstropfen, auf diesem Grabe die würzigen Nelken,

auf jenem die duftigen Veilchen, auf einem anderen wieder die helläugigen Vergißmeinnicht oder die goldigen Ewigblümchen. Kein Grab wurde vergessen, und wenn irgendwo ein Unbekannter und Verlassener ruhte, der Florl hatte sicher nicht darauf vergessen. — Eines schönen Morgens hatten auch dort die Blumenknospen sich zu herrlichen Kelchen geöffnet.

„Weißt," pflegte er zu sagen, „wo niemand mehr an einen Todten denkt, der ist verlassen. Solange noch die Blumen auf dem Grabe stehen, kommen die Seelen alle Nacht herauf und weinen ihre Thränen in die Blumen. Es sind feurige Thränen, deswegen thun sie in der Früh so schön glänzen und leuchten."

So war der Friedhof dem Florl seine Welt und die Todten seine liebsten Bekannten. Daher hatte er auch seinen Namen: der „Freithof-Florl". — Mit den Lebenden sprach er wenig, desto mehr mit den Todten. Die längsten Gespräche hielt er oft mit manchen Gräbern, und da die Gräber nicht reden, gab er sich selber Rede und Antwort.

„Du frisches Engelchen," sprach er an einem kleinen Grabe, „was thust denn alleweil droben bei unserem Herrn? Ja, ja, hab' mir's schon gedacht; im Himmelsgarten herumfliegen und zwitschern und singen und den lieben Herrgott gern haben! Gelt, der Florl weiß halt auch etwas!"

Da lag der alte Meßner. „Gelt, Hias," sagte der Florl, „hast dein Lebtag viel georgelt und gesungen und gegeigt, hast wohl oft gemeint,

es sei schön gewesen; aber, gelt, die reinste Katzenmusik ist's gewesen dagegen, wie sie's droben können! — Wirst jetzt wohl auch eine schönere Stimm' kriegt haben . . . Ja, ja, thu' nur recht singen und Musik machen, dass es dem lieben Herrgott gefällt . . . Der Florl wird bald kommen zuhorchen."

Beim Grabe der Breibäuerin meinte der Florl: „Ja, ja, sell will ich dir glauben, dass es besser ist, da drunten zu rasten, als droben auf dem Berge zu schinden und zu rackern! . . . Wart' nur ein bissl, dein Alter kommt bald nach; er derkeucht's nicht mehr lang den Berg hinauf."

Bei der Stiegen-Lene sprach er: „Bist halt eine arme Haut gewesen dein Lebtag und hast woll viel geweint. Gelt, jetzt ist's anders! Der liebe Herrgott kann die Zähren abwischen. Bleib' nur ruhig liegen, deine Kinder sind schon recht und brav, und gut geh'n thut's ihnen auch . . . Da hast einen Weihbrunn, wenn du einen brauchst, und sonst schenkst ihn her!"

„Da hast auch ein paar Tropfen," sprach er zu einem anderen Grabe; „bei dir wird's wohl noch ein Rückl brauchen, bist ein bissl lustig gewesen und liegst nicht gar lange noch da!" —

So verkehrte der Florl mit seinen Todten; dann betete er wieder seinen Seelenrosenkranz und theilte Weihwasser aus nach links und nach rechts.

Wenn er dann, sobald es finster wurde, den Friedhof verließ, sagte er noch: „Herr, gib

ihnen allen mitsammen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen! . . . Und dass ihr mich die Nacht hübsch in Ruhe lasst; morgen komm' ich wieder."

Er kam noch viele Morgen, aber eines Morgens kam er nicht mehr. Der Herbst war ins Land gezogen. Die falben Blätter tanzten von den Bäumen. Es läuteten die Allerheiligenglocken über Berg und Thal. Da trug man abermals eine Leiche über die Friedhofstiege herauf. Der Florl war nicht mehr hinter der Bahre.

Er war es ja selbst, den man heute herauftrug. An dem Tage, der ihm der liebste war im ganzen Jahre, konnte er einrücken zu seinen Todten.

Der ganze Friedhof war übersäet mit Blumen, überall brannten Lichter und Lämpchen, die Glocken klangen in mächtigem Chore hinaus über das Land, so traurig und doch wieder so hoffnungsfreudig. Ein so langer Zug von Leuten war in Strelach noch nie einer Leiche gefolgt, und so viele Thränen waren noch an keinem Grabe geweint worden, als an dem des Florl. Die Seligen aber, denen er die Himmelsthür eröffnet, die haben ihn gewiss schon längst hinaufgezogen in den Ort der ewigen Ruhe und hinan zum ewigen Licht. — Sein Grabkreuz hat er sich selbst gemalt. Das Bild stellt dar die Auferweckung des Lazarus. Darunter stehen die Worte:

„Ich bin die Auferstehung und das Leben!" Noch tiefer steht der Vers:

Hier liegt der Freithof-Flor.
Herr, wenn du kommst vom Himmelsthor,
Lass uns steh'n zur rechten Seiten,
Thu' die Arme nach uns breiten;
Lass uns zieh'n zur Himmelshalle
Mich und die hier liegen alle. R. I. P.

Das Kreuz steht noch heute auf dem Friedhof zu Strelach, von Rosen und Nelken umrankt.

Der Chor von Zwischenbergen.

Der Kirchenchor in Zwischenbergen hat vor Zeiten als einer der besten landauf, landab gegolten, und gebürte das Hauptverdienst daran jedenfalls dem alten Orgler.

Der Orgler-Jos war noch einer von jenen alten Organisten, welche es mit Sang und Spiel in der Kirche gar ernst nahmen zu Gottes Ehr und den Menschen zum Wohlgefallen. Alle Samstage war große Probe in der oberen Schulstube, und durfte sich kein Sänger oder Musikant unterstehen auszubleiben. — So kam es, dass der Orgler für alle Sonn- und Festtage des Jahres eine eigene Messe hatte, und Frauenlieder und Segen waren ganze Körbe voll da. Ist dies auch kein Wunder, denn so oft der Jos hinauskam nach Winkelstadt ins Franciscanerkloster, da gab es nicht bloß ein Stück Torte oder Gugelhupf zum Heimtragen für die Frau Orglerin, sondern auch jedesmal ein neues Musik-

stück zum Abschreiben für die Kirche, aber lustig musste es sein; „denn mit dem traurigen Zeug kann man nichts machen; die Engel im Himmel droben singen auch lustig und nicht traurig!“ so lautete der Wahlspruch des Orglers.

Auf dem Kirchenchore da musste man den Orgler gesehen haben. Gleich zu Beginn des Amtes kletterte er behend wie eine Katze auf den Orgelbock, dann wurden mit den Füßen die tiefen Brummtöne angetreten. Wenn es recht feierlich werden sollte, namentlich an den höchsten Festtagen, da dauerte dies Brummen und Surren fast eine kleine Viertelstunde. Unterdessen waren aber die Hände nicht unthätig: diese brachten zuerst ein blaues Schnupftuch zum Vorscheine, das an Größe mit jedem Tischtuche wetteifern konnte.

Mit diesem entlockte der Orgler seiner Nase ein paar kräftige Trompetentöne. Dann erschien die braune Tabaksdose, die sich an Größe mit einer mäßigen Schublade messen konnte; aus dieser wurde eine mächtige Ladung nach oben befördert, dann wurden die Brillen geputzt und zuäußerst auf die Nase hinausgeschoben, endlich mit großem Geklapper alle Register herausgezogen — inzwischen surrte und summte die Orgel noch immer fort —; und nun griffen auch die Hände hinein, die Finger hüpften und tanzten nur so über die Tasten auf und nieder, und das klang und sang, rauschte und tönte, dass die Kirchenfenster erzitterten. Wenn dann beim „Gloria“ alle Stimmen einfielen und alle Instrumente einspielten, da kam der Orgler erst recht ins Zeug; er hüpfte auf dem Orgelbocke

hin und her und schob und zog an den Registern und schlug mit den Händen und zappelte mit den Füßen, als ob er in ein Wespennest gerathen wäre.

Sobald das Amen erschien, zehn- bis zwölfmal wiederholt worden war und mächtig ausgeklungen hatte, da flossen dem Orgler ganze Bächlein von Schweiß aus seinen Haaren herunter über Gesicht und Hals, und das große Schnupftuch war viel zu klein, um alles abzuwischen und abzutrocknen.

Neben seinem Orgelspiel hat aber der Jos viel gebetet, denn er war ein guter Christ, und das ganze Kirchenjahr alle Freuden und Leiden der Kirche treu mitgelebt und seine Musik darnach eingerichtet. An hohen Zeiten, namentlich an seinen Lieblingsfesten, zu Ostern und Weihnachten, da wusste er oft nicht, was anstellen, damit es feierlich genug würde. In der heiligen Nacht wollten die Engellieder mit ihrem Glockenspiel und ihren Flötentönen kein Ende mehr nehmen. Um Ostern wurden die Alleluja nicht gezählt; zwanzig bis dreißig kamen oft in einer Reihe nach einander, das eine fröhlicher wie das andere. Bei solchen Gelegenheiten konnte der Orgler vor purlauterer Rührung weinen wie ein Kind.

An manchen Tagen, wenn sich der Herr Pfarrer die Ehre erbeten, dass der Orgler bei ihm zu Mittag speise, da spielte nachmittags während der Vesper beständig ein feines Lächeln über dem rosenfarbenen Gesichte des guten Orglers, da ließ er dann auch die Orgel gehen,

so lustig sie nur wollte, da musste alles heraus, was drinnen war. Die Leute meinten aber: „Heute ist's schön gewesen, g'rad tanzen hätt' man können."

Das war der Orgler-Jos, und die Leute waren stolz auf ihn, zumal der frühere Orgler ein Stümper gewesen, nichts herausgebracht und die Orgel verdorben hatte. Dem hat einmal der Zenzeler-Zenz gesagt: „Du, Orgler, am gescheitesten ist's, wenn du während des Amtes auf die Tasten draufsitzest und bei der Wandlung aufstehst!" Vom Jos aber hieß es: „Der weiß, was so in einer großen Orgel drinnen steckt!"

Müssen wir noch auf einige andere Mitglieder des Kirchenchores in Zwischenbergen, welche auch mithalfen, das Lob Gottes zu singen und zu spielen, einen kurzen Blick werfen. Da waren vor allem die Senn-Moidl und die Sumperer-Nanne, zwei Jungfrauen, die ins vorige Jahrhundert zurückreichten; beide sangen die erste Stimme und waren eifersüchtig aufeinander wie zwei Kuckucksvögel. Wenn es die eine traf, ein Solo zu singen, wurde die andere grün und gelb vor Neid. Hatten aber beide ihre Glanzheit längst hinter sich, denn die Reihen ihrer Zähne wiesen bedenkliche Lücken, und wenn die Noten über alle fünf Linien hinaufstiegen, so kniffen sie ihre Augen zusammen, was an gewisse Singvögel erinnert und recht lieblich anzusehen ist. Da waren noch der Juchezer-Lois und der Hieseler-Hies; der Lois als Tenor mit seiner klangreichen Stimme als Juchezer berühmt, und der Hies hatte sich, seinen Bass drunten beim

Bier-Wirt von Jahr zu Jahr immer tiefer gebildet.

Unter den Musikanten sind zu nennen: der Meister Kass (Cassian), der seinen Geigenbogen mit Schusterpech einrieb; ferner der Pflaster-Much mit der Baßgeige. Besagter Pflaster-Much gehörte zu den Noblessen von Zwischenbergen. An Festtagen erschien er auf dem Chore nie anders als in einem altmodischen, blauen Fracke und mit aufstehendem Kragen; und nicht mit Unrecht, denn in unserer heutigen, aufgeklärten Zeit hätte er sich billig können den Titel „Doctor“ beilegen; er war nämlich Thierarzt oder, wie die Leute ihn nannten, „Bsecher“ in Zwischenbergen. Er konnte sich auch einen recht gelehrten Anstrich geben, und es soll öfters vorgekommen sein, dass er einem Pferd oder einem Rind Puls gegriffen.

Sogar an menschliche Krankheiten wagte er sich heran, diese jedoch heilte er mit Sympathiemitteln. Auf dem Chore da spielte der Herr Doctor, vulgo Pflaster-Much, natürlich die große Rolle. Bald stand er auf dem linken Fuße, bald auf dem rechten, ein Gesicht machte er, so gescheit wie der König Salomon, seine Bewegungen waren alle wichtig, und jede schien gleichsam zu sagen: „Da schaut's her, ohne mich geht nichts!“

Des weiteren sind nicht zu vergessen der Pfiengg-Sepp und der Pfengg-Matz, der eine mit dem Flügelhorn, der andere mit der Clarinette. Der Sepp hatte bloß ein Ohr, das andere war ihm durch ein Krautmesser verloren

gegangen; er hörte jedoch mit dem einen sehr scharf, namentlich, wenn der „Herr Doctor“ falsch spielte. Der Matz hatte beinahe keinen Zahn mehr, denn er gieng mit der Jahrzahl; darum musste er beim Blasen seine Lippen fest zusammenpressen, damit „nicht der Wind auskomme“; trotzdem war er einer der besten Musikanten.

Das sind die Hauptpersonen, welche vor fünfzig Jahren in Zwischenbergen sangen und spielten, Gott zur Ehre, Engeln und Menschen zum Wohlgefallen. Beinahe ein halbes Jahrhundert haben sie mitsammen ausgehalten in Liebe und Leid, und darum hat ihnen der Michl hier ein Denkmal gesetzt.

Das Krippele-Mandl.

Der Knopf-Jaggl war ein kleines, buckliges Männlein und so spindeldürr, dass er, wie die Leute sagten, „einen Bock zwischen den Hörnern hätte bussen können“. — Sein Vater hatte noch mehrere solche Knöpfe, sind aber alle frühzeitig gestorben; nur der Jaggl blieb übrig, und der erbte auch das Knopfloch, wie man die einsame Hütte droben am Berge nannte.

Der Jaggl war Gemeindebote in Thalkirchen und brachte alle Wochen die Post sowie Zucker, Kaffee, Weizenbrot und dergleichen unentbehrliche Dinge von der Stadt herein ins Thal. Auch gieng er viel kirchfahrten nach Absam,

Trens und Weißenstein, „in die Luggau“ und „in den heiligen Berg“ für sich und um einige Silbersechser für jeden, der ihn bestellte.

Trotzdem blieb der Jaggl ein armer Häuter sein Lebtag und bekam gar selten einen fetten Brocken zu kosten.

Das focht den Jaggl wenig an, er war stets zufrieden und guten Muthes; denn er besaß ein Gemüth wie eine Glocke und eine Seele, hell und klar wie Sonnengold.

„Jeder Tag im Jahre,“ pflegte er zu sagen, „ist für mich ein Festtag; meinetwegen darf man alle Tage im Kalender roth drucken lassen . . . Viel zu gut ist der Herrgott mit mir auf der Welt, darum fürcht' ich ein bisl für die Enderwelt . . . aber wenn ich g'rad' ein schmales Platzl krieg' im Himmel, wo ich niemand im Wege bin, so ist's mir recht, und sei's auch hinter der Himmelsthür . . .

Nur einmal im Jahre — um Weihnachten — möcht' ich weiter hineinkommen, ganz hin zum Christkindl und seine Füßlein anpfnaufen wie der Ochs und Esel in Bethlehem.“

Ja, Weihnachten — das war dem Jaggl sein Fest! Für Weihnachten erglühte sein Herz, für Weihnachten lebte und webte er das ganze Jahr.

Sein einziger Schatz, an dem er mit jeder Faser hieng, war eine große Weihnachtskrippe.

Zwanzig Jahre hatte er daran gearbeitet und geflickt, noch war sie nicht fertig. — Jeden Kreuzer steckte er in seine Krippe; immer

wieder erschienen neue Mandlen, Lichter und Zieraten.

Da stand ein großer Krippeleberg, der flimmerte und glitzerte wie Gold und Silber; da waren Häuser mit farbigen Spiegelfenstern, Bäche und Seen aus Glas, die Stadt Bethlehem mit Kirchen und Thürmen, der Stall aus Baumrinde, ein wächsernes Christkind, Maria und Josef, Engel und Hirten, die heiligen drei Könige mit ihren Kameelen, Priester und Schriftgelehrte u. s. w. u. s. w. Durch farbige Gläser wurde alles beleuchtet, und darüber strahlte der große Weihnachtsstern — kurz, das Ganze war eine kleine, herrliche Welt in der armen Bauernstube.

— Wieder nahte das heilige Christfest heran. Die ganze Adventzeit war der Jaggl krank darnieder gelegen, aber seine Krippe mochte er nicht entbehren. Obwohl krank und schwach, hatte er mit aller Anstrengung daran gearbeitet, und jetzt stand sie fertig da, so schön und herrlich wie noch nie.

Der Weihnachtsabend war gekommen, und die Nachbarsleute stiegen mit ihren Kindern hinauf ins „Knopfloch", das Krippele zu sehen und den Weihnachtsabend droben zu feiern. — Die Kinder schauten sich ihre glänzenden Aeuglein fast heraus, und das Zenzen-Barbele hätte vergessen, seinen Mund zuzumachen, wenn ihm die Mutter nicht ein Stück Zelten hineingeschoben hätte.

Kam der Jaggl mit einem großen Evangelbuch; sein Gesicht glühte wie eine Pfingstrose. — Er begann mit feierlicher Stimme das

Evangel des heiligen Christfestes zu lesen: „In jener Zeit gieng ein Befehl aus vom Kaiser Augustus, dass der ganze Erdkreis beschrieben werde“ u. s. w.

Je weiter er las, desto weicher klang seine Stimme, zuletzt schlug eine Thräne die andere. — Er erzählte vom Christkind, von der unendlichen Liebe Gottes zu den Menschen, von den Engeln, von den heiligen drei Königen, vom bösen Herodes und den unbarmherzigen Leuten in Bethlehem. „Und einen schönen Traum hab' ich letzte Nacht gehabt,“ fuhr er weiter; „mir ist vorgekommen, ich sei im Himmel droben hinter der Thür, g'rad' auf dem Platzl, wo ich immer gesagt hab'; weiter drinnen im Himmel ist das liebe Christkind gelegen in einer guldenen Krippe; die Muttergottes ist daneben gesessen in einem blauen, seidenen Kleide; ihre Haare sind gewesen wie Gold und dabei so fein wie Seide; der hl. Josef ist auch dagestanden in einem großen, rothen Mantel, und die kleinen Engel sind herumgeflattert wie die Vögel draußen im Wald. Da hat's angefangen zu singen, zuerst ganz still, dann alleweil lauter und so schön, dass es mir ganz kalt übern Buckel gelaufen ist. Auf einmal ist ein großes Thor aufgegangen, und eine Masse Sternlein sind hereingeflogen in allen Farben: roth und grün, blau und gelb, weiß und silbrig und guldig; die Sternlein haben sich niedergelassen auf das heilige Christkind und auf das Kleid der Muttergottes und auf den Mantel des hl. Josef; da hab' ich müssen die Augen zumachen, ich hab's nicht

mehr können anschauen vor lauter schön. Das Christkind hat Aeuglein gehabt ganz himmelblau, und geglänzt haben sie wie die Steine in der Monstranze drunten in der Kirche. So lieb hat's heruntergeschaut, und der hl. Josef hat alleweil gedeutet, aber ich hab' mich nicht getraut, hinauf zu gehen. Dann ist ein weißer Engel gekommen und hat gesagt: „Jaggele, geh' lei eini!“ Dann bin ich wohl hin zum lieben Christkind und hab' ihm die Füsslein gebusst, so lebenswarm sind sie gewesen, und — da bin ich aufgewacht!“

Mäuschenstill war es in der Kammer wie bei einer Predigt, als der Jaggl so rührend erzählte.

Allein die Kinder waren nicht zufrieden. „Jaggl, eins singen!“ baten sie in einemfort, „eins singen, bloß ein einziges, ein schön's!“

Der Jaggl ließ sich nicht lange drängen, er war ja selbst zum Kinde geworden. — Er nahm seine alte Zither, griff in die Saiten und begann:

„Krumpohax Martins Bue, leih' mir dein' Ronz'n,
Heunt müess'n mir zu Bethlahem kirchfahrten gian (geh'n);
I hätta woll selba zwoa, oba koan gonz'n,
Dass i konnt' sprozata Krapflan drin thian (thun).
Heunt ist zu Bethlahem der größte Lärm auskemm',
Muess gian mei hölzernes G'lachter mitnemm'!

Florax, was werst oba du heunt anstöllen,
I glab', es steigt dir der Hanswurst in' Kopf.
Martin, höb's Maul an', i will dir's verzöhlen:
Heunt nahmen uns schier die Engl ban Tschopf:
Sie flieg'n uns schier auf d' Hax und Hoor,
Mir hob'n uns g'forcht'n und groß gerehrt gor.

Mir sein entrunnen, hob'n Krapflan verlour'n,
Sein uns die Ranzlan am Buggl au'g'schnöllt.
Freut euch! Heunt ist uns der Heiland gebour'n,
Dös hat uns der tolliste Eng'l vazöhlt.
Im Stall, im Krippelein liegt's arme Kindelein,
Das sog'n üns die weltfeinen Schutzengelein.

Sie hob'n long Gloria g'sung'; unterdessen
Sein mir zu guck'n, zu los'n gerennt;
Mir hob'n die Mäuler weit off'n vergessen,
Hätt'n die Küh' darinn' raasen gekönnt.
Florax, sei nit a Noarr, 's ist 's Halbe nit wohr,
Ja, Martin, richtig, es fahlt uns koa Hoor.

Florax, i bitt', stöll' nit mi an zu singen,
Wenn mir dös Krippelekindl halt finn' (finden);
Mi that der Ochs und der Oesel anspringen,
Weil i des Kropf=Bartlans Schwestermonn bin.
Florax, sei nit verzagg, du hast schon nacht'n g'sagg,
Wie du schön sing' konnst das walsche Gligg, Glagg.

War lei der Altvota David am Löb'n,
Der wurd' die Harpf'n lei klopf'n lei frei;
Die Engelen wurd'n a G'rump'l anhöb'n,
Wurd'n brav purst'n und tonz'n dabei.
Die ein's guet'n Will'ns sein, derfen dabei erschein',
Soll's a der Kropf=Bartlans Schwestermonn sein.

Wenn das afon ist, will i mei Hüct'l umdrein (umdrehen);
Konn's niemand sog'n, wie froah dass i bin.
Mir kracht das Herz im Leib vor lauter Freu'n,
Und der Puls schlagt mir in' Ruckgrat schier inn.
Das ist a Freud'nssach, i tonz' und gib nit nach,
Bis i die Knosp'n zu tusch'n brav mach'.

Der Tafl=Moises wurd' böt'n und wachen,
Wonn er den Heiland im Krippilan sach;
Er wurd' vor Freud'n Purzigagilen machen,
Bis er ihm selba die Hörner abbrach'.
Adam, der alte Monn, hat schun long Bueß gethon,
I glab', heunt juchzt er die Vorhöll' voll on.

Heunt werd's den Ganggerle (Teufel) recht machen sprozen,
Wenn er die Zeiting von Bethlahem liest;
Einstens donn wird er rehr'n und rotz'n,
Wenn ihn das Kindlein in Kött'n einschließt;
Wenn's in der Osternacht ihn brav zuschond'n macht,
Wenn's ihm die Nos' umdraht, dass lei brav kracht. —

Drei Maßlan Knödlkraut, zwoa Kübl Butta
Hon i gonz still in mein Ronz'n gepackt;
Dös schloach'n mir hoamle der allböst'n Mutta,
'vor uns der Bettl den Ronz'n derhackt.
Hätt' der schwarz' Raggersbart (Teufel) bösser den Himmel
Hauset' er hiez in der Höll nit sou hart. [g'spart,

Mei Herz, mei Leib und Seel', mei ganzes Löb'n
Schenk' i dem armen Christkindlein im Stall;
Was mir lei hob'n, dös woll'n mir ihm göb'n —
Können doch niemals seine Liebe bezahl'.
All's, was i schwitz' und schwoaß', opf'r i dem Kindlein auf,
Schenk' ihm die Kinder und's Weib obendrauf."

Der Jaggl hatte ausgesungen; die Kinder wollten noch mehr hören und schauen, jedoch die Eltern mahnten zur Heimkehr.

Draußen im Freien herrschte eine wunderbare Stille. — Der Mond spann silberne Fäden zwischen den Aesten der Bäume; die Eisflindern glänzten und schimmerten auf der weißen Schneefläche.

Die Vöglein hatten längst schon ihre Köpfchen in die warmen Federn gesteckt, denn in der heiligen Mitternacht heißt's auch für die Vöglein aufstehen . . . Beim Gloria-Läuten wird nämlich Berg und Wald lebendig; da erwachen die Vögel, groß und klein, recken ihre Köpfe, sperren den Schnabel weit auf und singen und zwitschern alle zusammen ein wundersames Lied. — So-

bald die Glocken verstummen, schieben auch sie ihre Köpflein wieder zwischen die Beine und schlafen ein. — Es soll ein himmlisch-schönes Lied sein; wer ein unschuldiges Herz besitzt, kann es hören in der heiligen Mitternacht.

Die Leute, welche im „Knopfloch“ den heiligen Abend gefeiert, waren zuhause; die Kinder lagen in ihren warmen Betten und träumten selig-süße Träume. — Da fieng es an aus der Tiefe herauf zu singen und zu klingen. — Die Glocken alle klangen und sangen — es war ein Jubellied — sie klangen und sangen in die Nacht hinaus, hinauf auf den Berg, das Thal hinaus und hinein, hinüber in den Wald, hinein in jedes Haus, in jede Höhle draußen im finstern Walde — als wollten sie alles laden und locken zur Geburtsfeier des Weltheilandes.

Plötzlich verstummten sie, und nun setzten sie wieder ein, zuerst die kleinen, dann die mittlere und jetzt die große, mächtig und voll; — immer heller und feierlicher klangen sie in die stille Nacht hinaus, eine ganze Stunde lang, um alles zu wecken und zu rufen hin zum Jesuskind.

Da wurde es auch lebendig in Berg und Thal. Lichter und Fackeln tanzten und flirrten umher, ganze Lichterzüge wandelten den Berg herunter, der Kirche zu.

Nur im „Knopfloch“ droben blieb alles still. Der Jaggl kam nicht herunter, und auch am nächsten Tage, am hohen Feste, sah ihn niemand. — Die Nachbarn giengen hinauf, sie fanden das Haus verschlossen; auf alles Pochen und Klopfen wurde nicht geöffnet. Sie erbrachen

die Thür. Wie sie hineingiengen, trafen sie den Jaggl vor der Krippe liegen, ein heiteres Lächeln ruhte auf seinen Zügen. — Das Christkind war in der hl. Nacht gekommen und hatte ihn abgeholt zur ewigen Christfeier in den Himmel, die er im Traume gesehen. — Die Glocken hatten auch ihn geladen und gerufen zur ewigen, seligen Weihnacht. — Gloria in excelsis Deo!

Das Christkind auf der Alm.

Die Sonne war immer schläfriger geworden. Spät am Vormittag stand sie erst auf, dann kroch sie träg über die Schattseite hin, gieng ein paarmal hinter den Bergen unter und kam wieder zum Vorschein, bis sie endlich um zwei Uhr nachmittags sich endgiltig schlafen legte. Dafür guckte beim ersten Dunkel der Mond schon über die Berge und schmunzelte recht gemüthlich und zufrieden auf die liebe Erde hernieder. Je höher er am Himmel emporstieg, desto herzlicher musste er lachen, und im Lachen wurde sein Gesicht immer breiter. — Er machte sich wohl lustig über die schläfrige Frau Sonne. — Wenn am Vormittag im Osten die Bäume zu glühen anfiengen und verkündeten, dass die gnädige Frau Sonne nun aufzustehen geruhe, dann huschte er wohl gleich hinter die Bergwand, aber er konnte sich's nicht versagen, aus seinem Verstecke noch eine lange Nase herauszudrehen, als wollte

er sagen: „Wart' nur a bissl, i komm' scho wieder!"

„Lichte Weihnachten, finstere Kästen", sagt das Sprichwort. Das galt heuer wortwörtlich. Droben beim Steinringer Bauer waren die Korntruhen und „Gränte" gestrichen voll. Der „Speisgaden" strotzte von Butterknollen und Kässcheiben; in der Selchkammer war der Ueberboden vollständig behangen mit Fleischhenkeln, Speckseiten und verschiedenen Gattungen der Würste; im Keller war es fast unmöglich durchzukommen zwischen großmächtigen Krautbottichen, zwischen den Bergen von Obst und Kartoffeln. Das konnte heuer eine freudige Weihnacht geben.

Es war heiliger Abend. Der Steinringer Bauer war mit dem Großknechte eben daran, Hausräucherung vorzunehmen. Der Bauer gieng mit der Glutpfanne voraus. Auf den Kohlen rauchten die geweihten Palmkätzchen und die am Frauentage gesegneten Blumen. Der Knecht schritt mit einem großen Weihbrunnglas hinterdrein. In jedes Winkelchen wurde hineingeraucht und hineingesprengt, um die Einflüsse des Bösen zu vertreiben. So gieng es durch Haus und Hof. Derweil beteten der Bauer und der Knecht mitsammen die zwölf Vaterunser.

„Aber dass ihr mir ja die Hausthüren gut verriegelt," sagte der Bauer, „wenn beim Räuchern ein Fremdes kommt, muss jemand aus dem Hause fortsterben."

Das Zusperren war längst schon besorgt worden. Und nun gieng es zum heiligen Mahl. Die Knechte lockerten sich in weiser Vorsicht

ihre Riemen um einige Löcher und wischten mit der breiten Handfläche über den Mund, die Dirnen schoben ihre Stühle heute rascher an den Tisch, die Kinder lagen schon ganz über den Tisch hinein und hielten ihre Löffel schlagfertig in den Händen. Ein kurzes Tischgebet, und nun konnte es losgehen. — Zuerst kam eine große Pfanne Schmalzmus, die Magd vermochte sie kaum auf den Tisch zu rücken; aber sie wurde bald leichter. Dann erschien eine Pfanne Weihnachtsbrei. Der Brei war schneeweiß; darin lagen die rothwangigen Aepfelstücke und die schwarzen „Weinbeerlen" und bildeten mit dem Brei recht hübsche Kindergesichtchen. Noch allerlei Süßes und Saures rückte auf, zuletzt kam das eigentliche Weihnachtsgericht, die süßen Krapfen. — Diese Krapfen sind viel größer als die gewöhnlichen und werden auf einem weiten Teller nach Art der Dachschindeln übereinandergelegt. Aber sie bleiben nicht so nackt da liegen, sondern ein Teig aus Mohn, Klotzenmehl und geriebenem Zucker wird darübergestrichen, über jede Lage wird Schmalz und Honig gegossen. Das Ganze sieht aus wie ein riesiger Tannenzapfen; außen herunter ziehen sich Silberfäden und Silbertropfen von Honig und Schmalz. Bei einem richtigen Krapfenstock müssen diese honig-süßen Eiszapfen außen herunterhängen.

Das Nannele hatte schon vor dem Essen ein solch honigliches Eiskrystall mit seinem Zünglein heruntergeleckt, musste aber diese verfrühte That mit einem jähen Ruck in den Zöpfen büßen.

Der Krapfenstock wurde zusehends niedriger. Die Bauern sind vernünftig, und darum wird schnell gegessen. „Was du thust, das thue recht!“ gilt bei ihnen, „und reden kann man ja wieder nachher“. . . .

Nun waren aber die meisten gesättigt, nur die Kinder zwackten noch da und dort ein Honigtröpflein vom Krapfenstock herunter, mussten aber diese naschhafte Begierde jedesmal mit einem Schlag vom väterlichen Löffel bezahlen. — Der Tisch wurde abgeräumt und das Tischtuch fortgezogen; da brachte die Großdirn schon einen Korb voll Obst: Aepfel, Birnen, gebratene Kastanien; die Bäurin erschien mit einem großen irdenen Kruge, drinnen floss süßer Most.

Nun lösten sich die Zungen, und der Muthwille machte sich in Schäckern und Lachen und allerlei Schwänken Luft. — Der Großknecht hatte noch manches an der Krippe zu richten, da und dort Kerzen aufzustecken, hier einem Hirt den Rock heller zu färben, dort noch etwas Flimmerstaub aufzublasen u. s. w. Die andern überließen sich ganz der übermüthigen Laune. — Heute musste schon wieder der „Gaisgore“ (Gregor) herhalten.

Der Gore war ein etwas entfernter Verwandter des Bauern und demselben bei der Uebernahme aufgebunden worden. Last war der Gore für den Bauern keine; er verdiente sich redlich sein Brot, im Sommer durch Gaishüten und im Winter durch alle mögliche „knechtliche“ Arbeit. Der Gore hatte einen ganzen Urwald von Haaren auf seinem Kopfe; unter

den Haaren im Kopfkasten hingegen war es etwas leer. Die Leute meinten, der Gore habe ein „Radl“ zu wenig; das war jedoch nicht richtig, der Gore hatte alle „Radlen“ wie andere Leute, nur hatte es bei ihm noch keinen „Klepf“ gethan, das heißt, es war in seinem Hirnkasten noch nie recht hell geworden. Wie es nun einmal auf der Welt ist, dass gerade die von der Natur Benachtheiligten gewöhnlich die Zielscheibe des Spottes und loser Streiche vonseiten ihrer Mitmenschen werden, so passierte dies auch dem armen Gore. Unzähligen Schabernack hatten die Leute dem Gore schon gespielt.

„Gore,“ hatte z. B. der Mitterknecht einmal gesagt, „was gilt's, wenn du unter den Tisch kriechst, mit drei Worten bring' ich dich heraus?“

Der Gore wollte es durchaus nicht glauben und kroch wirklich unter den Tisch.

„Wenn du nicht heraus gehst, bleibst halt drinnen“, rief nun der Knecht, und richtig blieb der Gore eine halbe Stunde unter dem Tische zum allgemeinen Gelächter.

„Gore, was gilt's?“ hieß es ein andermal, „wenn du hinausgehst und zwölf Sterne zählst, kannst du die Lichtzange nicht mehr halten, so schwer wird sie!“

„Wär' curios“, meinte der Gore. Richtig gieng er hinaus und zählte die Sterne von der „Sense“. Unterdessen hatten die Knechte die beiden Enden der Zange über die Lampe gehalten. — Als nun der Gore kam und die Zange ergriff, ließ er sie allsogleich mit einem

lauten Aufschrei fallen und war überzeugt von der Hexerei. — Solche Fallen waren dem Gore schon oft gestellt worden, und immer gieng er wieder ein. Der Gore war ein herzensguter Häuter, zornig wurde er nie, und niemandem trug er etwas nach. Im Grunde genommen war dem Gore auch jedermann wohlgewogen, aber die losen Scherze blieben deshalb nicht aus. — So geschah es auch heute wieder am heiligen Christabend.

„Gore," rief der Fütterer, „hast gehört? Drunten in der Kirche bei der großen Krippe haben sie den Esel verloren. Der Herr Pfarrer hat gesagt, er wolle dich als Esel anstellen, dem Christkindl die Füßlen anzupfnaufen."

„O na, na, sell thu' i nit", lachte der Gore.

„Was willst denn nacher thun?"

„Einen Hirt machen thu' i schon, aber den Esel, na, na, sell nit!"

„O mei, zu einem Hirt bist nit zu brauchen," behauptete die Kuhdirn, „kannst ja nit einmal die zehn Gebot' Gottes."

Dem war auch richtig so. In sieben Jahren war es dem Pfarrer nicht gelungen, die zehn Gebote in den Gore hineinzukeilen. — Vor den Buchstaben hatte der Gore einen gewaltigen Respect. Ein jeder erschien ihm wie ein Gendarm mit aufgepflanztem Gewehr. Trotzdem konnte er in der Kirche recht anständig beten, auswendig und im Buche . . . Wenn der Gore mitunter das Buch verkehrt in die Hand bekam, so genierte ihn das nicht, und mochten die Buchstaben noch so lustig Kopf stehen, er ließ sich im Weiter-

blättern und Lesen nicht beirren. — Jedenfalls hatte der Gore den besten Willen, und sein Gebet ist dem lieben Herrgott gewiss nicht unlieber gewesen als das vieler frommen Christen, die mit Rührung die gelehrtesten „Gebeter“ aus dem Buche lesen. — — —

„Ja, wer die zehn Gebot' nit kann, den mag das Christkindl nit“, bestätigte nun die Großdirn.

„Was, das Christkindl mag mi nit?“ schrie der Gore.

„Ja, freili nit,“ sagte die Mitterdirn, „bist auch soviel schiach, und einen Buckel hast auch!“

„Dass 's mir aufhört und den Gore in Ruhe lasst“, gebot jetzt der Bauer. — Der Scherz hatte nun sein Ende, aber der Gore saß kleinbetrübt hinter dem Tisch. Endlich stand er auf und schlich dem Mitterknecht nach.

„Du, Michl,“ sagte er, „ist's wahr, dass mi das Christkind nit mag?“

„Weiß nit, wird freilich so sein!“ antwortete dieser.

Der Gore lief in seine Kammer, legte seinen Lodenrock an, dann schlich er heimlich zur hintern Thür hinaus und hinauf in den Wald. Dort traf er bald auf die „Heuriese“, das ist ein breiter Weg, den die Heufuhren im Schnee aufgewühlt hatten.

„Wenn mi das Christkind nit mag,“ dachte er sich, „so ist's gescheiter, ich geh' gar nit Kirchen um Mitternacht. Droben auf der Alpe sollen die Vögel in der Nacht so hübsch singen; will einmal zuhorchen.“

Weit über die Waldgrenze war der Gore hinaufgestiegen. Da droben lag die große Wiese vom Steinringer, das Heu war noch im Schuppen. Da kroch der Gore hinein und wühlte sich ein tiefes Loch im würzigen Alpenheu auf. Das war ein weiches Bett, und warm gab's auch. Ganz nahe an die Wand hatte sich der Gore gebettet, damit er durch die Klüfte und Risse ins Freie hinaussehen konnte. Die herrliche Alpenwelt in ihrem Winterkleide lag vor ihm. Die prächtigen Halden, die im Sommer im saftigsten Grün geprangt hatten, sie lagen nun da im tiefen Schlafe, so blendend-weiß, und sie schienen heute viel größer und breiter und die Abhänge viel steiler. Weit hinaus ins Land konnte er blicken; die Berge und Hügel thürmten sich übereinander auf in wunderbarer Majestät, alles war viel größer als im Sommer. Da hinten in den Keesfeldern schien noch die Sonne. Die schlanken Bergspitzen standen so hübsch in einer Reihe hintereinander, die vordersten blau, die nächsten goldig-licht, die dritten rosaroth und die letzten ganz blutig, feuerroth. Lange schaute der Gore hinüber, bis auch die letzten Farben verblassten. Nun wurde ihm so schrecklich einsam und traurig zumuthe. Draußen um den Schuppen herum standen einzelne Lärchen und Zirmbäume. Helle Eiskrystalle hiengen an ihren Zweigen. Dem Gore waren alle bekannt und jedes Hügelchen und jeder große Stein in der Umgegend auch. Wie oft war er im Sommer da gesessen, und wie gut und fein war's gewesen da heroben in der frischen Höhe! — Jetzt fieng er mit den

Bäumen und Steinen an zu reden: „'s Christkind mag mi nit, aber gelt, du magst mi woll?"

Endlich stieg der Mond hinter dem „Bockshorn" empor, und nun fieng es an zu schimmern und zu leuchten über der Schneefläche, dass der Gore fast geblendet wurde. Tausende von Sternlein flimmerten und schimmerten im Schnee, und die haushohen Eiszapfen drunten in der Klamm blinkten wie helles Silber; die mächtigen Bergkolosse standen im Mondenschein da wie große, weiße Kirchen. Der Gore schaute und schaute, bis ihm die Augen zufielen. — Als er wieder aufwachte, hörte er ein merkwürdiges Klingen. Er schaute bei der Runse hinaus, und jetzt sah er viele hundert Lichter und Lichtlein, die unten im Thal herumtanzten und -flirrten. — Die Leute zünden in der heiligen Nacht sogar beim Mondenscheine Lichter und Fackeln an und gehen damit zur Kirche. — Der Gore überschaute das ganze Thal. Von draußen in Goldaun herein, über St. Martin und Alstern bis nach Salzkirchen, überall flimmerte und leuchtete es. Und die Glocken verkündeten so hell und feierlich die heilige Nacht, wo das Christkind auf die Welt gekommen. Von den vier Pfarrkirchen klangen und sangen sie herauf, der Gore konnte jeden Ton vernehmen. Besonders feierlich klang die „Große" von Goldaun herein. Und in den Klüften und Bergen sang es wundersam nach, als wollten auch sie die segensreiche Kunde der ganzen Welt vermelden.

Der Gore wurde noch trauriger und fieng nun gar an laut zu weinen.

„Alle mag das Christkind, bloß mi mag's nit," schluchzte er, „und die Vögel wachen auch nit auf, weil mi 's Christkind nit mag!" Der Gore weinte so heftig, dass es ihm förmliche Stöße gab. Der arme Hascher konnte ja nicht dafür, dass in seinem Hirnkastl kein Stern der Weisen aufgegangen, aber ein Herz hatte er auch, und das schlug ebenso warm und heftig in seiner Brust als bei anderen Menschen.

Vor Traurigkeit war der Gore wieder eingeschlafen. — Da wurde es plötzlich um den Heuschuppen herum licht; das war aber ganz eine andere Lichte als früher, das war heller als Sonnenschein. Viele hundert Vöglein hatten sich auf dem Dache niedergelassen, die sangen so wunderbar zusammen, als wenn sie's auf Noten eingelernt hätten. Die langen Eiszapfen drunten in der Klamm waren zu einer riesigen Orgel geworden, und die rauschte und tönte so mächtig, dass dem Gore vor Freude das Herz erzitterte. Selbst das Glockenspiel durfte nicht fehlen, das bimmelte und klingelte wie von tausend Silber- und Goldglöcklein. Draußen um den Schuppen herum tanzten ganze Schwärme von blinkenden Sternlein, als wollten sie miteinander Erwischens spielen; aus den Sternen wurden Englein in bunten Röckchen und mit goldenen Flügeln; die standen nun zusammen und sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe"; so schön hatte es der Gore noch nie gehört. Da gieng plötzlich die Wand vom Schuppen auseinander, und in der Oeffnung erschien das Christkind selber in einem himmelblauen Kleidchen, mit

seinem goldigen Haar, mit den wasserhellen Aeuglein und den kirschrothen Wänglein.

Der Gore zitterte am ganzen Leibe. Endlich weinte er auf: „Gelt, ein bissl magst mi woll auch, g'rad ein klein's bissl?"

„O freilich, Gore," sagte das Christkind mit silberheller Stimme, „freilich mag ich dich — und viel lieber als die anderen." Dann kam es herein und drückte dem Gore mit seinen warmen Lippen einen Kuss auf die Wangen. . . . Dem Gore war es, als sei er schon im Himmel. —

Frühmorgens wachte der Gore auf. Eilig stürmte er den Berg hinunter. Er kugelte nur so in die Stube hinein und rief: „Jetzt weiß ich's gewiss, mi mag das Christkind auch."

„Woher weißt denn das? Wo bist denn gewesen?" fragte die Bäurin.

„Droben auf der Alm bin i gewesen, und da ist in der Nacht das Christkind kommen und hat recht fein gethan und hat gesagt, dass es mi lieber hat als euch alle"; so antwortete der Gore, und er ließ sich's nicht nehmen, dass er auf der Alm beim Christkind gewesen.

Wie sich der Spinner-Rudl einen Korb geholt.

Der Spinner-Rudl fand erst mit vierzig Jahren, dass es nicht gut sei für den Menschen, allein zu sein; er gieng daher ernstlich mit dem

Plane um, sich eine Gefährtin für die noch übrige Zeit seines Lebens zu suchen. Zu diesem Entschlusse kam er aber nicht, weil es ihm auf der Welt zu langweilig wurde — im Gegentheil, der Rudl wäre wohl am liebsten ganz mutterseelenallein auf Erden gewesen, denn er war ein Geldprotz und ein Geizkragen, der keinem Christenmenschen auch nur einen rothen Heller gönnte. Trotzdem hatte der Rudl ein Auge oder beide Augen auf das Brei-Nannele geworfen. Eigentlich war es wieder nicht das Nannele, das dem Rudl seinen Kopf verdrehte, sondern ganz etwas anderes. Das Nannele war nämlich das einzige Kind vom reichen Brei-Sepp und die glückliche Erbin des schönen Hofes mit seinen prächtigen Wiesen und Wäldern, mit den vollen Scheunen und Ställen. Die üppigen Felder, die fetten Kühe und Rinder giengen dem Rudl im Kopfe herum wie die Herrlichkeiten in einem Guckerloch.

So machte er sich eines schönen Abends, das Herz voll süßer Hoffnungen, auf zur Brautwerbung. Als er den Breihof erreichte, war daselbst der Kühbub gerade am Viehtränken. Der Tausend, das waren aber herrliche Stücke, alle so kugelrund und nudelsauber, alle so spiegelrein, ins Bett hätte man sie legen können. Der Rudl schaute und schaute, und vor lauter Schauen vergaß er den Zweck seines Hierseins.

Da klopfte ihm jemand auf die Schulter: „Schön' guten Abend, Nachbar!“ Es war die Bäuerin.

„Ah, schön' guten Abend, Threinl!“ erwiderte der Rudl, „wo ist denn der Bauer?“

„Der ist mit dem Nannele hinunter ins Dorf... Was wär' denn gut?"

„Ah so, der Bauer ist ins Dorf?... Nu', hätt' halt was zu reden gehabt... eigentlich geht's Euch g'rad' soviel an wie den Bauer; aber, geh'n wir hinein in die Stube, die Küh' und die Kälber geht's nit an, was wir auszumachen haben, und den Lausbub da noch weniger."

Der Rudl saß in der Stube hinter dem Tische, drehte beharrlich seinen Hut zwischen den Fingern, ließ seinen Blick herumgleiten — da war alles so spiegelblank und der Boden so schneeweiß, essen hätte man können darauf. Die Bäuerin brachte einen mächtigen Butterknoll und eine Flasche „Stinker" und mahnte den Rudl, nur kräftig zuzugreifen. Der Rudl aber drehte fortwährend seinen Deckel und sprach vom schönen Wetter, vom guten Flachssamen, vom rechten Schein zum Erdäpfelsetzen und dergleichen mehr. Das erlösende Wort jedoch wollte nicht über seine Lippen. Da kam die Bäurin ihm zuhilfe.

„Nachbar," sprach sie, „von wegen dem Erdäpfelsetzen seid's nit hergekommen... jetzt sagt's frisch, z'wegen was seid's denn da?"

„Das ist eigentlich etwas recht B'sunderes", begann der Rudl verlegen; „wisst's, Nachbarin, es ist halt auch traurig, wenn man tagaus, tagein so einsam und verlassen ist; den Dienstleuten kannst auch hinten und vorn nit trauen, und wenn man nit daheim ist, hat man niemand, ihnen ein bissl auf die Finger zu schauen.... Ich brauchet halt ein Mensch — ein christ-

liches Mensch — das ist einmal das erste; auf Geld und Gut schau' ich nit, hab' mir selber etwas zusammengebracht; wenn das Mensch nur christlich ist! — Da hab' ich mir gedacht, Euer Madl, das Nannele, wär' die rechte. Ist sov'l ein christliches Madl, beten thut's wie eine Heilige . . . schau' ihr oft gern zu . . . und dem Nahndl hat's so schön aufgewartet, wie er krank ist gewesen, rehr'n hab' ich müssen."

Dabei steckte der Rudl seinen Zeigefinger in die Augenhöhle, damit doch wenigstens eine Krokodilsthräne zum Vorschein komme. Die Threinl war ruhig dagesessen, wie der Rudl aber vom Christenthum gesprochen, hatte sie ein heimliches Lachen nicht unterdrücken können. Der Rudl war nämlich als besonderer Heiliger bekannt. Am Sonntag kam er gewöhnlich unter den Letzten zur Kirche und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Kirchenthür, damit dieselbe nicht aufgehe und die Leute sich nicht verkühlen. Aus der Predigt wusste er nichts, außer, wenn der Pfarrer mitunter am Sonntage das Heuarbeiten erlaubte. Wenn er überhaupt in die Predigt kam, so saß er droben auf der Emporstiege und machte durch ein kräftiges Schnarchen sich bemerkbar. Einmal hatte sich Folgendes ereignet: Der Rudl schlummerte zu oberst auf der Stiege; — da klapperte der steife Hut des Rudl über die Stiege herunter; am Ende des zweiten Theiles kam der Rudl selbst mit Donnergepolter zum Schrecken der frommen Gemeinde. — Auch wusste jedermann zu erzählen, dass der Rudl schon manchem armen „Blüeter" den Hals um-

gedreht und ihn von Haus und Hof vertrieben habe. — Darum hatte die Threinl heimlich gelacht; jedoch in aller Freundlichkeit antwortete sie: „Also daher geht der Wind? . . . Ist eine große Ehr' für uns . . . aber, mein lieber Nachbar, Ihr seht wohl selber ein, dass wir unser Kind auch nur einem ordentlichen Christenmenschen geben können. Ihr verzeiht wohl, wenn ich 'mal ein bisschen Puls greife." Dabei langte sie mit einem boshaften Lachen den Katechismus hinter der Tafel heraus und begann Prüfung zu halten. Wie der Rudl merkte, um was es sich handle, wurde er grün und gelb. Lieber hätte er eine Maus mit Haut und Haar aufgefressen, als sich ausfragen lassen. Jedoch die fetten Kühe und die üppigen Wiesen traten wieder vor seinen Geist, und so zwang er sich zu einem sauren Lächeln und fügte sich ins Unvermeidliche.

„Wie lautet der fünfte Glaubensartikel?' fragte die Bäuerin.

„Fünftens, du sollst an verbotenen Zeiten keine Hochzeit halten", antwortete der Rudl.

„Oho!" lachte die Bäuerin, „so schnell geht's nicht" . . . Dann fragte sie weiter: „Wie heißt das siebte Gebot Gottes?"

„Siebtens, die Ehe", meinte der Rudl.

„Nur ein bissl langsam . . . das kommt erst zuletzt", bemerkte die Bäuerin.

Noch einmal fragte sie: „Wie heißen die acht Seligkeiten?" Wenn der Rudl für seine Person die Wahrheit gesprochen hätte, so hätte er antworten müssen: „1. Das Vieh; 2. der Stall; 3. die Thaler" u. s. w.; so dachte er

eine Zeitlang nach, endlich platzte er heraus: „1. Die Hungrigen speisen; 2. die Durstigen tränken“ u. s. w. Die Bäuerin lachte hell auf.

„Mein lieber Nachbar,“ sagte sie, „im Katechismus ist Euer Christenthum nicht weit her; ... wir wollen noch etwas probieren, was nicht im Katechismus steht ... Wie haben denn die hl. drei Könige geheißen?“ -Dem Rudl war, als ob man ihm 100 Egel auf den Rücken gesetzt habe. Endlich konnte er sich erinnern, dass man die hl. drei Könige um Weihnachten auf alle Thüren hinaufschreibe. Er blickte hinüber zur Stubenthür, richtig, da stand: C. M. B. Der Rudl zermarterte seinen Verstand — und er hatte Talent, das konnte ihm niemand absprechen — es kam langsam, aber es kam: „Caiphas ... Malchus ... und ... Pilatus.“ Die Threinl wäre vor Lachen beinahe unter den Tisch hineingekugelt ... da hörte man draußen im Vorhaus schwere Tritte.

„Der Bauer kommt“, sagte die Threinl. Gleich eilte sie hinaus und lispelte dem Gatten einige Worte ins Ohr. Ein pfiffiges Lächeln glitt dem Brei-Sepp über die Züge. Der Sepp hatte es faustdick hinter den Ohren, fast noch dicker als seine theure Gattin. Er galt als großhörig und terrisch; das Ding war aber so: Wenn der Sepp etwas hören wollte, so verstand er das leiseste Gespräch, wenn ihm jedoch etwas nicht eingieng, so konnte ihn niemand verständigen. — Er trat in die Stube.

„Guten Abend, Nachbar!“ sagte er, „was wär' denn gut?“

„Guten Abend, Sepp!“ entgegnete der Rudl, „thu' dir lei etwas recht B'sunder's gedenken.“

„I versteh' sov'l hart... wie meinst, i soll dir einen Hunderter schenken?“

„Na, na, heiraten thät' i gern!“

„Was willst?... die Heilig'n verehr'n?“

Der Rudl wollte verzweifeln. Er schrie, dass die Fenster klirrten: „Nachbar, i brauchet a saubere Braut!“

Der Seppl brüllte noch ärger: „Was möchtest, a saures Kraut?“

„Deine Tochter, das Nannele, ist sov'l ein braves Kind, das Madl kann i nit vergess'n.“

„Was sagst? Wad'l willst du messen?“

Der Rudl wollte zerspringen vor Aerger. Er hielt seinen Mund dem Brei-Sepp ganz nahe an das Ohr und schrie aus Leibeskräften: „Deine Tochter, das Nannele, thät' i gern heiraten.“

„Asoo —?“ erwiderte der Sepp, „das hättest gleich sollen sagen.... Da bist ein bissl zu spät... das Madl hab' i schon dem Wurzen-Hansl gegeben. G'rad eben sind wir unten beim Pfarrer gewesen“

Der Rudl wurde brennroth, dann nahm er den Hut und stürmte mit seinem Korbe wüthend nachhause. Die Mägde aber, die am Schieber von der Küche aus zugehört hatten, brachen in ein helles Gelächter aus, der Bauer und die Bäuerin lachten auch, am meisten aber lachte das Nannele, die Braut vom Wurzen-Hansl.

Das Blüeh-Moidele.

Weit droben in den Bergen stand ein niedliches, sauberes Häuschen, das „Blüeh-Häusl“ genannt. Seinen Namen hatte das Häusl wohl daher, weil alle Fenster mit Blumentöpfen dicht besetzt waren, und weil nicht nur im Sommer, sondern auch im tiefsten Winter die verschiedensten Blumen ihre bunten Köpfe neugierig wie Kinder zum Fenster hinausreckten. — Wenn man das freundliche Häuschen mit den hellen Blumenaugen an den Fenstern von außen betrachtete, so ahnte man nicht im mindesten, wie viel Kummer und brennendes Leid in das Häuschen seinen Einzug gehalten. — In dem Häusl wohnten das Blüeh-Weibele und dessen Tochter, das Moidele. Viele, viele Jahre war es her, da hatte das Blüeh-Weibele noch nicht gewusst, dass es auf der Erde auch Kreuz und Leiden gäbe; die ganze Welt schien ihr so freundlich zu lächeln wie die Blumen an den Fensterstöcken.

Da brachten sie eines Tages ihren Mann in einem Rückkorbe. Droben im Gebirg war er in eine Schneelahne gerathen. So viel sie weinte, so oft sie ihn beim Namen rief, so viel sie ihn auch streichelte und rieb, er blieb eiskalt und erwachte nimmer. Wieder eine lange Zeit war verflossen, ein neues Glück hatte sich im Blüeh-Häusl festgesetzt, da fieng es weit drinnen an der Grenze an zu rumoren. Der Kaiser rief, und viele junge Burschen, darunter auch der

Jaggl, der einzige Sohn vom Blüeh-Weibele, mussten fort, um fürs Vaterland zu streiten.

„Den Jaggl," hatte das Blüeh-Weibele gesagt, „den lass' ich wohl recht ungern her, ist g'rad sov'l ein feiner Bub, schaugt alleweil g'rad auf mi. Den ganzen Herbst hat er Holz vom Walde heruntergebuckelt. — ‚Weißt, Mutter,' hat er gesagt, ‚dass d' nit zu frieren brauchst im Winter.' — Wie viel hat er nit geschwitzt dabei! — In kein Wirtshaus hat er hineing'schaut, von der Kirchen aus ist er gleich heim und hat mir oft den ganzen Nachmittag aus der Legende vorgelesen. Daheim hat's ihn halt fein gedunkt. Von der Stadt hat er mir allemal etwas mitgebracht: bald ein warmes Tuch, bald ein Obst, bald gar einen Kaffee; und alleweil ist er besorgt gewesen, dass mir nichts fehle ... Ja, den Jaggl verlier' ich wohl hart, aber dem Kaiser lass' ich ihn doch."

Mit den jauchzenden Burschen war der Jaggl fortgezogen, die Mutter hatte ihm noch ein brennrothes Nagele auf den Hut gesteckt. Kein einziger Brief war von ihm gekommen; es hat eben nicht lang gedauert. — Nach wenigen Wochen erschien ein fremder Bote droben im Blüeh-Häusl, der brachte einen Pack. Im Pack drinnen war der graulodene Rock vom Jaggl und noch einige Kleidungsstücke. Der Rock hatte ein Loch, so groß, dass man eine Bleikugel durchschieben konnte, und das Loch war roth gefärbt. In der Rocktasche fand sich ein schmutziges Geldbeutelchen mit sechs einzigen Kreuzern und das Gebetbüchl. Ins Gebetbüchl hineingepresst

war ein rothes Nagele, das seine frische Farbe noch behalten hatte; darüber auf dem Blatt stand mit Bleistift geschrieben:

„Mutter, Schwester, lebet wohl,
Ich komm' nun nicht mehr nach Tirol!"

Lange war die Mutter auf der Ofenbank gesessen und hatte diese Gegenstände starr angeblickt; keine Zähre rann über ihre Wangen. Endlich fiengen ihre Züge sich an zu bewegen. Erst war es wie ein Lachen, das über ihr Gesicht glitt, dann überstürzten sich Thräne auf Thräne.

So lange hat das Weibele geweint, bis sie völlig blind war und der Doctor erklärte, der Augennerv sei erstorben. Aber noch hatte das Leid kein Ende. Die jüngere Tochter, das Thresele, war im Sommer mit einer fremden Familie bekannt geworden, die Mutter hatte ihrer aufkeimenden Leidenschaft gewehrt, da war sie eines Tages spurlos verschwunden. — Eine Tochter hatte das Weibele noch; Moidele war ihr Name; diese wurde nicht müde, der Mutter alles Gute und Liebe anzuthun. Das Moidele war auch der einzige Trost und die einzige Freude vom Blüeh-Weibele. Wie freundlich wusste sie der Mutter zuzureden, ihr Kummer und Sorge fortzuschwatzen, ihr zu erzählen, was für ein Wetter sei, was die Leute arbeiten ꝛc. Wohl hundertmal des Tages musste sie der blinden Mutter Auskunft geben, wie viel es an der Uhr sei, musste die Mutter hinaus in den Sonnenschein führen oder hinunter in die Kirche.

Eine Freude neben der Pflege ihrer Mutter hatte das Mädchen noch — das waren die Blumen. An allen Fensterstöcken blühte und glühte es in Roth und Blau und Weiß und Gelb, kein Platz war mehr, wo noch eine Blüte das neugierige Köpfchen hätte hervorrecken können. — Die Blumen draußen in Wald und Feld kannte sie alle, mit allen war sie befreundet. Sie sprach und lachte mit ihnen, streichelte und liebkoste, lobte und tadelte sie, als hätten sie Leben und Seele. Im Frühjahr, wenn die ersten Keime aus dem Boden stachen, wenn die ersten Knospen sich erschlossen, durchsuchte sie alle Raine. Was gab es für eine Freude, wenn sie die ersten ihrer Lieblinge bewillkommte, die Engelsblümchen und die Guckerlen!

„Ah, seid ihr schon da, ihr fürwitzigen Guckäugelein?“ so plauderte sie mit ihnen. „Gelt, könnt's nicht erwarten, bis die Osterglocken den Winter ausläuten; aber schlieft nur geschwind wieder hinein in den Boden, der Winter ist nur hinauf in die Berge; die Nacht kommt er herunter und hüllt euch ins eiskalte Todtenkleid, und aus ist's mit dem lustigen Leben — wär' schad' um eure rothen Wangen und hellen Augen. Schlieft's nur hinein, ich komm' euch schon zu wecken, wenn's Zeit ist.“ — Immer munterer wurde ihr Geplauder mit den herzigen Blumenkindern, je weiter der Frühling und Sommer vorrückte.

Sie verstand auch die Kunst, die Blumen in herrliche Sträuße zusammenzubinden. —

Zuunterst kam ein Grund von duftenden, dunklen Braunellen, dann ein Silberreif mit Edelweiß und dann über- und untereinander Kopf an Kopf die verschiedensten Blüten, so bunt und hübsch gemischt, als wären sie auf einem Bilde gemalt. Ihre Kunstwerke brachte das Moidele in die Stadt und löste dafür einen hübschen Kreuzer.

Eines schönen Sommertages schickte sich das Mädchen wieder an, hinauf in das Gebirge zu steigen, um Edelweiß für ihre Sträuße zu pflücken.

„Geh', Moidele, bleib' heut' da," bat die Mutter, „ich hab' sov'l einen ängstlichen Traum gehabt; wie ich aufgewacht bin, hat das Glöckl oben in Maria Wald drei-, viermal ganz deutlich angeschlagen — das ist ein schlimmes Zeichen. Wie der Vater in die Lahn kommen ist, und wie der Jaggl drinn' in Wälsch gefallen ist, hat das Glöckl auch in der Nacht geläutet."

„Das Glöckl kann die Nacht nit läuten, das ist dir nur so vorgekommen, Mutter."

„O beileibe, ich bin ganz wach gewesen, und da hat das Glöckl mehrmals angeschlagen, g'rad' wie beim Sturmläuten."

„Mag schon sein, das hat halt der Wind gethan."

„O beileibe nit; ist ja kein Wind nit gangen, und der stärkste Wind kann eine Glocke nit läuten."

„Sei nur ohne Sorgen, Mutter, ich werd' schon recht aufpassen, aber auf die weiße Wand hinauf muss ich heut', dort wächst das schönste

Edelweiß; ich hab' dem Apotheker versprochen, morgen den Strauß zu bringen."

„In Gott's Namen, so mufst halt gehen; aber geh' her, lass dich noch einmal segnen."

Mit zitternder Hand bekreuzte sie die Tochter, dann sagte sie:

„Moidele, gib acht! Mir ist, als müsst heut' etwas geschehen; wenn du mich auch noch verläfst, dann kann ich's auf der Welt nimmer aushalten."

„Sei nur ganz unbekümmert, Mutter," entgegnete das Mädchen, „den gefährlichen Orten weich' ich immer aus; bis spätestens 5 Uhr bin ich wieder da."

Frohen Muthes stieg das Moidele hinauf zur Alm. Vormittags hatte sie ihren Strohhut schon ganz vollgesteckt mit wohlriechendem, blauen Speik. Am Nachmittag gieng's hinauf ins Hochgebirge.

„Auf der weißen Wand wirst nimmer viel krieg'n," hatten die Hirten gesagt, „da ist das Edelweiß schon ganz verkümmert und gelb — drüben auf der schmalen Schneid, da wären hübsche, weiße Stäudlen, aber man kommt nit zu."

Das Mädchen klomm an der weißen Wand empor. Nirgends war ein frisches Edelweißstöckchen zu erblicken. Sie ließ sich nach links hinüber gegen die schmale Schneid.

Von einem Felsabhange schimmerte es weiß herunter. Da gab es kein Ueberlegen mehr, sie musste hinauf. An langen Grasschöpfen sich haltend, hatte sie endlich eine schmale Steinbank

erreicht. Da erblickte sie nun die schönen weißen Edelweißsterne, so breit wie eine Hand und so dicht neben einander wie Schnittlauch; nur eine Klafter war sie von ihnen entfernt. — Von der Alm herauf ertönte ein greller Pfiff Sie achtete nicht darauf; mit unwiderstehlicher Gewalt zog es sie hinüber. Sie lehnte sich an die Wand, ein Tritt und noch einer, sie stand mit beiden Füßen auf einem großen Stein. Schon hatte sie einen Edelweißstock erfasst, da fieng es unter ihren Füßen an zu wanken. Sie machte einen Sprung zur Seite, der Sprung war zu kurz, mit dem lauten Schrei: „Jesus, Maria und Josef!“ stürzte sie in die grausige Tiefe. — Nun wurde es drunten in der Alm lebendig. Die Weiber schrien und jammerten, die Hirten stiegen mit höchster Lebensgefahr an den Wänden empor; aber zur Stelle, wo das Moidele lag, konnten sie nicht gelangen. Es mussten Seile herbeigeschafft werden. An den langen Seilen ließen sich einige Hirten hinunter. Drunten auf einer schmalen Steinbank lag das Blüeh-Moidele zerschmettert. Rund um sie herum wucherten die hellen Edelweißstöcke. In einem lichten Edelweißbette ruhte der Leichnam, und ein Bächlein rothen Blutes rann über die weißen Blumensterne.

* *
*

Fast zu gleicher Zeit, als dies auf der Alm sich zutrug, war ein junges, halbstädtisch gekleidetes Mädchen das Thal hereingekommen. Scheu wich es den Leuten aus und stieg auf

einsamen Seitenwegen den Berg hinan. Droben wandte es sich hinüber gegen den Grundelhof. — Die Grundel-Stine war Gevatterin im Blüehhäusl. Als das Mädchen die Schwelle des Grundelhauses überschritt, wollte die Stine gerade zur Thür heraus.

„Jesus, Maria!" schrie sie ganz überrascht, „bist du's, Thresele?"

Das Mädchen hielt sich die Schürze vor die Augen und fieng ganz herzbrechend zu weinen an. Es war wirklich das Thresele, die jüngere Tochter vom Blüehweibele. — Das Thresele war ihrer Schwester, dem Moidele, so ähnlich, dass man die beiden Mädchen nur schwer von einander unterscheiden konnte.

Lange sprach das Thresele mit seiner Pathin, der Grundel-Stine; schließlich kam man überein, dass die Pathin hinüber ins Blüehhäusl gehen solle, um die Mutter auf die Rückkehr des Mädchens vorzubereiten. — Da gieng die Thür auf, und ein Hirtenbub stürzte athemlos herein.

„Um Gotts'willen," schrie er, „Stine, das Blüeh-Moidele ist todt — ist von der weißen Wand abgekugelt!"

Das Thresele wurde kreideweiß, die Stine sank auf ihren Stuhl zurück; plötzlich schnellte sie auf. „Jesus, Maria!" rief sie, „Thresele, lauf' nur geschwind! . . . Die Mutter, wenn sie's hört, stirbt sie auch!"

Das Thresele eilte hinaus. In kurzer Zeit hatte sie das Blühhäusl erreicht. Die Mutter saß am Fenster, ihre glanzlosen Augen waren

hinauf gegen die Alpe gerichtet. Die Steine des großen Rosenkranzes glitten durch ihre Finger, aber man sah augenscheinlich, dass ihr Geist nicht beim Gebete weile. — Als draußen im Hausgange leise Schritte ertönten, eilte sie zur Thür.

„Gott sei Lob und Dank!“ sprach sie, „weil du nur wieder da bist, Moidele; ist dir wohl nichts passiert?“

„Nein, gar nichts, Mutter“, antwortete das Thresele.

„Ist wohl recht,“ meinte die Alte, „aber fort lass ich dich jetzt nimmer . . . Du weißt gar nicht, was ich heute wegen deiner für eine Angst ausgestanden hab' . . . Weißt, nach dem Essen bin ich da beim Fenster ein bisl eingenickt; da sind wieder die ängstlichen Träume gekommen. . . . Plötzlich hab' ich dich laut schreien gehört: „Jesus, Maria und Josef!“ . . . Dann hab' ich dich gesehen mitten droben auf der weißen Wand, und über deinem Kopfe ist ein schwarzes Kreuzl gestanden, g'rad' wie ein Bildl auf einem Grabkreuz ist's gewesen.“

„O Mutter, die ängstlichen Träume kommen daher, weil du sov'l schwach bist“, antwortete das Mädchen.

Das Thresele bemerkte mit Freuden, dass die Mutter sie nicht erkennt und sie für das Moidele halte. Gleich war der Entschluss gereift, die Mutter vom Unglück gar nichts wissen zu lassen und der Mutter in Zukunft alles zu sein, was ihr das Moidele gewesen. Am selben Abende war die Nachricht schon in der ganzen

Gemeinde verbreitet, das Blüeh-Threſele ſei zurückgekehrt und die Mutter ſchaue ſie für das Moidele an; die Alte dürfe vom Unglücke nichts wiſſen. — Die Leute hüteten ſich gewiſſenhaft, dem Blüehweibele nur ein Wort von dem Ereigniſſe auf der Alm zu berichten, denn ſie wuſsten, daſs die Nachricht der Alten den Tod bringen werde.

Die Leiche vom Blüeh-Moidele wurde im Grundelhauſe aufgebahrt. Kerzenbleich und ſtarr lag das todte Mädchen auf dem ſchneeweißen Leichenbette. Ein Kranz von Braunellen und Edelweiß war um die Leiche gezogen. Rund um das Bett herum ſtand ein ganzer Wald von Blumen, von Roſen- und Nagelſtöcken, von Glockenblumen und Blutstropfen, von Lilien und Frauenhaar. Die Blumen, ihre Lieblinge, hatten das Mädchen ſelbſt im Tode nicht verlaſſen. Sie blickten heute ſo munter und fröhlich wie jederzeit, als ob ſie nichts wüſsten von Trennung und vom unerbittlichen Tode.

Das Blüehhäusl drüben auf der Schattſeite ſchien auch nichts zu merken, daſs der grauſame Tod eingekehrt und ein junges Leben fortgetragen habe. Dem Threſele wollte es das Herz ſchier abdrücken, als ſie ihre ſtädtiſchen Kleider abſtreifte und das Gewand vom Moidele anzog.

Sie wäre wohl gern der Mutter zu Füßen gefallen, hätte ihr allen Kummer und alles Leid abgebeten, hätte ihr geſagt, wie die Welt ſo falſch und treulos ſei, und wie ſie alles wieder gut machen wolle. — Allein, ſie muſste

schweigen, um der Mutter nicht größeres Leidwesen zuzufügen.

Die Mutter war an diesem Tage auch gar so heiter und aufgeräumt, nur wunderte sie sich, dass das Moidele heute so täppisch und ungeschickt herumhantiere.

Beim Schiedungs-Läuten sagte das Blüehweibele:

„Du, horch' einmal, Moidele, wie die Glocken heute so jammern und weinen . . . wer ist denn gestorben?"

„O, ein Madele vom Breitenthal ist abgekugelt auf der Alm, ein blutjunges Leben," antwortete das Thresele, „geh', Mutter, beten wir ein Vaterunser dafür . . . wird's vielleicht wohl auch brauchen können."

Es war ein heller Morgen, als man das todte Blüeh-Moidele zur ewigen Ruhestätte hinunter auf den Kirchhof trug. Alle Blümchen an Wegen und Stegen hatten eine helle Zähre im Auge — die Glocken klagten heute noch bitterlicher als gestern. Auch das Blüehweibele mit dem Thresele war herabgekommen. Kein Auge blieb trocken, nur das alte Blüehweibele vergoss keine Zähre; ihre glanzlosen, todten Augen starrten ahnungslos ins Weite. Wie die ersten Erdschollen auf den Sarg hinunterkollerten, war es dem Thresele, als müsse es ihr das Herz abstoßen. Sie konnte sich nicht mehr halten; sie that einen hellen Aufschrei und stürzte am Grabesrande zusammen.

„Moidele, wo bist denn, was hast denn heut'?" fragte die Mutter so vernehmlich, dass

es alle verstehen konnten. Da wurde das Weinen von allen Seiten ganz laut . . .

Zuhause forschte die Mutter noch einmal: „Du, Moidele, was hast denn heut' drunten auf dem Freithof für einen Lärm geschlagen? Bist du bekannt mit dem Madl, das sie beerdigt haben?“

„O freilich, Mutter, recht bekannt!“ erwiderte das Threſele „das Madl hab' ich so gern gehabt wie meine Schwester . . . ist auch sov'l ein gutes, unschuldiges Kind gewesen und hat so früh gemüsst das junge Leben verlieren.“ Das Mädchen schluchzte wieder, und die Mutter gab sich alle Mühe, ihr Kind zu trösten.

Im Blüehhäusl war durch den Unglücksfall keine Aenderung eingetreten. Das Threſele bemühte sich, ihre Schwester voll und ganz zu ersetzen.

Die Mutter hatte gar keine Ahnung, dass ein Wechsel eingetreten sei. Manchmal saß sie draußen vor dem Häusl, stundenlang waren ihre Augen unbeweglich auf die Berge hinauf gerichtet, als wolle sie etwas genau beobachten; ihr Geist aber schweifte weit zurück in vergangene Tage.

Abends vor dem Schlafengehen musste das Threſele den Rosenkranz vorbeten, dann kam die Mutter jedesmal auf sie zu und sagte: „Komm' her, Moidele, lass dich noch einmal segnen, wer weiß, ob dies nicht mein letzter Segen ist . . . Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes; Amen . . . Bleib' nur brav, dann wird's dir alleweil gut gehen.“

Oft ließ die Alte ihren bitteren Kummer um die verlorene Tochter, das Threſele, durchblicken.

„Wenn nur das Threſele noch einmal käme,“ ſagte ſie, „dann wollt' ich gern ſterben! . . . Ich weiß nicht, was das für ein Madl iſt; . . . ich hab' euch alle drei gleich auferzogen; auch das Threſele hab' ich ſo oft der Muttergottes aufgeopfert und ſo oft geſegnet; ich mein', vor dem lieben Gott werd' ich wohl keine Verantwortung haben; aber erbarmen thut mir das Kind, halt erbarmen . . . in Gott's Namen!“

Dem Threſele brannten ſolche Worte wie Feuer in die Seele; ſie ſchluchzte leiſe in ſich hinein, dann ſagte ſie: „Mutter, ſei ohne Sorgen, das Threſele iſt nicht ſo ſchlecht; es kommt gewiſs bald, vielleicht iſt's ſchon näher, als du glaubſt!“

So waren noch einige Jahre verfloſſen, da wurde das alte Blüehweibele von einer heftigen Lungenentzündung befallen. Der Pfarrer brachte die Tröſtungen der Religion. Hernach lag die Kranke einen halben Tag ruhig im Bette und bewegte ganz leiſe ihre Lippen. Plötzlich rief ſie: „Moidele, komm' her, ich muſs dir noch was ſagen . . . werd' ehe nimmer lang mit dir reden können . . . Schau', meinen ganzen Segen laſs ich dir zurück, weil du's ſo gut mit mir gemeint haſt . . . Wenn das Threſele einmal kommt, thuſt mir ſie ſchön grüßen und ſagſt, das ſei meine einzige Sorge beim Sterben geweſen, daſs ſie mir könnt auf ewig verloren gehen . . . Verzeihen thu' ich ihr alles, ſie ſoll

nur schauen, dass wir uns in der anderen Welt glücklich wiedersehen."

Dem Thresele war das Herz zum Zerspringen; schon wollte sie sich der Mutter an die Brust werfen und sagen: „Mutter, ich bin's . . . da bin ich!" Allein so sehr sie auch drückte und würgte, es gieng nicht, nur dieses einzige Wort brachte sie nicht heraus. — Die ganze folgende Nacht lag die Kranke in heftigen Fieberphantasien. Sie sprach in einemfort vom Jaggl, vom Vater und vom Thresele. Am Morgen richtete sie sich plötzlich auf und schrie: „Du, Moidele, komm' ein bissl her . . . Du, sag', thust du recht ungern sterben?"

„O beileibe, Mutter," antwortete das Mädchen, „wenn du fortgehst, was soll ich denn allein machen auf der Welt?"

„Ja, Moidele, heut' noch muss ich abreisen, das weiß ich gewiss — das Glöckl droben in Maria-Wald hat in der Nacht wieder geläutet — dann ist der Vater gekommen und der Jaggl . . . du bist auch dabei gewesen . . . alle drei habt ihr ein schwarzes Kreuzl auf dem Kopfe getragen . . . Moidele, ich mein', du wirst bald nachkommen . . . thu' dich nur gut richten!"

Sie fiel in das Kissen zurück. Ueber eine Weile erhob sie sich wieder. „Du, Moidele," sprach sie, „jetzt wird's licht . . . draußen scheint die Sonne . . . Den Rosenstock dort am Fenster seh' ich auch . . . wie der schön blüht!"

Ihre Augensterne, die früher so groß gewesen, hatten sich zusammengezogen.

„Du, Moidele," begann sie von neuem, „jetzt seh' ich dich auch . . . bist du groß hergewachsen! . . . Aber blass schaust du aus, recht blass! . . . Und schwarze Haare hast du bekommen! . . . Du, Moidele, deine Haare sind ja licht gewesen, nicht? . . . Das Thresele hat schwarze Haare gehabt" . . .

Da weinte das Mädchen auf: „Mutter, ich bin das Thresele!"

„Wo ist denn nacher das Moidele?"

„Gestorben . . . Längst schon im Himmel!"

Die Kranke sank zurück; ein freudiges Lächeln spielte in ihrem Gesichte; sie griff in die Züge.

„Mutter, verzeih' mir!" schrie das Mädchen.

Die Sterbende erhob noch einmal die Hand und ließ sie wieder sinken, dann that sie noch einige Schöpfer und war verschieden.

Wie der Piccolo von der Schulbank auf den Dreistuhl gekommen.

„O, der Farrer in Deutsch ist viel brave Farrer! Ist sie gestern kemmen ein Kindl auf der Welt, was sie gehört der Valentina und meiniges. Hat sie der Valentina, was er ist mein Frau, kleik schick' um Farrer. Farrer ist er schwind kimp und hat den Kind getafelt. — Bin i heut' gangen zu Farrer, und hab' i gesagg: ‚Guten

Morgen, Herr Farrer! Was ist der Schuldigkeit?‘ hab’ i gesagg. ‚Ah soo,‘ hat er sagg, ‚bist du Vodder von der Kinder, was i hon getafelt? Ooo, bist du a sovel armer Arbeiter, er thuet er nix kost.‘ — Ooo, woll braver Farrer, braver Farrer!... Hon i groaß gerehrt, und hon i sagg: ‚Herr Farrer, wenn sie der bambino wachsen groaß, muess er werden auch so a Farrer, und wenn er tafeln Kinder deutsches, thuet er a nix kost!‘“ So sprach der wälsche Valentino, seines Zeichens ein Spängler, der hinter dem Kreuzberg heraus nach Buchau eingewandert war. Der bambino, das ist der neugeborene Spängler, war der Wiege bald entwachsen und schlug sich mit den Pfannen und Kesseln seines Vaters herum und bekam ein Gesichtchen so schwarz wie der Mohrenkönig Caspar. — Doch kaum hatte der bambino den Kittel ausgezogen, als auch das Wachsen aufhörte. Der junge Valentino bekam wohl ein Wänstlein, so dick und rund wie ein ausgemästeter Pudel, aber die Beinchen darunter schienen anstatt länger immer kürzer zu werden. Das missfiel dem alten Valentino: aber eine Freude erlebte er doch, der Piccolo (der Zwerg) bekam einen Kopf, so dick und groß wie eine Meerzwiebel.

„In der Gürbisgopf muss er was drinn’ sein,“ so schloss der alte Spängler, „und der Piccolo muss studieren.“

Der Gruber-Jos machte den Spängler aufmerksam, das Studieren brauche doch etwas mehr und koste viel Geld; doch der Valentino war nicht zu belehren.

„Der Piccolo muss er Farrer werden," sagte er ganz bestimmt, „und kost' er, was er will; schlafen kann er in der Heu; Bücher braugg er keiner, konn er ja bei die Nachbarbub einschaug — — und wegen der Essen bin i nit versagg. Der Deutsch ist er viel guet Monn, er gibb sie Gnödel und Nuddel und Grapf . . . und der Piccolo wird er Farrer"

Richtig kam der Piccolo in das Studentenstädtlein. Mit seinen kurzen Beinchen, dem kugelrunden Wänstlein und dem dicken „Gürbisgopf" machte er begreiflicherweise unter der Studentenschaft Aufsehen. Man nannte ihn auch unter den Studenten nicht anders als den Piccolo.

Der alte Spängler hatte sich getäuscht, wenn er meinte, dass in dem dicken Schädel was Wunder für Schätze von Weisheit und Talent verborgen seien. Die Professoren mussten zu ihrem Leidwesen erfahren, dass in den kugelrunden Wanst viel mehr hinein wollte als in den dicken Kopf. Mit der deutschen Sprache und mit der Schönschreiberei stand der arme Piccolo schon jeher auf gespanntem Fuße. Sein deutsches Schreibheft schaute aus wie eine Tuchbleiche, wo eine Hühnerschar nach Regenwetter einen Spaziergang unternommen. Sein Lateinheft war eine Schlachtbank um Kirchweih. In der Geographie entdeckte er verschiedene neue Erdtheile im Stillen Meer; Frankreich fand er auf der Karte von Nordamerika, und die Donau war ein Marktflecken in Australien. Der Piccolo war ein großartiger Geograph, ganz nach dem Studentenlied:

„Jetzt fahren wir nach Amerika,
Bei Jenbach über'n Rhein.
Ins Taufers muss i a hinein,
Da wachst ein guter Wein."

In der Steinkunde wusste der Piccolo nicht viel mehr, als dass sein Vater mit dem Diamant die Glasscheiben schneide, und dass man mit Straßensteinen Fenster einwerfe — In der Geschichte war Napoleon der Stifter der islamitischen Lehre, und im Thierreich kannte der Piccolo Bescheid, dass die Grashüpfer nicht zu den Zugvögeln gehören und die Pferde nicht zu den Wasserkälbern. — Die Herren Professoren waren mit solchen Weisheitssprüchen freilich nicht einverstanden. — Da schaffte sich der Piccolo gleich ein paar Augenbrillen an, denn er war überzeugt, dass durch solche Winterfenster die Gescheitheit mit Gewalt hineindränge.

Wenn der Kopf bei der verschiedenartigsten Kost eine ganze Ueberfülle bekam, so war es mit dem Magen beinahe umgekehrt. Der arme Piccolo musste Hunger leiden, dass er in Wahrheit bei helllichtem Tage die Sterne erblickte. Den paar winzigen Knödelchen, die zu Mittag in der Schüssel herumkugelten, hatte er im Nu das Lebenslicht ausgeblasen, und die Gerstensuppe mit ihren wässerhellen Augen auf der Oberfläche trank er nur so für den Durst.

Nach dem Essen fieng der Magen erst recht an zu knurren und zu poltern wie ein bissiger Kettenhund; an den Bäckerläden drückte er mit seinen fieberheißen Wangen fast die Scheiben ein. — Die hochwürdigen Patres Franciscaner

hatten noch ein Einsehen und schnitten am Abend in die Suppe tüchtig Brot hinein, so dass der Löffel in dem Brei stecken blieb; da vergaß der Piccolo freilich nicht, den Teller bis zum Rand voll zu schöpfen und auch noch Zündhölzchen unterzulegen, damit ja kein Löffel voll überlaufe. — In der Nacht meldete sich der ungestüme Magen wieder, und der Piccolo konnte sich ganze Kronländer voll Brotlaibe vorstellen, der mitleidige Schlaf wollte nicht kommen. — Kein Wunder also, dass der arme Hungerleider um einen Zwölfkreuzerstrutzen für alles zu haben war und seinen Mitschülern um diesen Preis die tollsten Streiche ausführen half. Einmal, es war im Lenzmonat März, da brachte er für besagten Preis eine Katze in das Schulzimmer. Der Herr Classenlehrer hatte gerade seinen Vortrag begonnen; alles horchte in lautloser Stille. Da begann Frau Mietze ihre herzergreifenden Weisen. Der Herr Professor wurde kreideweiß.

Bald war auch der unglückliche Thäter gefunden, und nun hagelte es ein Donnerwetter über den Piccolo — doch eingeschlagen hat es erst nach der Stunde. Zugleich erfloss das Urtheil:

„Sie miserabler Faulpelz, wenn die nächste schriftliche Arbeit nicht besser ausfällt, dann hat es mit dem Studieren ein Ende."

Dem Piccolo gieng die Sache zu Herzen, er setzte seine Augenbrillen auf und hielt den Kopf beinahe Tag und Nacht über die Bücher. Er öffnete wohl Thür und Thor an seinem dicken

Kopf, damit die Wissenschaft ihren Einzug halte, allein die Wissenschaft wollte nicht Einkehr nehmen. Der verhängnisvolle Tag war da, der Piccolo arbeitete mit Kopf und Händen. — Als der Classenlehrer die Hefte eingesammelt, zog der Piccolo schnell die Bücher zurathe. Jedoch zu seinem Schrecken nahm er wahr, dass er alle sieben Hauptsünden gegen die lateinische Sprachlehre begangen, dass er alle Gebote gegen die rechte Satzbildung schwer und freventlich übertreten, der lässlichen Sünden gegen Sprachgebrauch und Schreibweise fand er eine unzählige Menge, eine ganze Armee von blutrothen Böcken. — In der folgenden Nacht träumte er einen schweren Traum. Er erblickte sein aufgeschlagenes Lateinheft, und die unzähligen Böcke wurden auf einmal lebendig und waren rothe, hässliche Teufelchen mit spitzen Hörnern und langen Schwänzen; sie kamen in hellen Scharen auf ihn los und umtanzten und stachen ihn mit den Hörnern, so dass er vor Angst laut aufschrie. — In seiner Angst und Noth pilgerte er am nächsten Tage hinauf zur Kirche „Maria Rast". Dort bat er flehentlich:

„O liebe Himmelmutter, schick' doch ebensoviel Engelein und lass die bösen Bockteufelchen forttragen aus meinem Schreibhefte, fort ins Pfefferland oder soweit, dass sie der Herr Professor nicht findet — der hat sov'l ein scharfes Auge!"

Jedoch selbst das Beten schien nicht mehr zu helfen. Der Herr Professor brachte die Hefte, und dem Piccolo s e i n e s war abermals ein

Schlachtfeld. Fünfzig solcher Bockteufelchen hatte der Herr Professor abgestochen und war damit bloß über eine halbe Seite hinausgekommen, die anderen ließ er ruhig laufen. An den unglücklichen Piccolo aber ergieng das Verdammungsurtheil:

„Valentino . . . . . hat das Gymnasium zu verlassen!“

In seiner Verzweiflung gieng der Piccolo wieder hinauf nach „Maria Rast“. Wie er dort der Mutter Gottes all sein Leid klagte und so herzergreifend schluchzte, klopfte ihm jemand auf die Schulter.

Es war ein bärtiger Mann mit einem gutmüthigen Vollgesichte.

„Mein liebes Bübl, was fehlt denn?“ fragte er theilnahmsvoll.

„O ich hab' sov'l einen dicken Kopf,“ antwortete der Piccolo, „ich soll studieren und bring' nichts hinein . . . Jetzt haben sie mich gar davongejagt, und Hunger hab' ich auch!“

„Ja, musst du g'rad' studieren?“ meinte der Bärtige; „schau', sind zuerst viel zu viel hinter den Büchern und zu wenig bei der Arbeit . . . geh' mit mir, ich brauch' g'rad' einen Lehrbub . . . Einen Schuh zusammenflicken, das bringst mit deinem dicken Kopf auch zuwege, und essen kannst du, bis du genug hast. — Das Leder ist nicht so dünn wie das Papier, und wenn du mal einen Bock schießt, kannst ihn ausbessern; wirst g'rad' keine Hose machen statt einem Schuh . . . Hast mit deinem Studieren gewiss schon viel herumgeschustert und brauchst

darum die Lehre nicht mehr von vorn anzufangen.“

„Ach ja, sitzen kann ich schon!“ sagte der Piccolo.

„Etwas ist's auch,“ meinte der Schuster; „also gehst du mit? . . . Zum Essen kriegst genug.“

Der Piccolo war von Herzen froh, gleich wieder eine Unterkunft gefunden zu haben. Mit einem dankbaren Blick zur Mutter Gottes folgte er dem Meister.

Bald zeigte es sich, dass der Piccolo zur Schusterei mehr Schick hatte als zum Studieren. — Einen Schuh hübsch herausstaffieren war doch ganz eine andere Arbeit, als hinter lateinischen Büchern die Feder zerkauen. — Wenn der Arm beim Lederklopfen je einmal erlahmen wollte, so dachte er nur, dass er das Lateinheft mit den vielen tausend Böcken unter dem Hammer habe, und lustig schlug er wieder darauf los, dass er sie alle zermalme.

Da der gequälte und ausgehungerte Magen nun endlich zu seinem Rechte gelangte, so wuchsen dem Piccolo auch die Beine, er war bald kein Piccolo mehr, sondern ein behäbiger Meister in der Stadt. Den Namen aber hat er behalten: Meister Piccolo.

Der Sputz-Jaggl von Schlüpfhausen.

Schlüpfhausen ist ein enges Hinterthal — von Tschandermarkt geht man hinein drei Stunden bis zur Kirche. Redet man den Schlüpfhausnern nach, dass sie die G'scheitheit nicht in Pacht haben, und dass das Pulver keineswegs in Schlüpfhausen erfunden worden sei. Sind aber die Tschandermarktner und die Rieblgratner und die Zapfkircher und die Landler davor auch nicht gelehrt vom Himmel gefallen; weil aber jedermann an seiner Dummheit schwer trägt, haben sie die Dummheit nach Schlüpfhausen gewollt hineinschieben; alle dummen Geschichten, die heraußen auf dem Lande das Licht der Welt erblickt, hat man den Schlüpfhausnern aufgebürdet.

So z. B. wird erzählt:

Einmal haben die Schlüpfhausner ein Kummet gefunden. Kein Mensch wusste, was lauter das für ein Ding sei; da wurde der löbliche Gemeindeausschuss zusammenberufen, und die Gescheiten haben richtig herausgebracht, das sei unserm Herrn sein Schuh.

Item, ein altes Weiblein hat verlobt, nach Jerusalem kirchfahrten zu gehen. Wie es nach Brixen gekommen ist, in die Bischofsstadt, hat's gemeint, es sei in Bethlehem, und drei Domherren mit ihren rothen Mänteln hat's für die heiligen drei Könige angeschaut. — — — Solche Schlüpfhausner Geschichten weiß der Reimmichl noch ein paar Dutzend, da er aber viele Leute in Schlüpfhausen kennt, die gescheiter

und pfiffiger sind wie die Landler, so will er ein anderes Geschichtchen erzählen.

In Schlüpfhausen wohnte der Sputz-Jaggl; das war ein beherzter Mann, er fürchtete niemand als den lieben Herrgott und seine allzeit getreue Ehehälfte — die Moidele. — Von der Moidl ist weiter nichts zu vermelden, als dass sie dem Kaiser aus dem Lande schaute oder vielmehr mit dem einen Auge nach Hinterindien, mit dem andern nach Vorderpommern; item besaß die Moidl eine kräftige Stimme, und ihre Reden waren so lang wie ein Bandwurm, so dass kein Mensch auch nur mit einem Worte dazwischen kam.

Mit der Nachbar-Kathl ist sie nie auf gutem Fuße gestanden, die Ursache ist nicht zu ergründen; vielleicht weil sie blonde Haare besaß, die Kathl schwarze, oder weil die Kathl Blatternarben im Gesichte trug, sie aber bloß Sommersprossen, kurz, genau ist es nicht mehr zu eruieren. Eine Eigenschaft besaß die Moidl noch, eine schreckliche Reinlichkeit. Alle Tage wurde gespült und gescheuert; der Bauer und die Dienstboten mussten die Schuhe vor der Thür ausziehen, wenn sie ins Haus wollten; der Boden war so rein, dass man darauf hätte essen können. Deswegen war sie den Hennen spinnefeind. Hatte aber die Kathl eine ganze Herde solch befiederter Zweifüßler. Eines schönen Tages gab es eine förmliche Schlacht zwischen der Moidl und Kathl.

Der Kathl ihre Hennen hatten bei der Moidl einen Höflichkeitsbesuch abgestattet. Da

nun aber die Hennen die löbliche Eigenschaft nicht besitzen, beim Betreten eines fremden Hauses sich die Schuhe an einem Strohriegel abzuputzen, noch auch vorher anzuklopfen, so wurden sie von der groben Bäuerin sofort mit einem Besen hinausbefördert. Einige von den eierlegenden Thieren kamen schlimm weg. Nun bemerkte die Moidl erst, dass auf dem weißen Boden das ganze griechische Alphabet zu lesen sei, und dass manches von den Federthieren etwas zurückgelassen, was zuvor nicht da war.

Wie der Sturm fuhr sie zur Thür hinaus; da war aber schon die Kathl mit einer blessierten Henne in den Armen. Jetzt gieng das Wetter los:

„Du mit deinem ausgestochenen Gesichte! Pfänden lass ich dir dein Vieh, dein unsauberes; das ganze Dorf schimpft über das Schelmvieh; wenn d' nicht anders thust, bellt dich eh' kein Hund mehr an!“

„Was, du Tschappel, du schilchete . . ., da schau' her, das unschuldige Vieh, alle zwei Füße hast ihm abgeschlagen! Von deinem Geiz redet eh' das ganze Dorf, du, du — —“

So gieng es hin und her, die Parteien kamen sich immer näher, endlich griffen auch die Hände zu, und als der Sputz-Jaggl die zwei von einander löste, waren die Gesichter hübsch gezeichnet.

Nun gieng ein lustiger Process los — auf der einen Seite der Sputz-Jaggl und die Moidl, auf der anderen die Kathl und ihr Ehemann. Das Ding zog sich in die Länge,

und die Advocaten rieben sich die Hände. Endlich nach Wochen erfloss das Urtheil. Die Moidl und die Kathl kamen 48 Stunden ins Finsterloch, und der Sputz-Jaggl musste die Kosten begleichen. Da hieß es tief in den Geldbeutel steigen. Zuletzt kam noch der Advocat, der Doctor Reibeisen; der brachte eine ellenlange Rechnung, machte dazu ein honig-süßes Gesicht, bedauerte und rieb sich die Hände, als ob er sie waschen wollte.

Der Jaggl schlug die Hände über dem Kopf zusammen und schrie:

„O mein lieber, reibeisender Herr Doctor, das ist ja eine schreckliche Rechnung, eine so lange Rechnung wird wohl der liebe Herrgott am jüngsten Tag nicht einmal herzeigen!"

Der Doctor zuckte die Achsel und meinte: „Bedaure, aber unsere Arbeit ist Kopfarbeit, und Kopfarbeit ist theuer!"

„Ah so, das hab' ich nicht gewusst?" schnappte der Jaggl zurück.

„Uebrigens," bemerkte der Doctor weiter, „braucht Ihr nicht alles in Geld zu begleichen. Ihr könnt mir auch Butter, Korn, Eier oder vielleicht Holz dafür liefern; aber herführen müsst Ihr mir das Holz vor das Haus!'

Da blitzte dem Jaggl ein guter Gedanke auf, und er versprach dem Doctor Holz zu liefern.

Richtig brachte der Sputz-Jaggl bald mit zwei Ochsen Holz herangefahren; aber er brachte nur zwei Fuhren. Nach der zweiten ließ er sich beim Doctor melden.

„Mein lieber, reibeisender Doctor," sprach er, „jetzt sind wir quitt!"

Der Doctor riss die Augen weit auseinander: „Wieso?" schrie er, „mit dieser Handvoll Holz?"

„Ja," bemerkte der Bauer, „sehen's, das Holz kostet so- und soviel, und das andere macht die Fuhr!"

„Wär' nit übel, Bauer," brauste der Doctor auf, „da käm' mir die Fuhr schön billig!"

„Nichts für ungut, Herr Doctor," meinte der Jaggl, „das ist Kopfarbeit!" — dabei zeigte er auf die Ochsen, die vorne am Kopfe eingejocht waren — „und Kopfarbeit ist theuer!"

Der Doctor war entsetzt über den Vergleich und jagte den Bauer von dannen. — Hat der Sputz-Jaggl auch seitdem vom Doctor Reibeisen nichts mehr gehört.

Ist anbei zu sehen, dass die Schlüpfhausner nicht gescheiter sind als die Landler, die auch ihr Geld lieber den Advocaten nachwerfen, anstatt dasselbe ins Hauswesen hineinzustecken — aber auch nicht dümmer, wenn's gilt, sich aus der Klemme zu ziehen. Uebrigens kann sich der Sputz-Jaggl auf seine Gescheitheit etwas einbilden, denn nicht jedermann weiß, dass die studierenden Herren, wenn sie angestrengte Kopfarbeit haben, diese Arbeit „büffeln" oder „ochsen" heißen.

Der Filzmair-Peter und der Telegraph.

Der Filzmair-Peter war einer, der das Gras wachsen hörte. In der Welt herumkommen war er nicht viel, trotzdem wusste er manches von den Wunderdingen und Merkwürdigkeiten der großen Welt zu erzählen, so z. B. vom Petersdom, wo die Weihbrunnkessel so groß sind, dass man mit den Dampfschiffen darin herumfährt, und die Beichtstühle so breit, dass der Priester in einem Einspänner von einem Thürl zum andern fahren muss; vom Stephansthurm in Wien, der so hoch ist, dass man beim Hinaufschauen dreimal rasten muss, vom Telegraph und von der Eisenbahn u. dgl. m.

Der Peter hatte seinen Buben, den Marcus, zu Innsbruck in der Lehre.

War jüngst von Innsbruck ein Brief erschienen, und der gute Marcus hatte so bitter geklagt, wie in der Stadt alles brenntheuer sei, wie er soviel Hunger leide, und dass er schließlich ein Paar nagelneue Stiefel benöthige.

Der Peter ist nicht karg, wenn es sich um seinen Jüngsten handelt. Nach acht Tagen waren die Stiefel fertig. Die Stiefelröhren wurden vollgepfropft mit Butter, Käs und Speck; das ließ sich die Mutter nicht nehmen.

„Aber das Zeug muss ja verderben,“ meinte der Peter, „weil es solang auf der Reise ist!“

Da kam ihm ein lichter Gedanke: „Der Telegraph! — Da geht's so schnell wie der

Wind, ja, noch viel schneller!“ Gleich wurde eine Adresse geschrieben: „An meinen lieben Sohn, den Junggesell Filzmair Marcus in Innsbruck.“ Dann machte sich der Peter auf den Weg in die Stadt. Dort fragte er einen noblen Herrn: „Mein lieber Herr Doctor, oder was Ihr seid — könnt Ihr mir nicht sagen; was es kostet, wenn ich ein Paar Stiefel telegraphieren lasse?“ Fieng aber der Herr an zu lachen und wollte dem Peter begreiflich machen, das gehe nicht an.

„Was, du Suppenburger, du ausgehungerter, glaubst etwa, wir Bauern sind so dumm; wir wissen schon auch, was wir wissen; und g'rad' extra lass ich die Stiefel telegraphieren!“ — So stieß der Peter im höchsten Zorne hervor und rannte die Straße hinunter, schnurstracks hinaus auf die Bahnstrecke. Aber hier waren die Telegraphenstangen zu hoch und die Drähte zu weit oben. Er musste der Bahnstrecke entlang weiter schreiten — richtig, da giengen die Drähte weiter herab. Der Peter zog noch einen Guldenzettel heraus und befestigte ihn an den Stiefelohren.

„So, das wird wohl genug sein,“ meinte er, „als Fuhrgeld für die Stiefel, und was zuviel ist, bekommt wohl der Bub' in Innsbruck heraus.“

Jetzt nahm er das edle Stiefelpaar kräftig in die Hände — ein kühner Wurf — und sie hiengen oben an den Drähten.

Zog nun der Peter sein Pfeifchen heraus, stopfte dasselbe und legte sich ins Gras, um

zuzuschauen, wie die Stiefel abfahren. Die Stiefel jedoch hiengen ganz ruhig droben; wenn der Wind sie ein wenig bewegte, so richtete sich der Peter jedesmal auf und meinte, jetzt geht's los; aber der Telegraph wollte die Stiefel nicht mitnehmen.

„Ah," dachte sich der Peter, „man wird nicht zuschauen dürfen, wenn's gehen soll", und trabte gemüthlich in die Stadt hinein zum Bärenwirt und that sich gütlich. Allein die Stiefel ließen ihm keine Ruhe, und nach einer Stunde war er wieder draußen bei den Telegraphenstangen; jedoch die Stiefel waren noch da. Er gieng näher hinzu, und — was ist denn das? Er sah durch die Stiefel hindurch ein Stück blauen Himmel.

„Aber ums Himmelswillen," dachte er, „wie haben denn die Stiefel ein Loch bekommen, und wo ist denn der Speck und der Käs? Haben die Fuhrleute beim Telegraph am End' gemeint, ich will dem Buben bloß das G'fraß schicken?"

Er langte mit einer Stange das Schuhwerk herunter, und jetzt giengen ihm erst recht die Augen auf. Das waren ganz andere Stiefel, und ein Brief war auch dabei:

„An meinen lieben Vater in Tirol! — Lieber Vater! Habe die Stiefel mit Zugehör richtig erhalten. Ich danke Euch dafür und sende anbei mein altes Paar zu einer gütigen Reparatur! Viele Grüße schickt Euer dankbarer Sohn Marcus!"

„Saggera," meinte der Peter, „das ist jetzt aber schnell gegangen! Und schön schreiben

kann der Bub' und gelehrt! Respect vor dem Telegraph! Da möcht' ich auch einmal mitfahren — wird wohl zu viel kosten!"

Frohen Muthes schritt der Peter nachhause. Noch froher schritt ein Handwerksbursche über die Landstraße hin und schaute immer wieder vergnügt an seinen funkelnagelneuen Stiefeln hinunter und langte immer wieder in seinen Sack, um etwas für den Mund herauszuholen. — Bald erfuhr der alte Filzmair, dass sein Sohn weder Stiefel noch sonst was erhalten habe; da wurde er fuchswild, und hoch und theuer hat er geschworen:

„Mit dem Telegraph schick' ich nichts mehr! Da sind lauter Halloderer und Spitzbuben dabei."

Die Beißzange.

„Leumundszeugnis.

Gertrud Sch.... ist bisher unbescholten, jedoch sehr erfahren in allen Gattungen der Schelt- und Zankworte; in den sieben Hauptsünden kann sie sich ausweisen; an den geistlichen und leiblichen Werken der Barmherzigkeit ist sie ganz unschuldig; man kann ihr durchaus nichts Böses nachsagen, sonst wird man das Weibsbild nicht mehr ledig; also empfehle ich dieselbe als eine Person, die man nicht beanständen soll.

Haberfeld, am 12. Mai 18—.

Jakob Binder, Vorsteher."

Obiges Zeugnis hatte der Zump=Jaggl, ein Spassvogel, nebenbei neugewählter Vorsteher in Haberfeld, ausgestellt. Das Zeugnis galt der Nessen=Gedl, vulgo Beißzange, und es sollte als Behelf bei einer Ehrenbeleidigungsklage dienen. Der Vorsteher hatte der Beißzange hoch und theuer versichert, dass er das beste Zeugnis von der Welt ausgestellt, und dass der Richter gewiss überzeugt sei, dass der Nessen=Gedl bloß mehr der Heiligenschein fehle. — Wie staunte nun die arme Beißzange, als unter schallendem Gelächter das Zeugnis bei Gericht verlesen wurde, und als man ihr selbst acht Wochen Zeit gab zum Nachdenken und ihrer Zunge acht Wochen zum Ausrasten! — Wir lassen die Beißzange im „Speck=kammerle“ und wollen uns unterdessen etwas um die Person erkundigen. — Der Vorsteher hatte aus Furcht vor ihrer Zunge das Leumundszeugnis noch viel zu weiß gefärbt. Die Nessen=Gedl war ein altes Mädchen, und ihre nicht geringste Tugend war der ledige Unwillen. Den Namen „Beißzange“ verdiente sie mit Fug und Recht. Zwar waren ihre Zähne beinahe gänzlich ausgefallen, jedoch mitten im Oberkiefer stand noch einer, ein langer, der mächtig über die Unterlippe hinausragte, den man füglich den Giftzahn nennen konnte. Wo sie sich einmal festbiss, da ließ sie nicht mehr los, solange noch ein gesunder Fleck vorhanden war. Von ihrer Zange oder besser von ihrer Zunge wurde niemand geschont, weder Geistlich noch Weltlich. Wenn irgendwo eine Hochzeit auskam, da hatte sie nicht Rast und Ruh. Bräutigam und Braut,

ja die ganze Freundschaft wurde durchgehechelt bis ins vierte und fünfte Geschlecht. Selbst die Heiligen in der Kirche waren nicht sicher vor der grimmigen Beißzange. Der hl. Florian war zu wenig bekleidet, weil sein Mantel nur bis an die Knie reichte, die hl. Nothburga war viel zu nobel und eitel herausstaffiert, der hl. Petrus hatte eine zu große Glatze, der hl. Josef schaute viel zu weltlich darein u. s. w.

Ganz Haberfeld bangte vor der Stunde, wo die Beißzange vom „Speckkammerle“ wieder ans Tageslicht treten sollte. — Und sie kam; aber das Donnerwetter entlud sich vorerst über dem Haupte des Zump-Jaggl, des armen Vorstehers.

„Der Haderlump,“ so räsonnierte die Beißzange, „der Vieh- und Leutschinder, der meint, weil er Burgermeister ist, hat er die Welt erschaffen. Er soll einmal seinen Kopf ausleeren, dann haben zwanzig Stück Rindvieh einen ganzen Winter lang zu fressen mehr als genug — braucht er nicht mehr Stroh zu betteln, der Hungerleider! . . . In der Kirche leckt er den Heiligen wohl die Zehen ab, eine arme, ehrenhafte Person aber um ihren guten Ruf bringen, das macht ihm nichts, rein nichts! — Vor seiner eigenen Thür soll er einmal kehren, da steht knietief der Dr . .! Seine Kinder verl . . . . . eh', wenn nicht gute Leute eingreifen, und die Dienstboten schauen auch drein wie die sieben magern Kühe . . . Er selber ist beim Wirt alle Tage rechter G'vatter und kauft sich Haarbeutel, dass er sie mit fünf Paar Ochsen

nicht heimbringt. Und sein Gerstl, das er hat, wo ist's denn her? Z'sammengewuchert und gestohlen mit Putz und Stingel! ... Aber ich bring' ihn noch ins Criminal ... auf den Galgen, ich, die Nessen-Gedl!"

* *
*

Der Zumpf-Jaggl hätte der Beißzange wohl noch einige Wochen zum Nachdenken verschaffen können, aber die Zunge herausschneiden konnte man der Alten nicht, und mit anderen Mitteln wurde die Sache nur schlimmer. Also ließ er das Wetter ganz ruhig über sich ergehen und dachte: „Ein Wetter geht bald vorüber." Dem war aber nicht so.

Die Beißzange hegte einen glühenden Hass gegen den Vorsteher, und bei Tag und Nacht schlich sie wie eine Katze um den Zumphof, um neuen Stoff für ihre Zunge zu sammeln. — Einmal war das Schicksal ihr besonders günstig. Der Zump-Jaggl saß im Zudämmern mit seinem Nachbar, dem Stangl-Sepp, unter der Linde vor dem Hause. Sie sprachen halblaut miteinander.

„Du, Jaggl, ist der Crowatt hin?" fragte der Sepp.

„Ja, ich hab' ihn erschossen, zum Niederschlagen hat er mir erbarmt."

„Er hat nimmer viel versäumt, ist eh' schon alt gewesen ... Wo hast ihn denn eingegraben?"

„Draußen beim Zipf unter der Feichte."

„Hast wohl viel' Steine d'rauf gethan? ... Wenn die Hunde d'rüberkommen, gibt's Malär."

„Da fehlt nichts.“

Hinter der Linde erhob sich eine dunkle Gestalt, sie zischte wie eine Schlange. Bei Tage hatte man bemerkt, wie ihre Züge unheimlich aufleuchteten. Es war die grimmige Beißzange. Sie horchte gespannt.

Da begann der Sepp wieder:

„Du, Nachbar, hast den Pinzger gesehen draußen beim Gasslwirt?“

„Ja freilich . . . das ist ein nobler! Bin ihm gestern eine halbe Stunde nach'gangen . . . den hätt' ich woll gern, aber allein derpack' ich ihn nit.“

„Thun wir miteinander, die Hälfte du, die Hälfte ich . . . Wie viel mag er haben?“

„Oh, bei tausend woll.“

„Also, ich hilf dir, gilt's?“

„Gilt!“

Wieder ließ sich hinter der Linde ein Zischen vernehmen, sodann verschwand die Gestalt im Dunkel. — Die Beißzange fand richtig draußen unter der Fichte ein neues Grab, worauf viele Steine geschichtet waren.

„Ah, jetzt hab' ich dich,“ sagte sie, „du scheinheiliger Lump“, dann eilte sie noch in der Nacht hinaus zum Gasslwirt und fragte: „Ist ein Pinzger da?“

„Ja freilich, der Aelmerer“, lautete die Antwort.

„Hat er Geld?“

„Natürlich, eine dicke Brieftasche voll; er will ja Kühe kaufen.“

„Dann soll er sich hübsch fein inacht nehmen,“ warnte die Beißzange, „es gibt Lumpen,

die mit seiner Brieftasche Bekanntschaft machen wollen“, und fort war sie wieder.

Am nächsten Morgen gab es in Haberfeld einen Spectakel und Tumult. als ob die Franzosen kämen. Die Beißzange hatte überall ausgestreut: „Der Vorsteher hat einen Crowatt erschossen und ihm das Geld genommen; draußen unter der Feichte hat er ihn begraben. Heute will er mit dem Stangl den Aelmerer umbringen, er soll tausend Gulden in der Brieftasche haben.“

Drunten beim Zump und beim Stangl sammelten sich viele Leute, auch die Gendarmerie war anwesend.

Der Postenführer fragte den Vorsteher: „Ist's wahr, habt Ihr einen Crowatt erschossen?“

„Ja,“ antwortete der Zump, „meinen Crowatt, das Laferle; ist schon ein altes Rösl gewesen, und letzte Woche hat's gar die Täbe bekommen . . . wär' ehe hin geworden.“

Alles lachte. Die Beißzange wurde grün und weiß vor Aerger. Wie eine Katze schoss sie hervor und kreischte: „Was ist's nacher mit dem Aelmerer, dem Pinzger, den du heut' mit dem Stangl umbringen willst? . . . Hahaha, ich hab's schon gehört, wie du gesagt hast, dass er tausend Gulden im Sacke trage. Hahaha, jetzt red', du Jud', du Lump!“

Der Zump lachte hell auf.

„Vom Aelmerer weiß ich nichts,“ sagte er, „aber der Pinzger ist halt so ein Mästochs aus dem Pinzgau; draußen beim Gasslwirt steht er. Den möchten wir halt gern mit einander kaufen, ich und der Stangl . . .

Ob er tausend Gulden im Sacke trägt, weiß ich nicht; ich hab' halt gemeint, so tausend Kilo wird er schon wägen . . . Wenn d' ein andermal noch losen gehst, musst dir halt die Ohren besser auswaschen."

Alles lachte und lärmte. An der Beißzange hätten sich die Leute bald vergriffen. Jedoch die Gendarmerie nahm sich derselben an, sie gab ihr sogar freies Geleite bis zu einem großen Hause mit stark vergitterten Fenstern, wo die getäuschte Beißzange wieder einige Wochen Zeit zum Nachdenken erhielt.

Von den späteren Erlebnissen der Beißzange weiß man nur soviel, dass sie einmal ein unfreiwilliges Bad in einem Brunnentrog genommen. Wenn sie nicht die große Reise angetreten, so beißt und klatscht sie eben noch.

Wie der Stecken-Caspar als Bürgermeister ausgangen und als Hennbub' heimkommen ist.

„Alte, hast g'hört, einen Wein lasst' auch holen, dass die Knechte und Dirnen mir z'nachts G'sundheit trinken können!"

So sprach der Stecken-Caspar zu seiner getreuen Ehehälfte. Dabei schob er die silbernen Zwanzigerknöpfe fein behutsam in die weiß ausgenähten Knopflöcher seiner Hochzeitsweste; dann

kämmte er sich die Haare über die kahlen Stellen seines Hauptes und strich sich behäbig das Bäuchlein.

„Weißt, Bürgermeister muss ich heut' werden!" begann er von neuem, „das pfeifen schon die Spatzen von allen Dächern, und die Buben lupfen schon ihr Hütl vor dem Stecken-Caspar. Der Zillen-Friedl und der Hansen-Wastl sind mir schuldig, dem Spindel-Jos und dem Steiner-Ruep hab' ich oft schon ausgeholfen — von denen hab' ich die Stimmen so gut wie im Sacke, die anderen wissen auch, dass ich nicht aufs Hirn gefallen bin — und etwas vorstellen thu' ich auch, gelt, Weibele? —

Aber g'freuen thut's mich, wenn der Joseler, der stolze, durchfallt, und wenn er grün wird wie ein Laubfrosch vor pur lauterem Neid. — — Weißt, so ein Bürgermeister ist dir etwas Großes in der Welt — gleich der dritte oder vierte nach dem Kaiser! — Jedermann muss den Bürgermeister respectieren; soll's nur einer anfangen, so ein ungehobelter Bauer, und den Hut auf dem Kopfe sitzen lassen, ich schlag' ihm den Deckel herunter, dass er eine halbe Währewoche darum suchen muss.

Und die Herren in der Stadt, die machen dir Kratzfüße, wenn der Bürgermeister kommt. Ueberall heißt's:

„Mein Spergament, Herr Bürgermeister!"

Wenn man nießt, so machen Sie einen Katzenbuckel und rufen: „Zur Genießung!"

Schreibereien und Keiereien gibt dir das Ding freilich genug, bald auf die Bezirkshauptmannschaft, bald ans Steueramt und ans Forst-

amt, dann wieder an den Kreisphfficus oder ans Postareal. — Hübsch ist's nur, weil man überall seinen Namen drunter setzen kann, dass ihn die hohen Herren nicht vergessen. — Weißt, wenn man's gut trifft, dann bekommt man Nasen, das sind dir so kleine Pfennige, nicht blecherne — nein rothe, goldene, wie sie der Kaiser den Militärischen gibt, wenn sie's im Krieg schön machen. — Es ist eigentlich woll eine rechte Plag', wenn man sich um die ganze Gemeinde sorgen muss, aber eine Ehr' ist's auch, eine Ehr'! —

Aus der Sonntagshosen kommt man schier die ganze Woche nicht draus, man hat sov'l mit den Herren zu thun, und wenn dir so ein Nobler, der Philister oder der Statthalter oder so einer daher kommt, musst gleich die ganze Gemeinde blessieren."

„Und das Geld in den Wirtshäusern vertschandern und dir einen kugelrunden Kürbis holen!" fuhr endlich das Weib dazwischen.

„Nur fein stat, Weibele!" meinte der angehende Bürgermeister, „wegen den paar lumpigen Kreuzern darfst nit grantig sein, man hat's ja! — Kürbisse darf man freilich keine aufklauben, das ist schon wegen dem guten Exempel. Weißt, ich möcht' schon bei der ganzen Gemeinde recht eine Ehr' aufheben . . . auch die späteren Nationen sollen's wissen; das hat der Bürgermeister Caspar gethan und das auch und das auch. — Wenn ich einmal das Heft in die Hand krieg', dann lass ich gleich das Kirchthurmdach blau anstreichen und das Schul-

haus roth, dass man's gleich kennt. Ueber die Kirchenthür lass ich die Buchstaben hinaufschreiben: C. M. B., Caspar, Melcher, Balthauser; hab's lang schon droben gemängelt. Bei meinem Namenstag muss frisch gepöllert werden und bei deinigem auch, sell woll! — Einen rothen Schurz thu' ich dir kaufen und ein gelbseidenes Schwingtuch, dass es die Leute gleich merken, wenn du durch die Kirche zum ersten Stuhl gehst. — Was wird die Joslerin nacher spuzen vor lauter Aerger!"

Das schmeichelte der Frau Burgl über alles; sie bürstete noch jedes Stäubchen von den Kleidern des Herrn Gemahls, und mit einem kräftigen Händedruck entließ sie den Theuren. —

Droben in der Wirtsstube waren die Gemeindeväter versammelt; es galt, das Oberhaupt zu wählen. Der Stecken-Caspar war heute so fein und geschmeidig, auf Brot hätte man ihn streichen können wie frischgeschlagene Butter. Bald drückte er diesem die Hand, bald jenem; dem Hansen-Wast schenkte er die Zinsen für das heurige Jahr, dem Hieseler überließ er das Wasserrecht für seine Wiese u. s. f.

Nun wurden die Stimmen abgegeben. Der Secretär begann zu lesen.

„Caspar Rauterer!" las er, und wieder „Caspar Rauterer!" und noch zweimal so.

„Wein her! den Tisch voll!" schrie der Stecken-Caspar in heller Freude.

Nun war das Brünnl aber abgefroren.

Der Secretär las: „Josef Schiedl" und alleweil „Schiedl", bis kein Zettel mehr vorhanden.

Der Caspar wurde käsweiß und wiesengrün und buttergelb und krebsroth. Der „stolze“ Joseler war gewählt.

Furchtbare Rachepläne zogen dem Caspar durchs Gehirn. Da kamen schon die Weinflaschen. — Am edlen Rebensaft wollte der Durchgefallene zuerst seine Wuth auslassen. Ein Glas nach dem andern goss er sich hinter die Binde. Der Ausschuss hatte schon längst die Wirtsstube verlassen, der Caspar saß immer noch auf seinem Platze. — Es kamen bald andere Gäste, mit denen er ungeniert über den Joseler und die anderen „Racker“ schimpfen konnte. Der Gäste wurden immer mehr, der Caspar griff tiefer in den Geldbeutel; heute war alles frei, was nur über den Bürgermeister und den Ausschuss zu räsonnieren verstand. — Nun setzte der Stecken-Caspar gar seine Augengläser auf. — Wenn beim Caspar einmal die Augengläser zum Vorschein kamen, dann konnte Frau Burgl zuhause noch ein wenig warten. — Die Sterne schimmerten bereits am Himmelsgewölbe, und der Mond zog seine stille Bahn, da erhob sich endlich der Caspar, aber die Weingeister zogen ihn wieder zurück auf die Bank. — Der Wirt half ihm hinter dem Tische heraus. Die tollen Rebengeister jedoch hiengen ihm an Händen und Beinen und zerrten und schoben ihn hin und her. Er wollte sich wiederum niedersetzen; allein, er wusste nicht mehr, sollte er sich mit der rückwärtigen Seite niederlassen wie andere Menschenkinder, oder sollte er vorn mit den Knien niedersitzen. — Er hielt es schließlich für das Ver-

nünftigste, gar nicht mehr niederzusitzen, sondern heimzugehen und die theure Ehehälfte wiederzusehen. — Er kam hinaus auf die Straße und humpelte den Häusern entlang. Die Häuser aber eilten im rasenden Laufe an ihm vorüber. Schon etlichemale war sein Wohnhaus an ihm vorübergeritten, jedoch soviel er sich anstrengte, er konnte es nicht einholen. Nun zog er den Hausschlüssel aus der Tasche und hielt denselben solange gegen die tanzende Häuserreihe, bis das Schlüsselloch seiner Hausthür in den hingehaltenen Schlüssel sprang.

„Endlich hab' ich dich!“ meinte der Caspar; dann sperrte er auf und wandte sich zu seinem Schlafzimmer. Er war sich jetzt auch bewusst geworden, dass die theure Gattin schon schlafen könne, darum suchte er allen Lärm zu vermeiden. Hübsch behutsam zog er Rock und Weste aus und hängte sie an den Wandnagel; dann streifte er die Schuhe von den Füßen und stellte sie unter das Bett. Nun stieg er ins Bett.

„Der Tausend, war das heute aber hoch,“ es geht schon; noch ein Schwung, und plumps, lag er tief drunten.

„Der Teuxel, diese Flaumfedern geben dir nach! Morgen muss das Bett mit Federn gestopft werden.“ Bald ruhte der Caspar in den Armen des Schlafes. —

Die Sonne glänzte bereits hell am Himmel, da erwachte der Caspar. Ueber seinem Kopfe erblickte der Caspar eine Menge Gesichter, und alle lachten und lärmten und schrien. Er wandte seine Augen im Kreise herum; erst nach langem

wurde er sich klar. Er lag im Hühnergarten des Joseler, des neuen Bürgermeisters. Auf einer Zaunspelte hieng sein Rock und seine Weste, die Schuhe hatte er unter dem Zaune hereingeschoben. —

Unter dem Getümmel der Jugend, die ihm bis zu seinem Hause das Ehrengeleite gab und in einemfort rief: „Hennbub!“ „Hennbub!“ erreichte der Caspar sein Heim. Dort schloss sich hinter ihm die Thür.

Der Michl ist nicht hineingegangen, darum kann er auch nicht weiter erzählen, was hinter der Thür geschah.

Der Tedl lasst sich photographieren.

„Was sie jetzt in der Stadt draußen für Sachen z'samm'stellen — das geht nimmer mit rechten Dingen zu — sell ist lei gleich; gar nit glauben thät'st's, wenn du's nit mit eigenen Augen g'sechen hättest. — Denkt's enk lei — da haben sie Radlen, ganz schmale Dinger — da sitzt einer hinauf, und das Radl fangt an zu gehen und zu laufen, so schnell wie die Eisenbahn. — Nit öpper ein Rössl ist ang'spannt oder ein Hund, beileibe — das Ding geht von selber . . . lei a bissl treten thut der Kerl auf'n Radl oben . . . Zuerst hab' i alleweil g'meint, es ist ein Dampffuhrwerk; aber es ist

nirgends kein Rauch nit aufg'stieg'n, und der Locomotivführer ist bodennüchtern gewesen."

So explicierte der Graben-Niggl auf dem Heimgart beim Windbüchler.

„Das ist alles lei nix gegen die neue Photographiermaschine," bemerkte der Gruber-Tedl, „weißt, da thun sie di aufmalen mit Haut und Haar, vom Kopf bis zum Fuß, g'rad', wie du bist . . . Sie brauchen keine Farbentegelen und keine Pinsel, und die G'schicht dauert keinen halben Tag — im Augenblick ist's fertig! . . . Weißt, da bringt der Photographierer eine schwarze Schachtel . . . drinnen ist nix, rein nix als a bissl schwarze Luft.

Der Photographierer steckt den Kopf in die Schachtel eini, nachher springt auf einmal a klein's Thürl auf, g'rad' wie bei einer Kuckucksuhr — gligg, glagg, auf und zu — hiez bist schon drinnen, wie die Maus in der Fall'n, und kommst nimmer aus . . .

Nacher tragt der Photographierer die Schachtel sammt dir in a finster's Kammerl.

Es dauert nit lang, bringt er schon 's Bildl; und schön eingerahmt ist's, du thät'st's rein nit glauben, wie schnell das Ding geht. — Aber im G'sicht und auf'n Händ'n bist kohlschwarz wie der Caspar in der Weihnachtskripp'n . . . A ganze Woche, alle Tag' hintereinander, muss di nacher der Photographierer abwaschen, mit Kräuterseifen und Sodawasser, bis d' halt weiß wirst . . . Nacher bist aber a auf'n Bildl droben ganz wie in der Wirklichkeit — da fehlt kein Haarl und keine Warze und

nix . . . Wenn einmal 's erste Bildl fertig ist, mit den andern geht's noch viel schneller; da kannst dir hundert machen lassen oder tausend, sell ist lei gleich; aber kosten thut's halt . . . kosten! . . . Wenn man's aber recht pfiffig angreifen thut, kommen so drei, vier Bildlen nicht theurer wie eins . . .

Weißt, der Photographierer schreit freilich, vor 's Thürl aufspringt: „Hiez ganz ruhig!" . . Wenn d' aber a bissl zuckst oder hin- und hernaukest, nacher bekommst glei vier, fünf G'sichter auf einem Bildl, und das kost' nicht mehr; pfiffig muss man eben sein!"

Alles lachte, am meisten aber lachte der Schöpl-Hauser, der Großknecht beim Windbüchler.

„Du Tedl, hast dich schon einmal lassen abdrucken?" fragte endlich der Hauser.

„Sell nit, aber mei Weibele hab' i einmal wollen abdrucken lassen . . . Das ist so gegangen: Weißt, die Grete ist sonst das beste Mensch, aber einmal hat sie fünf Wochen kein Wort geredet . . . Wenn sie den Tuck einmal hat, dann ist alles schade . . . Sie sagt nit Na, sie sagt nit Ja, sie sagt gar nix . . . um einen Tausender bringst kein ‚Grüß Gott' nit außer, sell ist lei gleich. — Warum? . . . Ja, weil i am Frauentag einen Pudel heimbracht hab', weißt, vom Lampelwirt herunter . . . Hab' i mir gedenkt, wart' lei, Trotzkopf, ich weiß schon a Mittel . . I bin in die Stadt hinaus zum Photographierer und hab' gesagt:

„Mei lieber Herr, thät ös mir nit mei Weibele abdrucken?"

„Sell woll," hat er gesagt, „aber wo ist denn 's Weibele?"

„Wo wird's denn sein," sag i, „in Steinhofen drinnen."

„Da müßt ös 's halt kommen lassen."

„'s Weibele? Das bringt's ös mit zehn Paar Ochsen nit außer."

„Wenn's Weibele nit außer geht, kann i kein Bildl davon machen."

„Asoo?" sag' i und hab' wieder gewollt geh'n. Da sagt der Photographierer:

„Laßt's ös enk selber einmal photographieren!"

„Das Ding hätt' mi bald gelustet ... aber die G'schicht ist a bissl unheimlich ... Weißt, da haben sie dir jüngst so eine neue Maschine erfunden, mit der können sie die Leut' inwendig a photographieren. Da kommt dann alles auf, was du dein Lebtag derstellt hast ... Wenn man z. B. die Windbüchlerin inwendig photographieren thät' ..."

„Geh', sei so gut!" eiferte die Bäuerin.

„Na, na, i sag' ja nit, dass man's thun will, i nimm lei a Beispiel ... Also wenn man die Windbüchler-Rose inwendig photographieren thät', so käm's glei auf, wie oft sie zum Schmalzmus statt Butter Schweinefett'n genommen hat, wie oft sie die Eier verhandelt und dafür Kaffee gekauft hat u. s. w. ... Laßt's mi lei ausreden! ... Das Ding ist eben sov'l unheimlich; i hab' mir alleweil gefürchtet, der Kerl thut mi am End' inwendig aufmalen — die Stadtlinger sein sov'l hintertückisch — und weißt,

wenn g'rad alle meine Tugenden und guten Werke auffkommen thäten, selm wär' mir a nix drum . . . es ist schon wegen der Demuth . . . Es ist also nix worden aus der G'schicht', aber sell sag' i, einmal g'schieht's noch, i lass mi abdrucken!"

„Dann können wir's gleich angeh'n," lachte der Schöpl-Hauser, „photographieren kann i so gut wie der Photograph in der Stadt."

„Du woll, du . . . in der Muspfanne!" geiferte der Tedl.

„Wenn's nit glauben willst," bemerkte der Hauser, „thun wir's g'rad' probieren! I hab' eine neue Maschine, kost' mi hundert Gulden . . . freilich kann i bloß auswendig photographieren, fürs Inwendige hab' i nit die rechten Platten."

„Na, sell thu' i nit glauben, dass du 's Abdrucken kannst," schrie der Tedl, „rein nit glauben thu' i's."

„Wenn i's nit derricht', zahl' i drei Liter Wein und a G'selcht's; wenn's aber geht, zahlst du soviel, und 's Bildl kostet nix . . . einverstanden, Tedl?"

„Einverstanden! . . . . . . also, 's Bildl kostet nix?"

„Na, kein' Neukreuzer!"

Der Hauser gieng in seine Kammer; dort löste er vom kleinen Wandspiegel das Spiegelglas aus dem Rahmen und steckte es zu sich. Dann nahm er einen großen, blauen Schurz. In den Schurz wickelte er die rußige Stalllaterne.

In der Stube lachte und lärmte alles durcheinander, als der Hauser mit seinem Instrument erschien. — Die Kuhdirn musste einen Zuber voll Wasser holen; unterdessen stellte der Hauser zwei Sessel übereinander, oben hinauf kam die Photographiermaschine, mit dem Schurze verhüllt.

Dann setzte er den Tedl in die Stubenecke, strich ihm die Haare zurecht, schob ihn etwas nach rechts . . . gieng einige Schritte zurück, rückte den Kopf ein wenig nach links u. s. w.

Der Hauser schob nun seinen Kopf unter die Schürze, brachte den schwarzen Laternenboden gegen den Tedl hin zum Vorschein, klapperte mit den Scheiben der Laterne, öffnete das Thürl und schlug es wieder zu. Dann zog er das Spiegelglas aus der Tasche und steckte es unter die Schürze.

„So, Tedl, jetzt wenn ich sag': eins, zwei, drei, musst ganz still sitzen, wie ang'froren, und auf etwas recht Fein's denken musst!“

Etwas recht Fein's! Sell wär' halt, wenn mei Weibele eine Kirchfahrt machet und über'n Sonntag ausbleibet . . . weißt wegen dem Lamplwirt!“

„Also gut, jetzt aufgepasst!“

Der Hauser steckte den Kopf in das Instrument und zählte:

„Eins, zwei . . . drei!“ — Klepf! machte es unter dem Tuche.

„Hat ihn schon,“ lachte der Hauser und nahm die Laterne im Schurze herunter. Dann

stellte er alles in den Wasserzuber und breitete die Schürze darüber.

Nun begann er unter der Schürze zu reiben und zu waschen, bis ihm die hellen Tropfen an der Stirn glänzten.

Endlich ergriff er die Spiegelscheibe und verhüllte sie mit dem Tuche.

„Nun ist's fertig, aber ich darf's bloß ein paar Augenblicke schauen lassen, weil die Sonne das Bild verbrennt, vor's trocken ist."

Er hob einen Zipfel der Schürze in die Höhe, der Tedl schaute in die Spiegelscheibe und blieb wie angewurzelt stehen — — — der Hauser ließ den Zipfel wieder fallen.

„Richtig! richtig!" platzte der Tedl endlich heraus, „und gut getroffen bin i, völlig reden thut das Bildl!"

„In vierzehn Tagen kriegst's . . . einrahmen lass i dir's a," versicherte der Hauser.

„Jetzt geh'n wir glei zum Lamplwirt," sagte der Tedl, „und trinken die drei Liter; einen zahl' i noch obendrauf, weil i g'rad sov'l gut getroffen bin, sell ist lei gleich!"

Der Woaselbua.*)

Die Wiesen und Felder waren grau und falb, nur die Kornäcker zeigten ein mattes Grün;

*) Waisenknabe.

aber auch die zarten Kornpflänzchen schmiegten sich erfroren aneinander und duckten sich zur Erde, als ob sie jeden Augenblick die schützende Schneedecke erwarteten. Die Bäume reckten ihre kahlen Aeste geisterhaft in die Luft, die kalten Nebelfetzen hiengen weit in die Berge herunter, und ein eisiger Nordwind wirbelte die fahlen Blätter über die Haide. Hie und da mischte sich eine vereinsamte Schneeflocke in den tollen Reigen und tanzte mit Wind und Blättern um die Wette. — Kein lebendes Wesen zeigte sich weitum, nur die Landstraße herauf kamen drei Personen, ein junges, abgehärmtes Weib mit zwei Knaben. Im Gesichte des Weibes spielten Jammer, Angst und Noth; sie hatte leichte, zerschlissene Kleider, an denen der Wind zauste und zerrte, auf dem Rücken trug sie einen großen Korb. Die beiden Knaben, von denen der ältere beiläufig acht Jahre, der jüngere fünf Jahre zählen mochte, trugen auch sehr dünne, fast durchsichtige Kleider; dem kleinen Bübl schauten die Zehen vorn an den Schuhen heraus. Diese Schuhe waren offenbar nicht für das Bübl gemessen worden, denn sie waren unverhältnismäßig groß für die winzigen Füßchen, und der Kleine musste beim Gehen die Beinchen auseinanderstrecken und konnte das riesige Schuhwerk nur mit größter Anstrengung weiterschieben. Der größere Knabe trug einen Pack, dem seine Kraft nicht gewachsen schien, denn die Last zog ihm die Schulter tief herab, und der Pack musste immer wieder von der einen Hand in die andere wandern. — Die drei armen Leutchen waren die Bühler-Rosl und

ihre beiden Knaben. Die Rosl hatte nicht geglaubt, dass die Welt so viel Jammer und Elend in sich bergen könne. Sie war einst blühend, gesund und kräftig gewesen. Ein armer, braver Holzknecht hatte um ihre Hand angehalten. Alles hatte von der Heirat abgerathen, und doch waren sie ein glückliches Paar geworden. Der Hans verdiente mit seiner Holzarbeit leicht soviel, dass sie die Miete beim Klemmerbauer zahlen konnten und nebenbei noch ihr redliches Auskommen fanden. Ihr Glück wurde vollkommen, als zwei herzige Knaben mit frischen Kindergesichtchen nach einander in den kleinen Haushalt einzogen. Die Knaben wuchsen kräftig heran — da kam der Schlag.

Der Hans gerieth eines Tages beim Holzfällen unter einen Baumstamm und wurde todt nachhause gebracht. — Die Rosl kam infolgedessen auf das Krankenbett und siechte langsam dahin. Der letzte Kreuzer musste für den Doctor und die Apotheke ausgegeben werden. Es war kein Geld mehr da, um die Hausmiete zu bezahlen, und der geizige Klemmerbauer war grausam genug, die halbkranke Frau mit ihren Kindern auf die Straße zu setzen.

So treffen wir die armen Leutchen auf der Wanderung nach Ebenfeld zu einer etwas entfernten Muhme.

Obwohl bereits die Nacht langsam heraufzog, bewegte sich die kleine Gesellschaft doch nicht schneller vorwärts, im Gegentheil, ihr Gang wurde immer lässiger und müder. Die Kinder wären noch vorangekommen, allein bei der Mutter

wollte es nicht mehr gehen. Alle zehn bis zwanzig Schritt musste sie den Korb niederstellen und rasten. Sobald sie ruhte, drohte ein krampfhaftes Husten sie zu ersticken.

Sie kamen endlich zu einem Heuschuppen, der ganz nahe an der Straße lag. — Der Wind brachte fernher die langgezogenen Töne einer Glocke.

„In Erlbach thut's Pfinztag läuten," keuchte die Mutter, „wir hätten noch höchstens $^3/_4$ Stunden bis dahin, aber ich dermach's nimmer; wir müssen da in der Heuschuppe bleiben."

Die Kinder weinten. Der größere Knabe öffnete den Schuppen — er war zur Hälfte mit Heu gefüllt.

Mit Mühe stiegen sie auf das Lager. Dort gruben sie sich ins wohlriechende Wiesenheu. Der kleine Knabe schlief infolge der Müdigkeit bald ein. Die Mutter konnte nicht schlafen. Ein eisiger Frost zog durch ihre Glieder; ihre Zähne klapperten, und das Fieber warf ihren Körper in die Höhe.

„O Gott, o Gott, kalt, kalt!" stöhnte sie.

Der größere Knabe weinte. Dann raffte er Heubüschel zusammen und deckte sie auf die Mutter, stopfte das Heu an ihrer Seite fest, schichtete einen ganzen Thurm von Heu über ihre Füße. Endlich wurde die Frau ruhig.

Der Knabe lag an ihrer Seite, aber er schlief nicht. Er brachte allmählich seinen Kopf an d e n der Mutter, da rief er aus:

„Muetterle, Muetterle, jetzt hast woll warm, gelt? Dein Kopf ist ganz heiß."

Die Frau keuchte und stöhnte, aber sie gab keine Antwort. Da weinte der Knabe auf:

„Geh', Muetter, sag', hast nit warm? Geh', sag' nur ein Wört'l!"

Die Mutter kam zu sich.

„Wo bin ich denn?" fragte sie, „wer ist da? Ich sieh nichts."

„Ja, Muetterle," entgegnete der Knabe, „ich bin da, der Jörgl; weißt nimmer? Wir sind in der Heuschuppe, es ist stockfinster, und der Hansele thut schlafen."

Das Weib lag eine Zeit lang ruhig hin. Nun fieng sie an zu schluchzen.

„Wenn nur ein Pfarrer da wär'!" seufzte sie, „aber es geht nicht . . . du weißt keinen Weg . . . es ist stockfinster . . . Gott sei mir gnädig und barmherzig!"

Die Kranke wurde ganz still. Ueber eine Weile sprach sie:

„So . . . mit dem lieben Herrgott bin ich fertig . . . ich thät' wohl gern sterben . . . aber du und der Hansele!"

„O nit, Muetterle, lei nit sterben!" schrie der Knabe auf, „gelt, Muetterle, du thust nit sterben?"

„Sei still, Jörgl," sagte die Mutter, „es geht schon besser . . . Jetzt merk' auf, was ich dir sag'! . . . Gelt, du thust schon recht brav bleiben alleweil?"

„Ja, ja, ich thu' schon folgen und zum Schutzengel beten . . . aber thu' lei nit sterben!"

„Jörgl . . . ich bin recht müd' . . . ich werd' jetzt schlafen . . . . lange, lange schlafen! . . . .

Morgen in der Früh, wenn du mich nit aufderweckst, gehst hinüber nach Erlbach, wo heut' abends die Glocke geläutet hat, und sagst es den Leuten! . . . Gelt, Jörgl?"

„Ja, ja, Muetter, thu' nur schlafen!"

„Jetzt weck' das Brüderle, ich muss euch segnen."

Der Kleine war fast nicht zu wecken. Noch halbschlafend und weinend zog ihn der Jörgl herüber zum Lager der Mutter. — Diese tappte mit ihren Händen nach den Kindern, dann segnete sie beide:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen."

Zuletzt küsste sie beide und weinte laut. — Der Hansele war neben ihr wieder eingeschlafen . . .

„Jörgl," sagte die Kranke mit schwacher Stimme, „ich thu' jetzt schlafen . . . leg' dich nieder und schlaf auch!"

Der Knabe streckte sich hin, bald fielen ihm die Augenlider zu.

Die beiden Knaben schliefen . . . über eine Stunde schlief auch die Mutter — einen tiefen Schlaf, aus dem es auf Erden kein Erwachen mehr gibt.

* *
*

Der neue Tag schaute durch die Lichtritzen in den Heuschuppen herein.

Da erwachte der Jörgl. Er sah nach der Mutter. Sie lag starr und regungslos da.

Er schrie:

„Muetter, Muetter, wach' auf .... es ist schon Tag."

Die Mutter regte sich nicht.

Da begann der Knabe an ihren Händen zu ziehen und zu zerren. Sie ließ ihre Hände in das Heu niederfallen, aber sie erwachte nicht.

Nun rief der Knabe noch lauter und flehender:

„Muetterle, wach' auf!... Geh', thu' die Augen auf, g'rad ein klein's bissl!" Zugleich zog er mit seinen Fingern ihre Augenlider auseinander. Die Augen blieben offen, aber die Mutter regte sich nicht; ihre Hände und ihr Gesicht waren eiskalt.

Nun fieng der Knabe an bitterlich zu weinen. Endlich weckte er das Brüderchen.

„Du, Hansele," sagte er, „wir müssen nach Erlbach hinübergehen, dass die Leute kommen, die Mutter aufzuwecken; sie schlaft soviel fest, ich derweck' sie nimmer... Lass deine Schuhe nur da... ich thu' dich tragen... wir kommen so schneller hin."

Er zog das Brüderchen aus dem Heuschuppen. In der frischen Luft kam der Hansele erst zu sich. Er wusste nicht, was geschehen sollte. Da nahm der Jörgl ihn auf seinen Rücken.

„Hansele," sprach er, „steck' deine Füßlen in meine Rocktaschen, ich werd' schon mit den Händen zuheben, dass d' nit zu kalt hast, du armes Hascherle!"

Der Kleine steckte seine bloßen Füßchen in die Rocktaschen des Bruders, und dieser drückte sie mit den Händen, dass sie nicht erkalten sollten.

Der Jörgl lief nun, so schnell es seine Bürde zuließ, in das Dorf. Gleich in das erste Haus trat er ein. Das Haus gehörte dem Obermair.

Der Obermair und seine Bäuerin waren herzensgute Leute. Die Bäuerin stand am Herde, als der Jörgl mit seinem Brüderchen auf dem Rücken eintrat.

Wie das Weib die beiden weinenden Knaben erblickte, schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Ja, meine lieben Kinder," rief sie, „wo kommt's denn her? Was ist denn geschehen?"

„Wir kommen vom Unterwald," entgegnete der Jörgl, „der neidische Klemmerbauer hat uns ausgejagt; die Mutter ist soviel krank gewesen, nachher sind wir gestern nimmer weiter kommen als bis zur Heuschuppe... Die Mutter thut draußen in der Heuschuppe schlafen; wir haben sie gar nit aufderweckt ... und sie hat soviel zu kalt."

Die Bäuerin fuhr mit der Schürze an die Augen, dann sagte sie:

„O ihr armen Waislinge, geht nur hinein in die Stube und wärmt euch; ich werd' euch geschwind eine Suppe bringen, ihr habt gewiss auch Hunger... Die Knechte gehen woll hinaus, zu schauen, wie es die Mutter hat."

Die Knechte brachten nach ein paar Stunden die Leiche der Bühler-Rosl.

Als man den Knaben sagte, die Mutter sei hinaufgegangen zum lieben Gott im Himmel, da fieng der Jörgl an zu weinen und zu jammern,

dass es einen Stein hätte erbarmen mögen. Er lief hinaus in das hintere Stübchen, wo die Todte lag; dort schlang er die Arme um die Leiche und wollte nicht mehr auslassen.

Der Hansele wusste nicht recht, um was es sich handle, aber weil der Bruder weinte, weinte er auch. — Der Bauer, die Bäuerin, die Dienstboten, alle weinten mit.

Endlich sprach die Bäuerin:

„Ihr armen Waislinge, seid's nur still! Ihr könnt da bei uns bleiben, wir haben keine Kinder ... wir werden euch so gern haben wie eure Mutter."

Aber der Jörgl hörte nicht auf zu weinen. Am dritten Tage, als man die Leiche ins Grab hinuntersenkte, da war der Knabe fast nicht zu halten; er schrie in einemfort:

„Muetterle! Muetterle!" und wollte auf den Sarg hinunterspringen. Die ganze Gemeinde brach in Thränen aus.

Der Hansele hatte sich bald an seine neue Heimat gewöhnt, namentlich da er eine gute, nahrhafte Kost erhielt und schon ein neues Kleidchen am Leibe trug. Er bekam in Bälde ein frisches Aussehen.

Der Jörgl wurde immer dünner und blasser. Oft saß er stundenlang draußen am Grabe der Mutter und weinte.

Der Winter hatte seine Ankunft verzögert, und es waren noch einige schöne Herbsttage heraufgezogen. An einem solchen Tage hüteten die beiden Waisenknaben die Schafe auf des Obermairs Wiesen.

Der Jörgl schaute lange zum blauen Himmel und zu den lichten Wolken empor. Plötzlich sagte er zu seinem Brüderchen:

„Du, Hansele, schau', da oben ist unsere Mutter."

„Wo denn?"

„Da oben im Himmel, hinter den Wolken."

„Geh', Jörgl, steigen wir auf den Berg, es ist gar nit weit, dann können wir hineingehen."

„O Hansele," bemerkte der Jörgl, „da oben auf dem Berge ist's noch weit in den Himmel; aber es kommt schon bald die Mutter und führt uns hinauf; mir hat heut' nachts von d' Mutter geträumt; sie hat gesagt, sie wird mich bald abholen." — — —

Die schönen Tage waren vorbei, und an einem Samstag abends fieng es an zu schneien.

Der Jörgl wollte noch einmal hinaus zum Grab der Mutter, bevor der Schnee es zudeckte. Lange kniete er draußen. Es wurde Nacht. Er war so müde und schläfrig. Er setzte sich auf das Grab und lehnte sich mit dem Rücken an das Kreuzl.

Der Schnee legte seine weiche Decke über den Knaben, und der Knabe träumte.

* *
*

Am Morgen fanden ihn die Kirchgänger erstarrt auf dem Grabe der Mutter; sie war gekommen und hatte ihn abgeholt.

Er liegt jetzt neben seiner Mutter begraben auf dem Friedhofe zu Erlbach.

Auf seinem Grabe steht ein Kreuzl, und an dem Kreuzl sind folgende Reime zu lesen:

Verlassen von der ganzen Welt,
So einsam auf dem weiten Feld,
Schleicht sich ein armer Woaselbue
Zur Winterszeit dem Friedhof zue;
Er schaut zum Himmel traurig 'nauf,
Spricht, lieber Gott, bitt', nimm mi auf
Und führ' mi in dein Paradies.
Wo g'wiss mei Muetta z'finden is.
Und wie er so zum Himmel fleht,
Falt't er die Handlan zum Gebet,
Sinkt auf der Muetter Grob hinein,
Vor lauter Kälte schloft er ein.

Kaum hat er a Weil die Aeuglein zue,
Da träumt er schon, der Woaselbue:
Viel Engel kommen zu ihm g'flog'n,
Hab'n ihn in' Himmel aufi'trog'n:
Da drob'n, da war der Bue nit fremd,
Denn alle Engel hab'n ihn 'kennt.
Auf einmal da ist's aus und g'scheh'n,
Er hat sei Muetter ob'n g'seh'n;
Da juchazt auf der Bue voll Freud':
„Mei Muetter, du mei Seligkeit!
I bin koa Woasel, bin dei Kind,
Hab' g'wüsst, dass i h e r o b'n di find'.“

Ihm wird so wohl vor Freud und Lust,
Er fühlt sich an der Mutter Brust;
Vorbei ist Kummer, Sorg' und Schmerz,
Glückselig ist des Kindes Herz.
Der Mond mit seinem Silberstrahl,
Viel tausend Sternlein ohne Zahl,
Die sieht er all am Firmament,
Vor Freuden er fast weinen könnt.
„Wie schön ist's doch im Himmel droben!
Gelt, Muetter, i bleib' bei dir oben?
Schick'st mi nit 'nunter mehr in d' Welt?
Was thu' i, wenn mir d' Muetter fehlt?“

Und kaum dass d' Sunn' scheint in der Früah,
Da sieht man neb'n der Friedhofthüa
An Hügel, zu'deckt ganz mit Schnee;
A ganz klein's Handl ragt in d' Höh'.
Es ist der arme Woaselbue,
Der gestern in des Friedhofs Rueh
Dem lieb'n Gott hat 'klagt sei Load,
Er ist erfror'n, er ist jetzt toadt.
Der Herrgott hat sein' Wunsch erhört; —
Weil an Engel 'nauf in' Himmel g'hört,
So hat er 's arme Woasel g'wiss
Zur Muetter g'führt ins Paradies.

Schützenhochzeit.

I. Capitel.

Hoch lebe der Kaiser Franzl!

Man zählte das Jahr 1808, eine traurige Zeit für Tirol. Das schöne Bergland schmachtete unter bairischer Knechtschaft. Man hatte trotz aller schönen Versicherungen dem Lande seine freiheitliche Verfassung, ja sogar den Namen geraubt und dasselbe in drei Kreise am Inn, Eisack und an der Etsch eingetheilt. Die Machthaber streckten ihre Hand selbst gegen den alten Väterglauben aus, und das that dem Tiroler am weheſten. Die Bischöfe von Trient und Chur wurden abgesetzt und außer Landes verbannt; für ihre Diöcesen wurde aus königlich bairischer Machtvollkommenheit ein Generalvicar in Trient aufgestellt. Die pflichttreuen Geistlichen, welche sich der neuen Ordnung nicht fügen wollten,

wurden vertrieben, und königlich bairische Hofgeistliche traten an ihre Stelle.

Es war an einem Sonntag im August. In Fernberg, das ist eine Ortschaft im oberen Etschland, bestieg der Pfarrer die Kanzel und predigte über den Spruch: „Ich weiß, dass nach meinem Weggang reißende Wölfe unter euch einbrechen werden, welche der Herde nicht schonen.“ Er verkündete, dass er heute das letztemal hier Gottesdienst hatte, dass bald ein neuer, königlicher Pfarrer seine Stelle vertreten werde. Er warnte seine Seelsorgskinder vor den Gefahren des Glaubens, ermahnte sie zur Ruhe, versicherte sie, dass ihr rechtmäßiger Oberhirt, der Bischof von Chur, sie nicht verlassen und ihnen auch bald anzeigen werde, wie sie sich zum neuen Pfarrer verhalten, und wie sie ihre religiösen Pflichten erfüllen sollten. — Nun kam der allverehrte Geistliche zum Abschiedswort — da brach ihm die Stimme, er konnte nicht weiter reden. Die ganze Kirche schluchzte. Der Priester verließ die Kanzel und schritt zum feierlichen Hochamte. Bei der Communion drehte er sich um, gab noch einmal der versammelten Gemeinde mit dem Hochwürdigsten den Segen, dann communicierte er alle Hostien. Nach der Messe kam er gleich aus der Sacristei, löschte das ewige Licht aus und verließ gesenkten Hauptes die Kirche.

Die Leute waren erst ganz verblüfft, als der Messner den Altar seines Schmuckes entkleidete; es wurde ihnen ganz unheimlich in ihrer alten Kirche; sie zogen weinend und jammernd

nachhause. Im Herzen der Männer aber kochte ein wilder Groll, und gar manchem war es schwer, die geballte Faust in der Tasche zu behalten. Ein allgemeiner Aufstand wurde nur niedergehalten durch die Parole, welche still und geheimnisvoll durch die Häuser gieng: „Noch ist's nicht Zeit!"

Am Abende dieses Sonntags schritt ein Mann in grüner Kleidung die Straße hinunter zum Förghofe. Seine Gestalt war schlank, sein Gang leicht, sein Gesicht nicht unschön; aber in seinen Zügen lauerte etwas Falsches, Katzenartiges, was seinen Blick unangenehm machte.

Dieser Mann war der königlich bairische Förster Weichs. Seine festtägliche Kleidung und sein feierliches Wesen verriethen, dass sein Gang nicht unwichtig sei; seine selbstbewusste Haltung aber ließ erkennen, dass er nicht den geringsten Zweifel am Gelingen seiner Sache hegte. — Wenn er den Förgbauer näher gekannt hätte, würde er den Gang kaum gewagt haben, am wenigsten am heutigen Tage. -- Der Förster hatte nämlich ein Auge auf die Förg-Gretl geworfen, das einzige Kind des reichen Bauern. Die Gretl war das schönste Mädchen in ganz Fernberg und eines der reichsten; aber sie war halt nur eine Bauerntochter und musste darum stolz sein, wie der Förster glaubte, eine Herrenfrau zu werden. — Siegesbewusst trat der Förster beim Förg in die große Stube. Der Bauer saß allein dumpf brütend hinter dem Ofen.

„Guten Abend, Förgbauer!" grüßte der Förster.

Der Bauer erhob den Kopf und blickte den Baier finster an.

„Auch guten Abend,“ knurrte er endlich, „was ist Euer Begehren?“

„Oho, Freund! Ihr seid heute wohl mit dem linken Fuße aus dem Bett gestiegen ..... ein bischen Gesellschaft leisten möcht' ich Euch, weil Ihr g'rad' so allein seid.“

„Wenn ich eine Gesellschaft brauch', weiß ich schon selbst eine zu finden.“

Der Förster biss sich auf die Lippen; trotzdem setzte er sich an den Tisch und begann von neuem:

„Werdet's mich nicht fortjagen, wenn ich ein wenig rasten thu'? ... Mir scheint, Förgbauer, Ihr trauert immer noch um den Kaiser Franz?“

„Kann schon sein.“

„Warum könnt denn ihr Tiroler die Oesterreicher gar nicht vergessen?“

„Weil wir sie gern haben.“

„Und warum denn? Ihr seid lang dabei gewesen und ist euch nicht immer gut gegangen.“

„Herr Weichs, über den Kaiser lass ich in meinem Hause nit schimpfen; wir haben den Kaiser halt gern, weil wir ihn gern haben, und mit der Lieb' ist's wie mit dem Wein, je älter, desto heißer!“

Der Förster biss sich abermals in die Lippen; er sah, dass er einen falschen Weg eingeschlagen; er suchte gleich wieder einzulenken.

„Ja, ja,“ sagte er, „ihr seid eigentlich ein braves, kerntreues Völklein; ... ich hab' mir

letzte Zeit oft gewünscht, ich möcht' auch ein Tiroler sein."

„Herr Weichs," grollte der Bauer, „zu was braucht's die Falschheit?"

„Nicht Falschheit, ganz mein Ernst, ich möcht' ein Tiroler werden . . . und vielleicht kann ich bald einer werden."

„Ja, ja," höhnte der Bauer, „g'rad' so gut wie aus einem Grünspatz über Nacht ein Gemsbock werden kann."

Der Förster wurde puterroth; gleich aber unterdrückte er seinen Zorn und fuhr schmeichelnd weiter:

„Und doch kann ich ein Tiroler werden, wenn Ihr, Förgbauer, mir ein wenig behilflich sein wollt."

„Da möcht' ich wirklich dabei sein, wär' neugierig, wie sich aus einem Baier ein Tiroler schnitzeln ließe."

„Jetzt denkt Euch, Förgbauer, wenn es mir in Tirol gut gefallen würde, dass ich alleweil da bleiben möchte, wenn ich mir ein schönes Haus bauen, wenn ich ein Tiroler Mädchen als Frau nehmen würde, und wenn dieses Mädchen gerade Eure Tochter wäre, was würdet Ihr dazu sagen, lieber Förgbauer?"

Der Alte sprang empor, er zitterte an allen Gliedern; aber bald mäßigte er seinen Zorn, und fast mit lachender Miene antwortete er:

„Ich würd' sagen, Herr Weichs, das ist zu viel der Ehr'; aber Ihr kommt ein bissl spät zur Jause; die Gretl ist schon vergeben."

„An wen?" fuhr der Grüne auf.

„Wenn Ihr's g'rad' wissen müsst, könnt Ihr's wissen, in vier Wochen ist ehe die Hochzeit; der Fieger-Bub', der Seppl, ist mein Schwiegersohn. Uebrigens würd' ich meine Tochter lieber dem Antichrist als einem Baier geben."

„Auch dann, wenn der Baier in guter Stellung ist, wenn er Euch bei den Beamten, ja beim König selbst von Nutzen sein könnte?"

„Und wenn der König selbst kommt und um meine Gretl anhält für seinen Prinz, so kriegt er sie nit."

Der Förster erhob sich.

„Wartet's nur ein bisschen, ihr stolzen Bauern," schnaubte er, „man wird euch den Hochmuth schon niederbügeln."

„Und ich sag' Euch, wir Tiroler fürchten Gott und sonst niemand; der Herrgott wird schon sorgen, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen; und jetzt schön' gute Nacht, Herr Weichs, dank' freundlich für den Besuch!"

Der Förster stürmte von dannen, sein Herz brütete Rache. — Es sollte ihm auch bald Gelegenheit dazu werden.

Am nächsten Tage erschien der bairische Commissär v. Hofstetten in Fernberg, um einige königliche Verordnungen zu publicieren. Er ließ die Leute auf der Kirchgasse zusammentrommeln, bestieg einen Tisch und begann mit schnarrender Stimme:

„Im Namen Sr. Majestät des Königs!

Se. königliche Majestät haben sich bewogen gefunden zu verordnen, dass der Gottesdienst

der heiligen Christnacht auf die fünfte Morgenstunde verlegt und vor dieser Stunde kein Gotteshaus geöffnet werde."

Ein allgemeines Murren gieng durch die Reihen.

Als der Commissär sich anschickte, die Verordnung noch besonders einzuschärfen, klang plötzlich ein helles Lied von einer benachbarten Scheune herüber:

„Herz Neuner, Herz Zehner,
Herz Unter, Herz Bue;
Du bairischer Hiasl,
Mach' die Gosch'n lei zue!"

Mehrere Burschen sangen den Schützenjodler drauf.

Der Commissär unterbrach seine Rede und wurde kreideweiß. Er nahm ein zweites Blatt und las wieder:

„Das sogenannte Himmelläuten bei Sterbefällen ist bei 12 Reichsthaler Strafe abgeschafft. Die Zügenglocke soll gar nicht mehr geläutet werden, die Sterbeglocke hingegen nur auf Begehren der Familie des Sterbenden und niemals länger als drei Minuten. Im Namen Seiner Majestät des Königs . . ."

Wieder klang dieselbe lustige Stimme:

„Herz Ober, Herz Unter,
Herz Zehner, Herz Neun,
Wir brauchen koan König,
A Kaiser muess's sein."

„Jesus Maria," sagte die Förg-Gretl, die auch auf dem Platze war, „das ist der Fieger-Seppl."

„Ah so, der Fieger-Seppl!“ kicherte jemand hinter ihr, und als sie sich umwandte, erblickte sie den bairischen Förster, der sich mit einem triumphierenden Lächeln durch die Reihen drängte.

Von der Scheune herüber ertönte noch ein heller Jauchzer und der laute Ruf: „Hoch lebe der Kaiser Franzl!“

„Hoch lebe der Kaiser Franzl, hoch, hoch, hoch!“ fielen hundert Stimmen ein.

Der Commissär sprang vom Tische und packte gleich ein altes Bäuerl: „Wer ist der Sänger gewesen?“

„Weiß nit,“ lautete die Antwort, „hab' ihn nit gesehen. Schmeckt's selber, Ihr habt's wohl die längere Nase als ich!“

Der Commissär wollte seine Kanzel wieder besteigen, da wurde der Lärm noch größer und die Rufe immer lauter: „Hoch lebe der Kaiser Franzl!“

Der Beamte zitterte vor Aufregung; endlich raffte er seine Sachen zusammen, steckte sie mit einer unheimlichen Ruhe zu sich und verließ den Platz. In sein Gefolge mischte sich der Förster.

II. Capitel.

Eine kurze Weile, und ihr werdet mich nicht mehr sehen.

Vierzehn Tage waren seit den oben erzählten Begebenheiten verflossen. — Tiefe Nacht lagert über dem Thale. In Fernberg sind alle Lichter bereits erloschen, alles scheint zu schlafen. Wenn wir aber hinaufsteigen in den finstern

Wald, erreichen wir in einer Stunde einen ebenen Platz, rings von mächtigen Fichten umstanden, und da sehen wir, dass in Fernberg nicht alles schlafen gegangen. — Da haben sich unter den Bäumen eine Menge Bauersleute gelagert, Männer und Weiber, alle in Feiertagskleidern. Der finstere Wald zu beiden Seiten mit den mächtigen Baumriesen nimmt sich aus wie eine dunkle Kirchenmauer; darüber wölbt sich der lichte Himmel mit den tausend und tausend flammenden Sternen; der Mond guckt mit seinem Vollgesichte über eine Baumgruppe durch das Astgitter und webt einen geheimnisvollen Lichtschleier durch den Wald.

Im Vordergrunde erhebt sich, vom Monde hell beschienen, ein hohes Gerüst, mit weißem Tuche überschlagen; in der Mitte desselben steht ein wunderliebliches Marienbild, umgeben von Blumen und brennenden Kerzen. — Ein leises Flüstern und Murmeln geht durch die nächtliche Versammlung. Es sind alles kräftige, nervige Gestalten. — Die Männer zeigen Trotz und Entschlossenheit, die Weiber heften ihre zagenden Blicke auf das Marienbild; neben ihnen auf der Erde kauern Knaben und Mädchen, vom Schlummer umfangen. Im Hintergrunde stehen mehrere junge Burschen und führen eine etwas lautere Unterhaltung.

„Seit wir diesen Antichrist, den Hofstetten, so nobel heimgegeigt haben,“ bemerkt einer, „sind die Baiern wie die Wespen. In dichten Schwärmen kriechen sie herein in das Thal, und wo sie nur können, thun sie beißen.“

„Habt ihr gesehen, wie der Schwalbenschwanz gestern so stolz und höhnisch d'reingeschaut hat; er hat sich eben sicher gefühlt, weil das Militär bürstendick um ihn herumgestanden ist. — Aber wart', Mandl, es kommt schon eine Zeit, wo dir das Herz im Leibe klappern soll."

„Beim hl. St. Christoph, wenn's nur einmal losgieng'! Es wär' doch nichts leichter als den Baiersacken zeigen, wo der Zimmermann das Loch offen lassen hat; aber bei den Alten heißt's immer, noch ist's nicht Zeit."

„Wenn sie uns die Stutzen, das Pulver und Blei fortgenommen haben, dann wird's vielleicht Zeit sein."

„Freund', soweit kommt's nicht; — sollen's probieren, dann wachsen wir aber schnell zusammen."

„Wart' nur ein bissl, es wird gleich heißen: ‚Im Namen Sr. Majestät des Königs. Wer nach vierzehn Tagen noch Pulver hat, der wird so viele Tage eingesperrt, als Körner in seinem Pulverhorn gefunden werden; wer einen Stutzen besitzt, der wird erschossen; jede Bleikugel zahlt dreißig Reichsthaler Strafe'" u. s. w.

„Und jede Kugel trifft einen bairischen Tappschädel!" — — —

Von der Seite herauf nahte sich eine kleine Gesellschaft.

„Aha, da kommen die Fieger."

„Gelobt sei Jesus Christus!" grüßte der alte Bauer.

„In Ewigkeit!" antworteten die Burschen; „wo ist denn heute der Seppl?" —

„Daheim, das Haus hüten,“ erwiderte die Bäuerin, „der Knecht ist nach Trens zu unserer lieben Frau.“ — Sie zogen vorüber.

„Der Fieger-Seppl mag sich fein inacht nehmen,“ ergriff wieder ein Bursche das Wort, „dass er nicht einmal sich abends in einer Lodenjoppe schlafen legt und morgens in einem bairischen Schwalbenfrack aufwacht.“

„Ja, der Förster hat beim Stiegen-Wirt geprahlt, man wisse, wer so schön singen könne.“

„Was, der Grünspecht? Wenn ich d e n einmal im Walde treffe, kann er seine Beiner in der finstern Klamm zusammensuchen.“

„Weißt, der Förster hat um die Förg-Gretl geworben und hat einen ofengroßen Korb erhalten. Weil er nun erfahren, dass der Fieger-Seppl die Grete bekommen soll, so hat er auf den Seppl einen besonderen Pick.“

„Habt's schon gehört? Mit der Hochzeit vom Seppl wird's für jetzt auch wieder nichts; der alte Förg ist krank geworden.“

„Schade, wär' eine flotte Hochzeit worden und ein lustiges Hochzeitsschießen.“ — —

So unterhielten sich die Burschen, da wurde es plötzlich im Vordergrunde lebendig.

Der alte Pfarrer war in Begleitung einiger Männer aus dem Walde getreten. Er grüßte nach allen Seiten. Die Leute drängten sich schluchzend um ihn und küssten seine Hände. Er bestieg ein Felsstück und sprach mit wohlklingender Stimme:

„Liebe Kinder! Wehmuth und zugleich wieder helle Freude bewegt heute mein Herz. Wenn ich euch hier ansehe, hier oben im finsteren Walde, über euch den freien Himmel, dort den lieblichen Altar, ringsherum die Stille der Nacht, so erinnere ich mich an die ersten christlichen Zeiten, an die Zeiten der Martyrer. Auch ihr seid jetzt Martyrer, Martyrer für Gott und den christlichen Glauben. — Der Herr hat sich vor uns verborgen. ‚Eine kurze Weile, und ihr werdet mich nicht mehr sehen; und wieder eine kurze Weile, und ihr werdet mich wieder sehen.‘ Ja, gewiss, der Sturm dauert nur eine kurze Zeit. —

Seid versichert, es werden bessere Tage erscheinen, wir werden wieder österreichisch! Unser Tirolerland wird auferstehen, auferstehen werden die alten Bräuche, die schönen kirchlichen Feste, und bald werden wir frei und offen unsern alten Glauben wieder bekennen — nicht mehr im finsteren Walde, in stiller Nacht. Bald werden die Glocken von allen Kirchen wieder im hellen Triumphgesange zusammenklingen.

Euer besorgter Oberhirte, der Bischof, hat euch nicht vergessen, er liebt euch jetzt mehr denn je. Er meldet euch seinen väterlichen Gruß.

Für die Zeit der Prüfung bestimmt er Folgendes:

Die alten, pflichttreuen Priester haben alle Vollmachten. Sie dürfen zweimal des Tages Messe lesen. Sie dürfen das heilige Opfer in Kellern, Höhlen und Wäldern darbringen. Mit den von der Regierung aufgedrängten Priestern

soll das Volk keine Gemeinschaft pflegen, ihren Messen und Predigten nicht beiwohnen, außer in Todesgefahr keine geistliche Hilfe annehmen. Die Leute sollen, wenn sie keinen treuen Priester finden, ihre Kinder selbst taufen, ihre Ehen vor katholischen Zeugen schließen und für ihre Verstorbenen, wenn sie zu Grabe getragen werden, zuhause beten.

Der hochwürdigste Oberhirt empfiehlt euch noch alle der lieben Gottesmutter, euch selbst, eure Häuser, eure Güter, eure Kinder, das ganze Thal. Ihr sollt feststehen im Glauben; alles könne man euch nehmen, aber nicht den Glauben, wenn ihr nicht wollt.

Zum Unterpfand seiner Liebe schickt er euch seinen Segen. Der Segen des allmächtigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes sei und bleibe bei euch, jetzt und allezeit. Amen!“

Alles warf sich auf die Knie und brach in lautes Weinen aus.

Der Pfarrer schickte sich an, zum heiligen Opfer hinzutreten.

Da ertönte plötzlich ein Schrei: „Feuer! Feuer!“

Die erschreckten Blicke kreuzten sich nach allen Richtungen.

Da erscholl plötzlich wieder der Ruf: „Jesus, Maria, beim Tanner! — Nein, das ist weiter drinnen hinter dem Berge!“

Die Weiber heulten und rangen die Hände.

„Ruhe,“ schrien einige, „der Pfarrer will sprechen!“

Der Priester rief mit lauter Stimme: „Gott prüft euch schwer; geht in Gottes Namen und rettet, was noch zu retten ist!“

Nun eilte alles im rasenden Laufe dem Thale zu. Der Brand war nicht beim Tanner, sondern beim Fieger.

Der Lichtschein wurde immer heller, bald konnte man die gewaltige Feuerlohe über dem Walde erblicken. Ein lichter Funkenregen trieb den Berg herüber. Die Leute eilten größtentheils in Feiertagskleidern zur Brandstätte.

Da war nichts mehr zu retten.

Einige bairische Polizisten, die auch hergekommen, schauten die Leute mit verwunderten und verdächtigen Blicken an.

Der alte Fieger stierte unverwandt wie geistesabwesend ins Feuer; sein Weib war vor Erschöpfung und Schrecken in Ohnmacht gefallen; die Liese, ihre Tochter, weinte neben ihr, während die Jörg-Gretl sich alle Mühe gab, die am Boden Liegende zu sich zu bringen. Die beiden Söhne, Franz und Hiasl, rannten wie toll in das Feuer, wurden aber gleich von der Hitze zurückgetrieben.

Da schlug die alte Fiegerin die Augen auf und ein Schrei entrang sich ihren Lippen:

„Wo ist der Seppl?“

„Wo ist der Seppl, mein Bub'?“ rief auch der Vater.

Der Bub, der als Haushüter daheim geblieben, war nirgends zu sehen. Die Mutter fiel wieder in Ohnmacht.

Die beiden Mädchen rannten jammernd gegen die Feuerstätte und schrien und weinten:

„Seppl, Seppl!“

Das heulende, fauchende Element gab ihnen Antwort.

Unterdessen war der Tag angebrochen. Ueberall hin gieng man den Fieger-Seppl zu suchen, hinunter ins Dorf, hinaus in den Wald; nirgends war eine Spur zu entdecken.

Den ganzen Vormittag saß die unglückliche Familie an den verkohlten Trümmern ihrer abgebrannten Heimat. Die beiden alten Fiegerleute waren in einen Zustand dumpfen Hinbrütens versunken; der Mutter gab hie und da ein unterdrücktes Weinen einen Stoß durch den ganzen Körper.

Der Fiegerhof war vollständig ausgebrannt. Nur das Geld war gerettet, weil der Bauer es zum nächtlichen Gottesdienste mitgenommen hatte. Auch das Ausgedinghaus, ein altes, aber immerhin noch wohnliches Gebäude, war stehen geblieben. Dorthin zog die unglückliche Familie und suchte sich so gut als möglich einzurichten. An einen Neubau war jetzt vor dem Winter nicht zu denken.

Den Seppl hatte man nirgends entdeckt.

Die Liese und die Förg-Gretl hatten einen halben Tag an der Brandstätte in Kohlen und Asche gewühlt, aber auch nicht eine Spur vom Unglücklichen mehr finden können. Allgemein herrschte die Ansicht, er sei zu Asche verbrannt.

III. Capitel.

Stille Nacht, heilige Nacht!

Die Fiegerin konnte sich vom Schrecken und vom Kummer um den Sohn, der so traurig zu-

grunde gegangen, nicht mehr erholen. Eine schleichende Krankheit zehrte an ihrem Leben.

Im Ausgeding beim Fieger war alle Lust und Freude geschwunden; der alte Bauer saß trübselig hinter dem Ofen, die Burschen schlichen still zur Arbeit und saßen abends recht einsilbig in der Stube.

Kein Heimgarten wurde besucht. Nur am Sonntage stiegen sie hinauf zum Klieber, einem Bauernhofe weit droben unter dem Walde. Daselbst wurde Gottesdienst gehalten.

Die bairischen Beamten hatten nämlich von der nächtlichen Versammlung im Walde gehört und verdoppelten nun ihre Aufmerksamkeit. Ueberall waren Spione.

Von den alten Geistlichen zeigte sich keiner mehr in der Gegend; zum neuen Hofpfarrer wollte niemand gehen.

So war nun an Sonn- und Festtagen die große Stube beim Klieber mit Leuten gefüllt.

Ein alter Bauer, der einmal Schullehrer gewesen, betete den Rosenkranz vor, las das Evangelium aus einem alten Buche, gab einige kurze Erklärungen und Mahnungen, dann pilgerten die Leute wieder nachhause.

Nur einige wenige Männer zogen sich nach dem Gottesdienste in eine Kammer zurück, und dort hörte man oft stundenlang ein leises Flüstern, das nur selten durch ein laut hervorgestoßenes Zornwort unterbrochen wurde.

Auch sonst konnte man fühlen, dass sich etwas vorbereite. Alle möglichen fremdartigen

Gestalten giengen auf den Bergen herum, die man andere Jahre nicht gesehen. Kraxentrager, Deferegger Bilderhändler, Nagelkrämer, Teriackverkäufer, Pferdesucher u. dgl. Sie brachten die verschiedensten Zettel und Schriften: Haussegen, Wetter- und Thierbeschwörungen, Arzneivorschriften u. s. w., aber all diese Sachen hatten einen Inhalt, dessen Sinn niemand enträthseln konnte.

Einzelne wenige verstanden den Sinn nur zu gut, und ein eigenthümliches Feuer strahlte beim Lesen aus ihren Augen.

Die Kraxentrager hüteten sich wohl, mit ihrer Kraxe dem Feuer nahe zu kommen, denn Schwefel und Salpeter sind mit dem Feuer zu gut bekannt.

In der Nacht vernahm man oft geheimnisvolle Stimmen:

„Tiroler, wacht auf! Oesterreich weint! Der Kaiser ruft! Der Prinz Johann ist da!" u. dgl.

In stockfinsteren Nächten erblickte man auf den Bergen merkwürdige Feuerzeichen und feurige Worte, z. B. ein feuriges Herz und drinnen in feurigen Zügen „Kaiser Franz" oder „Habsburg".

Einmal glänzte auf der einen Thalseite in großer Flammenschrift das Wort „Tirol", auf der anderen Seite stand in Feuer geschrieben: „Nicht mehr Tirol."

Manche wollten in der Nacht Erscheinungen der Muttergottes gesehen haben, die sie aufmunterte, die Glaubensfeinde zu bekämpfen.

Andere hatten gräſsliche Geſpenſter erblickt, welche heulten, winſelten und um Erlöſung baten.

Die Baiern wurden immer argwöhniſcher, die Tiroler aber auch vorſichtiger.

Nun fiengen die Baiern an, tiroliſche Jünglinge auszuheben oder vielmehr ſie zu verhaften und unter das Militär zu ſtecken.

Da bedurfte es der größten Mühe vonſeite der Alten, um den Aufſtand noch niederzuhalten. Viele Burſchen flüchteten ſich ins Gebirge, manche verſteckten ſich zuhauſe.

Eines Tages kam die Jörg-Gretl mit rothgeweinten Augen zum Fieger ins Ausgeding. Sie winkte der Lieſe, und beide Mädchen ſchritten Arm in Arm dem Walde zu. Die Gretl fieng wieder an zu weinen.

„Um Himmelswillen, Gretl," fragte die Lieſe, „was iſt denn geſchehen?"

„O mein Gott," ſchluchzte das Mädchen, „die bairiſchen Schergen haben den Franz erwiſcht und ihn zum Militär gepreſst."

„Heilige Muttergottes! Deinen Bruder? Gibt's denn gar kein Mittel? Kann der Vater ihn nicht loskaufen?"

„Mit Geld nicht!"

„Mit was dann?"

Die Gretl hielt die Schürze vor die Augen und weinte noch lauter.

„Geh', Gretl, ſag', nützt gar nichts mehr?" drängte die Lieſe.

„Woll!" ſchluchzte das Mädchen.

„Was denn? Sei ſo gut, ſag's!"

„Der bairische Förster ist beim Vater gewesen und hat gesagt, wenn ich ihn heirate, könne er den Franz bald losmachen.“

„Was, der Herodes, der grüne!“

„O Liese, der Franz, der Franz!“

„Was hat denn der Vater geantwortet?“

„Hinausgeworfen hat er ihn wie einen Lausbuben und grausig über den bairischen König räsonniert . . . o Liese, ich fürcht', dem Vater geht's auch nit gut.“

„Und was hast denn du gesagt?“

„Vor die Füße hab' ich ihm gespien,“ sprach das Mädchen in steigender Erregung, „und hab' gesagt, er soll mich nicht mehr anschauen, ich müsst' mich vor den Bergen schämen. Für eine Sünd' würd' ich's halten, wenn ich nur ein einzigsmal an ihn denken thät', hab' ich gesagt, für eine Sünd' gegen unseren lieben Herrn, gegen den Kaiser und das ganze Tirolerland.“

„Recht, Gretl, recht! Das gönn' ich dem Maulaffen!“

„Weißt, das hat mich so fuchtig gemacht, weil er bemerkt hat, mein Bräutigam sei gestorben, ich sei nun frei.“

„Der Seppl?“ weinte die Liese.

„Ja, der Seppl; aber weil der Seppl gestorben ist, bin ich erst recht nicht frei. Weißt, am Allerseelentage hab' ich drunten im Friedhof dem Seppl das Versprechen gemacht, dass ich ihm treu bleibe, und dass ich nie heiraten will; ich glaub', der Seppl in der Ewigkeit hat mich gehört, und die Todten geben ein Versprechen nicht zurück.“

Die Liese blickte dankbar auf ihre Freundin. Dann tröstete sie dieselbe, ihr Vater sei ein angesehener Bauer, und die Baiern werden nicht wagen, ihn unglimpflich zu behandeln; übrigens höre man, dass der Kaiser von Oesterreich die Baiern geschlagen habe; Tirol werde in kurzer Zeit wieder zu Oesterreich kommen, und dann werde der Franz zurückkehren u. s. w. Spät erst kamen die beiden Mädchen aus dem Walde zurück.

* *
*

Mit dem Winter wurde es auch im Ausgeding beim Fieger immer trauriger und düsterer. Die alte Fiegerin wurde immer schwächer, und manchmal schien es, als wolle sie in die letzten Züge greifen.

So war die trauliche Weihnachtszeit herangekommen.

In anderen Jahren war im Advent Sanct Nikolaus mit seiner Begleitung herumgezogen. Heuer kam er nicht. Die Sternsinger, welche sonst an den Tagen vor Weihnachten ihre frohen Weihnachtslieder einprobierten, waren ganz stumm.

Am Weihnachtsabend wurden auch heuer wie immer die Krippen aufgestellt.

Der Fieger hatte eine neue gekauft, dieselbe wurde im Krankenzimmer der Mutter errichtet. Da war ein großer Krippeleberg, welcher fast die halbe Stube ausfüllte. Aus Baumrinden war der Stall angefertigt und alles mit Glasflimmer überstreut. Der hl. Josef, die Muttergottes knieten neben der Krippe, in der Krippe auf

Heu und Stroh lag das wächserne Jesukind. Dahinter standen Ochs und Esel, und über der Krippe glänzte ein Stern aus Messing. Auf dem niedlichen Krippeleberg herum standen Hirten mit Lämmern und Schafen, mitten unter ihnen Engel in hellglänzenden Kleidern. Weiter oben lag die Stadt Jerusalem mit ihren schimmernden Spiegelfenstern und in den engen Sträßchen das Volk, der Hohepriester mit seinen Dienern, Pharisäer und andere Herren, Marktleute, Zimmerleute, Weber und Schuster, dazwischen wohl gar ein Capuciner oder eine Klosterfrau. Ganz im Hintergrunde dort unter den schneebedeckten Bergspitzen zeigten sich schon die heiligen drei Könige, voraus der schwarze Caspar, dann der weißbärtige Melchior, hinterdrein Balthasar, halb schwarz, halb weiß.

Kurz, das Ganze war ein schönes, gemüthliches Bild, wie es nur der rege Volksgeist zusammenstellen kann.

Die Blicke der Kranken hafteten lange auf der Krippe, plötzlich rief sie ihrem Manne:

„Lois, Lois! geh' ein bißl her! . . . Ich mein', das Christkind kommt auch bald zu mir und holt mich ab."

„Ach, geh', Nanne," erwiderte der Mann, „so schlimm steht es nicht. Ich hab' zum Arzt auf Zirm geschickt, der kocht dir ein kräftiges Trankl, das bringt dich schon wieder auf die Füße."

„Auf meine Füße nicht mehr, Lois; ich geh' zum Seppl; um den Bub' ist mir sov'l Zeit lang, das bringt mich um."

„Geh', Nanne, reden wir von etwas anderem."

„Nein, Lois, lass mich aussprechen! . . . . Vor allem dank' ich dir für die Lieb' und Treue, die du mir während dreißig Jahren bewiesen . . . wenn ich dir einmal wehe gethan, verzeih' mir's!"

„Ist nichts zu verzeihen, Nanne."

„Beim Wendtner hab' ich ein Capital, 300 Thaler, der Schuldbrief ist verbrannt, ich glaub', es braucht keinen . . . . . Hundert Thaler gehören dein, zweihundert den Kindern, damit sie wissen, wer ihre Mutter gewesen . . . . . dann hätt' ich noch eine Bitt', Lois."

„Sag' nur, was denn, Nanne?"

„Schau', sterben thu' ich leicht, aber einen rechten Geistlichen möcht' ich gern . . . auf dem Herzen hab' ich nichts . . . aber ohne geistlichen Beistand ist's sov'l kalt, das Sterben."

„Ja, Nanne, liebes Weib, wir werden schon einen finden . . . sicher ist irgendwo in der Nähe einer versteckt."

So sagte der Mann, im Herzen aber dachte er: „Das ist unmöglich; 12—14 Stunden weit ist keiner zu erfragen; jetzt ist tiefer Winter, und die bairischen Spione lauern überall, es ist gar nichts zu machen."

Die beiden Eheleute schwiegen.

In der großen Wohnstube lag der Großknecht auf der Ofenbank, während ein Nachbar am Tische saß.

„Du, Nachbar," meinte der Knecht, „mit der Bäuerin wird's wohl nimmer lang' dauern;

der Puls geht so dünn wie ein Faden, und sie liegt oft dahin, als ob sie schon gestorben wär'."

„Schad' um die gute Nanne; so ein Weib findet man nicht im ganzen Etschland."

„Weißt, seit mehreren Tagen hab' ich schon gehört, wie der Fuchs um das Haus herumrehrt."

„So, so, der Fuchs rehrt? Das ist kein gutes Zeichen, das bedeutet Tod."

„Vor dem Brande hat er auch alleweil gerehrt."

Ein Mädchen erschien an der Thür:

„Vater," sprach es, „sollst essen gehen."

„Geht Ihr schon essen?" fragte der Knecht.

„Ja," antwortete der Nachbar, „wenn heuer auch keine Christmetten und kein Engelamt ist, wir thun wie andere Jahre früher essen, weil's so der Brauch ist; glückliche Feiertage!"

„Glückliche Weihnachten!"

* *
*

Die Nacht zog ihren Schleier über die Berge.

Beim Fieger im hinteren Stübchen wurde der Tisch weiß gedeckt.

Das Krippele glänzte bereits im hellen Lichterscheine; die Fenster an den kleinen Häuschen, die Bächlein, die den Krippeleberg herunterrannen, glänzten wie flüssiges Silber.

Auf den weißgedeckten Tisch wurde ein mächtiger Nußzelten gestellt, nebst Aepfeln, Birnen, Butter und Honig.

Die ganze Familie, auch die Dienstboten, sollten den Weihnachtsabend im Krankenzimmer feiern, so hatte es die kranke Bäuerin gewollt.

Als alle versammelt waren, holte die Liese ein altes, abgegriffenes Hausbuch und begann das Fest-Evangel zu lesen. Alles horchte lautlos den feierlichen Worten:

„Es geschah in denselben Tagen, dass vom Kaiser Augustus ein Befehl ausgieng, das Land zu beschreiben . . . und es gieng auch Josef von Galiläa von der Stadt Nazareth hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, welche Bethlehem heißt, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war . . . Es begab sich aber, als sie daselbst waren, dass sie gebären sollte, und sie gebar ihren erstgeborenen Sohn, wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war . . .“

Eine heilige Freude spiegelte sich auf den Gesichtern aller; es war, als ob sie diese Botschaft zum erstenmale hörten. Nun folgte die ziemlich lange Erklärung des freudigen Evangeliums. Als das Mädchen geendet hatte, verharrten alle noch eine kurze Zeit im tiefsten Schweigen.

Endlich griffen sie nach dem Weihnachtsschmause, der heuer besonders reichhaltig ausgefallen war.

„Geh', Hias, hol' die Zither,“ rief plötzlich die Kranke, „sing' uns ein Krippenlied; die Engel haben auch gesungen; ohne Gesang gibt's keine rechten Weihnachten.“

„Sell ist wahr,“ sagte der Großknecht, „Sternsinger kommen auch keine, weil ihnen die

bairischen Spürnasen den Weg verlegen; 's wär' ganz schad' um die schönen Weihnachten!"

Die Mutter hatte allen aus dem Herzen gesprochen. Mit einem Sprunge war der Bursche in seiner Kammer und wieder zurück.

Nun griff er in die Saiten, erst ganz leise — immer voller und voller klangen die Töne, und nun sang er dazu das alte Krippenlied:

„Auf, Nachbar, auf, Nachbar,
Los', wer so schön singt;
Das Herzl vor Freuden
Im Leib mir zerspringt:
Das Ding gibt mir z'schaffen,
Ich kann gar nit schlaffen,
Weil die Sunn schon aufgeht
Und niemand aufsteht."

Kaum waren die letzten Worte verklungen, als eine Stimme draußen in der Freie die zweite Strophe intonierte:

„Einfaltiger Nachbar,
Was fallt dir nit ein!
Du scheinst mir wahrhaftig
Verrucket zu sein:
I muess oft recht lachen,
Dass dir solche Sachen
Im Traum fallen ein,
Die nit möglich könn' sein."

„Jesus, Maria! Der Sepp! — sein Geist!" schrie die Mutter.

„O pah, ein Sternsinger," beschwichtigte der Großknecht.

„Nein," versicherte die Kranke, „das ist der Seppl, ich kenn' die Stimm'; g'rad' so hat er voriges Jahr gesungen."

Da ließ sich die Geisterstimme wieder hören; sie sang ganz wehmüthig das Herbergslied des hl. Josef:

„Liebster Herr, thu' mir's verzeihen,
Ich hab's ja doch nicht gern gethan;
Ach, so kalt ist's hier im Freien,
Und kein' Platz mehr finden kann.

Meine todesmatten Glieder
Sinken auf den Boden nieder;
Kann vor Elend kaum noch stehen,
Soll ich dennoch weiter gehen?"

Die Kranke erhob sich im Bette, sie zitterte vor Erregung.

„Der Seppl, ganz gewiss der Seppl," rief sie, „sein Geist; glaubt mir, der braucht etwas."

Der Großknecht lief hinaus, zu schauen, ob jemand da sei.

Kaum hatte er das Schloss zurückgezogen, da gieng die Thür weit auf, und herein stürzte leibhaftig der Fieger-Seppl.

Mit einem lauten Schrei: „Mutter! Mutter!" warf er sich an das Bett der Kranken.

Alle waren scheu zurückgewichen, die Mutter schaute ihn mit stieren Blicken an.

„Mutter, kennst du mich nimmer?" weinte der Bursche auf, „ich bin's, der Seppl!"

„Wo kommst denn her?" fragte die Kranke mit matter Stimme.

„Aus Baiern, vom Militär; ich bin davongelaufen.

„Unsere liebe Frau," schluchzte die Kranke; „ist's möglich? Du lebst?" Sie fiel ins Kissen zurück.

Nun drängten sich alle heran.

Der Seppl streckte ihnen seine Hände entgegen.

„Grüß Gott, Vater! Grüß Gott, Hiasl, Franz! Liese, grüß Gott!“

„Das hätt' ich mein Lebtag nit für möglich gehalten,“ sagte der Großknecht, „wir alle haben gemeint, du seiest verbrannt.“

„Habt ihr nichts von mir gehört?“

„Keine Silbe..... Plötzlich bemerkten wir droben vom Walde aus das Feuer; wir eilten herunter, da war alles schon niedergebrannt und von dir nichts zu sehen und nichts zu finden.“

„Lasst mich ein wenig rasten, ich will euch alles erzählen.“

Nachdem sich der Seppl etwas gestärkt und erwärmt hatte, berichtete er Folgendes:

„In jener Nacht hat's plötzlich an die Thür gehämmert wie mit Eisenschlägeln. Ich spring' auf, nimm meinen Stutzen, da geht die Thür schon in Splitter.

Im nächsten Augenblick ist der Hausgang gefüllt mit bairischen Soldaten. Den Stutzen haben sie mir gleich entrissen. Ich will fragen, was das für eine Manier sei, da drängt sich der bairische Förster, der Schuft, durch die Reihen und sagt:

‚Das ist gerade der Rechte, gebt acht, dass er nicht loskommt!... Hahaha, Bürschl, kannst recht hübsch singen, wir wollen dir eins dazu aufgeigen.‘

Ich will den Jud' anspringen, da packen mich schon zehn, zwölf Fäuste, binden mir die

Hände auf den Rücken und stoßen mich vor sich her.

Es gieng den Berg hinauf zum Fensterlejöchl. Die Blaumeisen werden sich gefürchtet haben, sonst hätten sie nicht diesen Weg eingeschlagen.

Viele Soldaten waren beim Hause zurückgeblieben; was sie dort getrieben, weiß ich nicht.

Plötzlich wurde es taghell um uns herum; ich wende meine Augen, da schlägt die rothe Flamme über unserem Hausdache empor. Ich that einen Schrei und zerrte an meinen Fesseln; es war nutzlos.

Zwei Tage sind wir durchs Gebirge marschiert und dann eine Woche auf der Landstraße. Mehrmals haben wir müssen im Freien übernachten. Endlich haben die Berge aufgehört.

Da kam mir ein guter Gedanke. Ich stellte mich krank.

Am nächsten Tage hätt' ich sollen für den Baiernkönig schwören. In der Nacht heulte und jammerte ich über Bauchschmerzen, dann redete ich allerhand tolles Zeug. Die Soldaten glaubten, ich habe den Typhus; sie ließen mich in einem Schuppen liegen. Draußen schritt zeitweise eine Wache vorüber.

Endlich hörte ich von einem Kirchthurme zwölf Uhr schlagen. Ich sprang aus dem Schuppen. In weiter Ferne sah ich einen schwarzen Riegel über den Boden hinlaufen.

„Das sind Berge," denk' ich, „nur darauf los."

Drei Monate bin ich jetzt auf der Flucht. Einen Monat hab' ich mich bei einem Pechklauber

im Gebirge versteckt. Dann trieb mich das Heimweh fort.

In Alpenhütten und Heuschuppen hab' ich die Nacht zugebracht, in den obersten Bauernhöfen hab' ich ein Stück Brot oder eine Suppe gebettelt; ein paarmal hab' ich mehrere Tage keinen warmen Bissen hinuntergebracht. Zwischen bairischen Schildwachen bin ich durchgeschlichen, Schneestürme haben mich dreimal eingeweht, einmal hat mich eine Schneelahne ins Thal hinunter getragen, und jetzt bin ich endlich da!"

Er schwieg; die Männer schauten stumm zu Boden, die Frauen weinten laut.

Der alte Fieger trug allen strengstens auf, niemandem, auch den besten Freunden nichts von der Rückkehr des Seppl zu verrathen.

Am nächsten Tage brachte er den Seppl auf die Alpe in eine abgelegene Sennhütte. Die Knechte und die Brüder mussten jede Woche die Nahrung liefern.

Manchmal in der Nacht kam der Verbannte selbst herunter. Wenn er über seine trostlose Lage und über die Gefangenschaft mitten in Eis und Schnee sich beklagte, so sprach der Vater bedeutungsvoll:

„Wart' noch ein bissl, es wird bald Zeit!"

IV. Capitel.

Heut' ist Hochzeit, heut' gibt's einen Tanz!

Die Sonne stieg immer höher. Die Wasser und die Bächlein rauschten in den Nächten schon lauter. Der warme Südwind hatte bereits

manchen schwarzen Fleck auf die Berghalden gezeichnet, die Lawinen tosten von den Höhen nieder — der Frühling war im Anzug.

Die Fiegerbuben stiegen eines Tages über das Bergjoch.

Auf dem Rückwege trugen sie einen alten, hinfälligen Priester in einer Kraxe. Sie hatten ihn draußen in der Sterzinger Gegend entdeckt. Der Priester hatte das Hochwürdigste in einer silbernen Kapsel auf der Brust geborgen.

Mit himmlischer Andacht empfieng die alte Fiegerin den Leib des Herrn, und nach wenigen Tagen schlief sie hinüber in ein besseres Jenseits.

In der Nacht trug man ihre Leiche hinunter in den Pfarrfriedhof. In aller Stille, ohne Sang und Klang wurde sie in die Grube gesenkt. Aber der ganze Friedhof strahlte im Lichterglanze. Aus allen Häusern waren Leute erschienen mit Fackeln und Kerzen.

Es war ein eigenartiges Schauspiel, das offene Grab in dunkler Nacht, die flirrenden Lichter über der weißen Fläche, die hellbeleuchtete Kirchenmauer, an welcher riesige Schatten hinhuschten, die tiefe Stille, nur unterbrochen vom Schluchzen der Leidtragenden, vom Tosen des Wildbaches und vom Rauschen des Märzsturmes.

Bald zogen die Lichter wieder fort. Die einen stiegen den Berg hinan, die andern tanzten noch eine Zeitlang im Thale herum, bis auch die letzten verschwanden.

Im Gottesacker herrschte wieder Todtenstille. Nur dort auf einem Grabhügel bewegte sich noch eine Gestalt.

Wenn man aufmerksam horchte, konnte man zwischen einzelnen Windstößen ein unterdrücktes Weinen vernehmen.

Das war die Jörg-Gretl. Sie konnte sich nicht vom Grabe ihrer Mutter trennen; sie musste sich hier ausweinen und ausklagen; ihr Herz war zu gedrückt und geängstigt.

Der bairische Förster hatte nämlich seinen Antrag wiederholt, er hatte gedroht, wenn das Mädchen nicht einwillige, so werde er den alten Jörg des Majestätsverbrechens anklagen, weil er beleidigende Ausdrücke über den König gebraucht, dann könne sich der Alte auf zehn bis zwanzig Jahre Zuchthaus, wenn nicht gar auf den Galgen gefasst machen.

Fliehen konnte der Bauer nicht, denn ein heftiges Gliederreißen hielt ihn an das Bett gefesselt.

Das Mädchen schlang die Arme um das Kreuz und jammerte:

„Mutter, ich muss, ich muss! . . . . . ich kann nicht! . . . . . ich will nicht!“

Da schwang sich plötzlich ein dunkler Schatten über die Friedhofmauer und huschte hin auf das Grab der alten Fiegerin.

Der Gretl stockte das Blut in den Adern, aber sie verhielt sich ruhig. Ueber eine Weile hörte sie den Jammerruf:

„Mutter, Mutter! stehst du nimmer auf?“

* *
*

Nach kurzer Zeit erhob sich der Schatten wieder und schritt durch den Friedhof gerade an dem Mädchen vorüber.

Es war eine lange Gestalt, in einen weiten Mantel gehüllt.

Das Mädchen hielt den Athem an.

Da blieb der Vermummte stehen, fuhr mit der Rechten nach der Brust und rief:

„Wer da?!“

„Ich!“

„Wer ich?“

„Die Förgtochter!“

Die Gestalt fuhr einen Schritt zurück, zog dann eine brennende Laterne aus den Falten des Mantels, schlug die Capuze zurück — in dem Augenblicke schrie das Mädchen auf:

„Jesus, Maria und Josef! Seppl!..... Kommst du aus der andern Welt?..... Was brauchst denn, Seppl? sag'!“

„Bst, bst,“ machte der Angesprochene, „Gretl, red' still!... Ich bin kein Geist... ich bin nicht gestorben.“

„Ist's möglich?..... Wo bist denn gewesen?“

„Im Baiernland... frag' nicht weiter, du wirst alles hören;... ich bin vogelfrei und muss mich wieder verstecken... sag' niemand, dass du mich gesehen.“

Da warf sich das Mädchen auf die Knie.

„Seppl,“ rief sie, „geh' nit fort, hilf mir!“

„Gretl, was ist geschehen?“

Das Mädchen erzählte nun die Geschichte mit dem bairischen Förster.

Aus ihrer bebenden Stimme, aus ihrem leisen Schluchzen konnte man die bittere Herzensangst des Mädchens herausfühlen.

Der Seppl stand eine Zeitlang wortlos da.

Wenn es Tag gewesen, hätte man sehen können, wie alles Blut aus seinem Antlitze gewichen, wie seine Lippen zitterten, und welch unheimliches Feuer aus seinen Augen sprühte.

Endlich stieß er die abgebrochenen Worte hervor:

„Gretl, das wird heimgezahlt ..... jeder Heller ..... für dich ..... für deinen Vater ..... für mich ..... die Thränen kosten Blut, verlass dich darauf, Gretl! .... Hier beim Grabkreuz deiner Mutter schwör' ich, 'vor der Schnee auf dem Grabe da Wasser ist, sind wir quitt!" Er blies das Licht in der Laterne aus.

„Siehst du, Gretl," fuhr er weiter, „wie ich das Licht aus'blasen hab', so will ich ihn wegblasen, den Judas! ..... und wie das Licht nicht mehr aufbrennt, so gewiss wird er euch nichts anhaben!"

„Seppl, ich fürcht' mich," hauchte das Mädchen.

Der Bursche stand wieder eine Zeitlang wortlos da.

Plötzlich richtete er den Kopf in die Höhe.

„Gretl, versprich mir etwas!" sagte er.

„Alles will ich versprechen!"

„Wirst du dein Versprechen auch halten?"

„Bei meiner Seele, gewiss!"

„Werde dem Förster seine Braut!"

„Seppl!!"

„Versteh' mich recht! Nicht heiraten sollst du ihn, aber seine Braut werden zum Scheine; setz' die Hochzeit auf den 10. April fest — ver-

gifs nicht den Tag, es dauert noch zwei Wochen. — Es wird eine lustige Hochzeit geben, und die Baiern sollen nach unserer Pfeife tanzen."

„Seppl, ich fürcht' mich; was kann das abgeben!"

„Hab' keine Angst; der bairische Hund wird dich nicht zum Altare führen — da steh' ich gut dafür.

Deinem Vater brauchst du nichts mitzutheilen; mit ihm werd' ich alles in Ordnung bringen. Sag' nur, er soll morgen in der Nacht wach bleiben. Wenn er um Mitternacht dreimal die Habergeiß bellen hört, soll er die hintere Thür aufschließen, aber kein Licht anzünden — verstehst du?

Wenn er fragt um die Farbe, sagst du: ‚Weiß wie Schnee und roth wie Blut' — merk' dir's, ‚weiß wie Schnee und roth wie Blut'."

„Seppl! Was habt ihr für Heimlichkeiten?"

„Später wirst du alles hören ... also willst du mir das Versprechen geben?"

„Muss ich?"

„Recht wär's mir!"

„Dir zulieb, also ja!"

Sie reichte ihm ihre Hand; er drückte dieselbe.

„Gretl," sagte er weich, „du bist ein tapferes Madl ... ich hab's gewusst, sonst hätt' ich's nicht verlangt.

Weißt, du thust's auch fürs Vaterland. Mehr darf ich jetzt nicht sagen ... Richt' dich gut mit der Aussteuer; nach der falschen Hochzeit kommt bald eine rechte. B'hüet Gott!"

„Seppl!" schrie das Mädchen, aber dieser war fort.

Leicht und geräuschlos wie ein Schatten glitt er an der Friedhofmauer hin.

* *
*

In wenigen Tagen war die Hochzeit des bairischen Försters mit der Förg-Gretl bereits Dorfgespräch.

Die Leute wollten es anfangs nicht glauben, als der Förgbauer jedoch selbst mit kaltem Lächeln das Gerücht bestätigte und erklärte, er müsse seiner Tochter halt ihren Willen lassen, da brach ein förmlicher Sturm gegen das bedauernswerte Mädchen los.

Die Gretl verschloss sich in ihre Kammer und vermied jeglichen Verkehr mit den Leuten. Unterdessen wurden beim Förgbauer die ausgedehntesten Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen. Näherinnen, Schneider und Schuster hatten vollauf zu thun.

Der bairische Förster gieng tagtäglich im Förghofe aus und ein und floss über von Schmeichelreden für den alten Bauer und seine schöne Tochter.

Die bairischen Behörden zeigten nicht undeutlich ihr Wohlgefallen an dieser Verbindung; denn der alte Förg war ein angesehener Mann landauf, landab.

Wenn er durch seine Tochter an die Baiern gekettet war, meinten sie, so werde er eine

kräftige Stütze für das neue Regiment unter den Bauern abgeben.

Dieses Entgegenkommen vonseiten des einflussreichen Bauers machte sie so arglos, dass sie für die klarsten Zeichen des nahenden Sturmes blind waren.

Diese Zeichen mehrten sich von Tag zu Tag.

In der Charwoche gieng ein altes Mandl, ein Kraxentrager, von Haus zu Haus. Seine Erscheinung war auffallend. Seine unzusammenhängenden Reden und sein wahnwitziges Benehmen verleiteten viele zur Ansicht, dass es beim Mandl im Hirnkasten nicht ganz in Ordnung sei. Wer jedoch in die klugen Züge und in die blitzenden Augen des Alten schaute, der wurde gleich eines Besseren belehrt.

Das Mandl benahm sich als Hochzeitslader.

Sein Spruch war in allen Häusern der gleiche:

„Es ist alles gerichtet, die Freunde sollen fleißig erscheinen. Die Hochzeit ist schon ausverkündet, die Hindernisse sind aufgehoben, der Brautführer ist da — ein nobler Herr.

Damit niemand zu spät kommt, so will ich die Sach' erklären. Gebt's acht auf die Zeichen!

Wenn die Bäch' und Wasser Sagmehl bringen, nacher läutet's das Erste; dann thut's euch anlegen und herrichten.

Wenn in der Nacht überall Feuer brennen, nacher läutet's das andere; dann richtet's euch zum Geh'n.

Wenn das Wörtl ummergeht: „Es ist Zeit!“ — merkt's euch das Wörtl — nacher läutet's

zusammen; dann geht's zur Hochzeit mit pumm, pumm und kling, klang!"

Schon bei den ersten Sätzen, welche das Mandl sprach, richtete sich mancher Kopf in die Höhe und wechselte mit dem Unbekannten verständnisinnige Blicke; gar manches Ohr horchte aufmerksam auf den seltsamen Ladruf.

Nach wenigen Tagen giengen alle Bäche weiß. Auf der Oberfläche des Wassers schwammen große Mengen Hobelspäne und Sägemehl.

In allen Häusern aber suchte man die alten Spießeisen und Stutzen hervor. Ueberall wurden Kugeln gegossen und rostige Säbel geputzt.

Nun gieng auch den Einfältigsten ein Licht auf.

Die Nacht auf den 9. April war sehr unruhig.

Auf den Bergen herum brannten an allen Ecken und Enden große Feuer und warfen ihren Schein weit hinaus ins Land. Ueberall hörte man kecke Lieder; frische Jauchzer durchgellten die Luft.

Die Baiern glaubten, das gelte alles der Hochzeit des Försters.

Beim ersten Hahnenruf in der Früh ertönte ein merkwürdiger Laut. Man mochte es für einen gewaltigen Posaunenstoß halten oder für das Brüllen eines wilden Thieres. Der Laut hatte etwas Schreckliches, etwas Mark und Bein Durchdringendes.

Es kam von der Schattseite auf die Sonnseite herüber und klang wie ein langgedehntes „Hooooo!"

Wie das Echo in den Schluchten nachgellte und -heulte, überkam jeden ein unheimliches Gefühl.

Wieder erscholl dieselbe Stimme oder viele Stimmen; in langgezogenen Tönen schrie es: „Zeit ist!“ „Zeit ist,“ gab das Echo vieltausendstimmig Antwort.

„Zeit ist,“ gieng es nun blitzschnell von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte.

Berg und Thal wurde lebendig. Ueberall kamen die Schützen herbei, den Stutzen auf der Achsel, die weiße Hahnfeder auf dem Hute.

„Heut' ist Hochzeit,“ riefen sie, „heut' gibt's einen Tanz!“ Zugleich flog der Hut in die Höhe, und ein heller Jauchzer stieg in die Luft. — —

Es war sieben Uhr.

Die Dorfgasse herauf bewegte sich ein Brautzug. Voraus schritt der bairische Förster mit der Förg-Gretl am Arme. Hinter ihnen einige Beamte, Jäger und Jagdburschen. Die Gretl war feuerroth im Gesichte und schaute zu Boden. Die Jagdburschen schossen ihre Pistolen ab und jauchzten.

Da scholl es plötzlich von der Kirchgasse herab: Taratamm, taratamm, taratamm, taratamm tamm tamm — kräftige Jauchzer mischten sich dazwischen.

Die Hochzeitsgäste stutzten, als sie den Trommelwirbel und den kräftigen Militärschritt vernahmen.

Im selben Augenblicke erschien der Fieger-Seppl an der Spitze einer schmucken Schützen-

compagnie. Hei, wie lustig wehten die weißen Federn im Morgenwinde, und wie glänzten die blanken Stutzen.

„Halt!“ commandierte der Seppl unmittelbar vor dem Brautzuge.

Die Baiern wurden kreideweiß. Der Förster zitterte wie Espenlaub.

„Was soll das bedeuten?“ fragte er kleinlaut.

„O, nichts,“ lachte der Seppl, „wir möchten uns nur ein bissl zur Hochzeit laden.

Urplötzlich riss die Gretl ihren Arm aus dem des Försters und schrie:

„Baiersack, heut' wird abgerechnet!! . . . . Hoch lebe der Kaiser Franzl!“

„Hoch lebe der Kaiser Franzl!“ jauchzten die Schützen.

Der Förster wurde grün und gelb; da zog er ein Jagdmesser aus dem Gürtel.

Mit dem Rufe: „Wart', du Schlange!“ stürzte er auf die Gretl.

Da geschah etwas so blitzschnell, man konnte nicht sehen, wie.

Es that einen unheimlichen Krach, und der Förster lag mit zerbrochenen Gliedern am Boden.

Der Seppl hatte ihn mit beiden Händen erfasst und mit Riesenkraft an eine Mauer geschleudert.

Zu gleicher Zeit wurden die Hochzeitsgäste umzingelt und gefangen genommen. Unter Lachen und Jauchzen wurden sie die Gasse hinuntergeführt.

Der Seppl aber trat zur Gretl, steckte ihr ein Ringl an den Finger und sagte:

„Gretl, wenn das Vaterland frei ist, machen wir Hochzeit.“

Von allen Seiten kamen die Leute herbeigelaufen, um das seltsame Schauspiel zu betrachten.

Als sie nun den ganzen Hergang erfuhren, wie die Gretl nur zum Scheine in die Hochzeit gewilligt, um die Baiern demüthigen zu helfen, um die Beamten arglos zu machen und die Vorbereitungen zu erleichtern, da war das Lob des tapferen Mädchens in aller Munde. Im Triumphe wurde sie nachhause geleitet.

Noch am selben Tage marschierten die Fernberger Schützen durch das Passeier über den Jaufen.

Bei Sterzing gab es einen harten Strauß. Die Tiroler standen einer weit überlegenen Feindesmacht gegenüber.

Lustig knallten die Stutzen und sangen die Kugeln.

Der Feind musste dem Heldenmuthe der Tiroler weichen. In wenigen Tagen schon war der Feind auf allen Seiten über die Grenze geworfen. Kein Baier stand mehr auf tirolischem Boden.

Das war der erste Gang im glorreichen Heldenkampfe des Jahres 1809.

* * *

Vierzehn Tage später klangen die Glocken zu Fernberg im feierlichen Chore zusammen. Der alte Pfarrer stand im Festornat am Altare, und zu seinen Füßen kniete ein junges Paar, das sich eben den Schwur der Treue fürs Leben geleistet — der Seppl und die Gretl.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Preßvereins-Buchdruckerei, Brixen.

Buchdruckerei des Kath.-polit. Preſsvereins in Brixen.

Reimmichl

Aus den Tiroler Bergen Lustige und leidige Geschichten von Reimmichl

Brixen 1898